Sämmtliche Erzählungen

von

(Emilie) Friederike (Sophia) Lohmann.

Ausgabe letzter Hand;

mit einem Vorworte der Verfasserin

von „Godwie Castle“ ꝛc. ꝛc.

[d. i. Paalzow, Henriette v., geb. Wach]

Fünfzehnter Band.

Leipzig, 1844.

Verlag von Carl Focke.

„Ob sie auch schied, sie lebt in ihrem Wort,
In dem Gedächtniß ihrer Freunde fort.“

811
G/71/102
Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt.

Seite

Die Perlen. 1

Theodor. 55

Sophie'ns Erinnerungen. . . . . 179.

Die Perlen.

„Durch Anmuth allein, herrschet und herrsche das Weib!“

Schiller.

Der junge Mann trat in's Zimmer, und die zierlich geschmückte Frau kam ihm mit einem bezaubernden Lächeln entgegen. Er setzte sich neben sie auf den Sopha, schlang seinen Arm um sie, und bemerkte, daß ihre Augen die durchschwärmte Nacht auf dem Balle nicht verriethen.

„O lieber Franz!“ sagte sie schmeichelnd, „meine Augen drücken jetzt nur die Freude Deiner Ankunft aus; auch habe ich ja so lange geschlafen, daß Du schon bei Deinen Geschäften warst, als ich erwachte, und eben deswegen sage ich Dir jetzt den ersten guten Morgen. Aber im Ernst, lieber Freund, ich wachte noch, als schon der Tag graute. Denke nur, ein Wunsch war es, der mich so lebhaft beschäftigte, ein eitler, thörichter, ja ein unmöglicher Wunsch, und doch gewann er so viel Stärke über mich. Wir Frauen sind wie die Kinder; mancherlei Spielzeug reizt uns, und wir können dann eine kurze Zeit nicht darüber hinweg. Aber Gottlob, wenn man uns etwas Anderes reicht, werden wir, wie jene, zerstreut, und vergessen, was wir nicht bekommen sollen.“

„Dein Seufzer widerspricht Deinen letzten Worten, liebes

Kind,“ sagte Franz lächelnd; „aber was könnte denn meine Blanka so Unmögliches wünschen? Du weißt ja, reizende Schmeichlerin, daß mir nichts so kostbar ist, als Dein Glück, und wenn ich Dich gern erfreue, so kann mir nichts willkommener sein, als daß allerlei buntes Spielwerk Euch entzückt, und es nie an Gelegenheit gebricht, Euch einen Wunsch zu erfüllen. Wie ergötzlich ist mir allemal die kindliche Lust gewesen, mit welcher Du ein neues Kleid anversuchtest, einen Shawl vor dem Spiegel in hundert Falten warfst, einen glänzenden Kamm, ein Paar Ohrringe in der Sonne hin und her bewegtest. Ich bin weit entfernt, darüber zu spotten. Hat Euch doch die Natur offenbar diese Neigung, dies Talent, Euch zu schmücken, zu unserer Freude verliehen. Sage daher Deinen Wunsch offen, und wenn er meine Kräfte nicht übersteigt, soll er bald erfüllt sein. Ueberdies laß Dir in's Ohr flüstern, daß ich einen bedeutenden Gewinn gehabt habe, woran ich Dir, als meinem nächsten Handelsgesellschafter, gern einen Theil gönnen will.“

„Du bist so gut,“ sagte Blanka, und heftete ihre lebhaften, schwarzen Augen auf den Mann; doch als er sie von Neuem zum Sprechen aufforderte, schlug sie sie erglühend zu Boden, und fuhr fort: „Nur weil Du es willst, und ich Dir nichts verschweigen mag, höre mich an, und wir wollen die Grille mit einander belächeln. Ich weiß nicht, ob Du die Gräfin gestern bemerkt hast; sie war einmal wieder so geschmackvoll gekleidet, wie ich lange nichts sah. Um ihren Hals trug sie eine Perlenschnur von ungewöhnlicher Größe und Gleichheit. Jedermann bewunderte sie, und ich gestehe, daß ich die Augen den ganzen Abend

nicht von den Perlen abwenden konnte. Nichts hat mich jemals so gereizt, als dieser Schmuck. Um Steine beneide ich keine Frau, sie blitzen so keck und gefallsüchtig umher, und erinnern durch ihre Schwere an den Druck der Kronen, in denen sie schimmern. Perlen habe ich immer vor Allem geliebt. Sie verschönern uns, wie Thautropfen eine Blume, sie sind so werthvoll, und doch so anspruchslos. Gewiß, wenn ich eine Fürstin wäre, ich würde jeden andern Schmuck verschmähen."

„Dann würdest Du in diesem Stande Dich durch die Einfachheit auszeichnen, die Dich jetzt in dem Deinigen ziert. Ich bemerkte die Perlen wohl, sie waren sehr kostbar und werth, an dem Halse einer Fürstin zu glänzen. Solltest Du Dir ähnliche wünschen, so müßte ich leider gestehen, daß Dein Wunsch unsere Mittel fast überwiegt."

„Wie ernsthaft Du einen Scherz nimmst," erwiederte Blanka nicht ohne Empfindlichkeit. „Frage Dich selbst, ob Du nicht etwas gewünscht hast, was Dir nicht werden konnte, oder was wenigstens unerreichbar schien. Hast Du aber je in solchen Phantasie'n Freude und Beschäftigung gefunden, so laß mir auch die meinigen. Genug denn, ich wünschte mit großer Lebhaftigkeit, mich mit ähnlichen Perlen zu schmücken, zweifelte, daß sich eine solche Schnur, so gleich geformt, so rein, würde zusammenfinden lassen, und konnte meine Gedanken nicht davon losmachen. Du warst früher nach Hause gegangen, ich tanzte noch, und als ich Dir folgte, fand ich die Kammerfrau der Gräfin hier oben bei meinem Mädchen, sie hatten mit einander gewacht, und die fremde Jungfer zeigte sich geschäftig helfend bei meinem

Entkleiden. Ich konnte mir es nicht versagen, von den Perlen ihrer Herrschaft zu reden, und hörte mit Staunen, daß diese die Schnur zu verkaufen wünschte. ‚Sie sei ihr durch Erbschaft zugefallen,' sagte das Mädchen, ‚und werde mir gewiß billiger als jedem Andern überlassen werden.' Ich ließ mich nicht ein, allein ich konnte doch meine Lust nicht ganz verbergen, und mochte ich nun entgegnen was ich wollte, sie bestand darauf, mir diesen Morgen die Perlen zum Ansehen zu bringen."

Bei diesen Worten war Blanka aufgestanden, und hatte aus einem Kästchen die reiche Schnur hervorgezogen. Sie hielt sie spielend in der Hand, und legte sie, nicht ohne besondere Zeichen des Wohlgefallens, um ihren weißen Hals. Mochte sie es nun nicht bemerken, oder absichtlich aus der Acht lassen, Franz lächelte nicht, wie sonst bei ähnlichen Scenen; ja es zog sich vielmehr eine recht dichte Wolke auf seiner immer heitern Stirn zusammen.

„Weil es Dir nicht entgehen kann, liebe Blanka," fing er endlich zu reden an, „so will ich es nur frei bekennen, daß Dein Wunsch mich kränkt; es ist der erste, den ich nicht befriedigen kann, nicht befriedigen mag. Die Stadt nennt mich reich, ich bin es auch wohl, aber abgerechnet, daß des Kaufmanns Reichthum Ebbe und Fluth ist, so stand mir auch immer ein Etwas zur Seite, das dem dunkeln Schatten gleicht, den die Alten Nemesis nannten. ‚Mißbrauche Dein Glück nicht!' ruft er mir warnend zu, ‚so wirst Du, wenn ein Wechsel Dich träfe, im Unglück Mitleid, Freunde und ein ungetrübtes Bewußtsein finden.' Leider ist der Luxus in unsern Zeiten zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegen,

und dieses Streben des Mittelstandes nach den Rechten und Auszeichnungen der Vornehmen zieht ein Gleiches der niedern Classen nach, die sich nicht mehr mit der goldenen Sicherheit des wohlhabenden Handwerksstandes genügen lassen. Sollte auch meine Blanka einen Genuß darin suchen, mit der Gräfin H** zu wetteifern, die an einem glänzenden Hofe lebte, kleine Fürsten unter ihren Ahnen zählt, und in jedem Sinn so hoch über uns steht?"

„O nicht in jedem Sinn," unterbrach ihn Blanka. „Der Verkauf der Perlen ist ein neuer Beweis, wie tief ihr Glück gesunken ist. Ihre Güter sind verschuldet, und gehören ihnen nicht halb, und des Grafen unerhörte Spielsucht geht mit der Verschwendung seiner Frau Hand in Hand, um sie zu Grunde zu richten."

„So kann ich sie nur bedauern, und noch fester den Entschluß fassen, ihnen nicht zu gleichen. Weißt Du den Preis der Perlen?"

Blanka verneinte es erröthend, Franz fuhr fort: „Ich kann Dir ihn sagen, weil ich zufällig auf dem Balle belehrt ward; 6000 Thaler kostet das glänzende Spielwerk, das Dich so sehr reizt, und wahrlich, Blanka, wenn ich das bedenke, gerade jetzt bedenke, wo etwas ganz Anderes meine Seele beschäftigt, so möchte ich die reinen Kügelchen dem Element zurückgeben, dem sie die Habsucht entriß. Du weißt, daß die Familie uns gegenüber schon oft unsere Aufmerksamkeit anzog. Eine ehrwürdige Mannsgestalt, eine kränkelnde Matrone, und ein Mädchen, das auf den ersten Blick für sich einnimmt. Immer im Hause, immer beschäftigt, sieht

man sie nur zuweilen an der Seite des Vaters einen kurzen Spaziergang machen, wo sie allemal die entlegensten Orte wählen. Lange war es mir Freude, sie zu beobachten; mochte ich noch so früh aufstehen, meine junge Nachbarin war schon an ihrem Platz am Fenster, häuslich gekleidet, und mit irgend einer Handarbeit so emsig beschäftigt, daß kein Blick auf die Straße fiel. Trat dann später etwa die bleiche Mutter oder der Vater zu ihr, so hättest Du den innigen Ausdruck gegenseitiger Liebe sehen sollen, mit welchem diese guten, gewiß unglücklichen Menschen sich umfaßten. Ich fing an, mich recht warm für sie zu interessiren, erkundigte mich genau, und erfuhr nur Gutes, aber auch viel Trauriges von ihrer Armuth, die vielleicht doppelt schmerzhaft ist, weil der Mann aus einer alten edlen Familie stammt und, mit dem natürlichen Stolz des Edelmanns, seine Lage auf's dichteste zu verschleiern strebt. Wie mußte ich mich daher bekümmern, als ich gestern, aus dem Taumel einer lauten, geräuschvollen Freude zurückkehrend, einen Blick hinüber warf, und das Mädchen beim Schein einer Schirmlampe arbeiten sah, aber nicht mit so heiterem Gesicht als gewöhnlich. Die ganze Gestalt war erleuchtet, es entging mir nicht, daß sie von Zeit zu Zeit Thränen abtrocknete, und die Arbeit zuweilen in den Schooß fallen ließ, um ihre wunden Augen gegen das Licht zu decken. Welch' ein scharfer Gegensatz mit der verschwenderischen Pracht auf dem Balle! Diese traurige Einsamkeit und jene lärmende Lust, diese Thränen und jene fröhlichen Tänze, jene heitern, hebenden Töne. Ach, es ist so manches stille Elend in der Welt, das sich allen Blicken entzieht; aber wer es sieht, und in

solcher Stimmung sieht, wie ich diese Nacht, wehe ihm, wenn er nicht auf mögliche Hülfe denkt.“

„Ich kenne das Mädchen,“ sagte Blanka finster, „und begreife wohl, daß sie einen Mann auch ohne großes Unglück anziehen kann. Sie ist sehr hübsch!“ —

„Nicht halb so hübsch als Blanka, wenn kein falscher Wahn ihre Züge verfinstert,“ erwiederte Franz; „ein Wahn, den ich nicht bestreite, weil ich Deine Lebhaftigkeit, aber auch Dein Herz kenne. Gottlob, Du kennst auch das meine, und ich kann also ruhig fort erzählen. So oft ich erwachte, zeigte mir der helle Schimmer an meiner Wand, daß die Arme noch nicht schlief, und nun fiel mir Alles wieder ein, was ich früher gehört hatte. Sie sind hier fremd, sagte ich mir selbst, und gerade jetzt in der äußersten Bedrängniß. Der Vortheil, der mir eben gestern ganz unerwartet zufiel, gab mir dabei die Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, und so ging ich heute unter einem Vorwande zu dem Wirth jener Familie hinüber. Die Leute wurden sehr gesprächig, als ich ihrer Abmiether erwähnte. Die Frau, welche bis dahin in einer Ecke gesessen, und sich mit ihrem Kinde beschäftigt hatte, trat jetzt vor mich hin, und nahm dem Manne mit großer Lebhaftigkeit das Wort ab. Sie sagte mir, daß ein seltner Unstern über der Familie walte, und allerlei unverschuldetes Weh sie des größten Theiles ihrer Besitzthümer beraubt habe. Ein kleines Gut, das endlich noch übrig blieb, sei in den letzten Kriegsjahren ein Raub der Flammen geworden, und unfähig, sich wieder aufzurichten, lebten sie nun fast einzig von dem Fleiße des Fräuleins, die jetzt schon mehrere Nächte sich des Schlafs beraubt habe, um das

Nöthige zur Labung der kranken Mutter zu gewinnen. ‚Wen Gott lieb hat,' setzte sie hinzu, ‚dem giebt er solche Freude an seinen Kindern,' und ich stimmte ihr von Herzen bei. Aber seitdem denke ich immer hinüber, und sinne auf eine Gelegenheit zu helfen, ohne das Zartgefühl der guten Leute zu beleidigen. Sieh, liebe Blanka, da betrachte ich nun Deine Perlen mit ganz andern Augen. Diesen unnützen Schmuck in den Händen der Dürftigen, und sie wären beglückt, das leidende Alter gestützt, die Tugend der Tochter belohnt. Ja, gerade in diesem Augenblicke könnte ich Perlen und Steine und all' jenen theuren Tand recht herzlich verachten, denn die ungeschmückten Hände dieses Mädchens sind mir so ehrwürdig, seit ich weiß, daß sie mit ihrem Fleiß zwei alte Eltern ernährt, daß alle Damen, für die sie sich mühet, mir nicht halb so schön in ihrem Putz erscheinen, als diese gute Tochter in ihrem einfachen Kleide."

Die Mittagsmahlzeit war indessen aufgetragen; einige Hausgenossen, die mit ihnen zu essen pflegten, traten ein, und unterbrachen das Gespräch. Man setzte sich, aber es wollte heute kein geselliger Verkehr zu Stande kommen. Franz sprach zuweilen etwas mit jener gezwungenen freundlichen Miene, die manchen Männern eigen ist, wenn sie einen Verdruß verbergen wollen, aber es war weder Leben noch Wärme in seinen Worten. Blanka blieb ganz stumm, und war herzlich froh, als die Mahlzeit geendet war. Sie hatte mehr als einen Stachel im Herzen, und wußte sich um so weniger klug und geschickt zu benehmen, als dies der erste Scheideweg war, an dem sie und Franz mit ihren Meinungen und Gefühlen standen. Das Glück einer voll-

kommnen Einigkeit hatte sie verwöhnt; sie glaubte, es müsse eben so sein, und fand nun ihr Gefühl auf's bitterste verletzt. So ließ sie ihren Mann gehen, der heute früher als sonst von ihr schied, — ohne ein finsteres Stillschweigen zu brechen, das ihm weh that, und das er ihr übler auslegte, als sie verdiente.

Blanka öffnete das Fenster und sah ihm nach. Er blickte nicht wie sonst nach ihr auf, ja, sie glaubte sogar, seine Augen hätten die Wohnung des Fräuleins gesucht, die ihren gewöhnlichen Platz auch heute wieder einnahm. Alles, was sie seit diesem Morgen verstimmte, lös'te sich jetzt in Thränen auf, und sie warf sich auf's Sopha, um recht herzlich zu weinen. Wie wir es denn wohl Alle oft machen, — so versammelte auch Blanka, statt Trost zu suchen, ihre trüben Ideen wie eine feste Verschanzung um sich her, und überlegte jedes rasche Wort ihres Mannes so lange, bis ein geheimes Gift daraus in ihr Herz floß. Seine Lobsprüche der Nachbarin hatten ihre Eifersucht entflammt, eine Regung, die in ihrem Innern nur leichten Schlummer schlief, und was er zuletzt von den Tugenden des Mädchens sagte, schien ihr ein bitterer Vorwurf, den sie nicht verschmerzen konnte. Denn zu lebhaft, um an den gewöhnlichen Arbeiten Geschmack zu finden, war sie immer nur mit kleinen, eleganten Tändeleien beschäftigt, oder widmete ihre Zeit der Gesellschaft, während alle nöthigen Hausbedürfnisse und ein großer Theil ihres Putzes, seit des Fräuleins Anwesenheit in der Stadt, von dieser besorgt wurden. Blanka bedachte nicht, daß Franz dies nicht einmal ahnete, und weit entfernt war, eine herzlich geliebte Frau kränken zu wollen. Sah sie nun

mit allen diesen Gedanken die Perlen an, und dachte an die entzückende Hoffnung, sie zu besitzen, so ward ihr Unmuth noch größer, und ihre Thränen flossen häufiger. Sie hatte die ganze Nacht mit sich gekämpft, ob sie eine so große Forderung an ihren Mann wagen dürfe, und war fest entschlossen, es nicht zu thun, als das Mädchen mit dem Schmuck eintrat. Wie schön war er nicht, und wie sehr hob er die natürliche Weiße von Blanka's schöner Haut! Sie stand noch in Anschauen verloren, als sich die Thür öffnete, und eine Bekannte erschien, die gestern mit ihr auf dem Balle war. Blanka wollte den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit verbergen, aber jene hatte ihn schon erblickt, und indem sie der jungen Frau versicherte, es habe ihr nie etwas so schön gestanden, fachte sie das Feuer des Wunsches nur höher an.

„Welch' ein einziger Zufall!“ rief sie aus, „daß diese Perlen, die Ihnen so sehr gefielen, gerade zu verkaufen sind. Wahrhaftig, liebe Blanka, Sie sind ein Glückskind, Alles fügt sich Ihren Wünschen. Wir werden Sie unfehlbar auf dem nächsten Balle damit sehen, und ich freue mich schon darauf. Das weiße Atlaskleid mit dem Blondenbesatz und diese Perlen, das wird ein herrliches Ganzes machen, dessen sich die größte Dame nicht zu schämen hätte.“

„Und denken Sie denn,“ entgegnete Blanka, „daß ich es wagen werde, dies bedeutende Geschenk von meinem Manne zu erbitten?“

„Sie scherzen,“ sagte die Andere, „warum nicht? Jedermann weiß, daß er ein sehr reicher Mann ist, daß seine Geschäfte vortreflich gehen, und so eine Summe ihm nur Spiel dünken muß. Ich wette, Sie dürfen es nur von

weitem berühren, so haben Sie die Perlen. Zudem behält so ein Schmuck immer seinen Werth, und andere Frauen von nicht größeren Ansprüchen tragen ihn wohl noch kostbarer; kurz er müßte Sie nicht so sehr lieben, wenn er es über sich gewinnen könnte, Ihnen eine Freude zu versagen."

Diese Worte waren es, denen Blanka folgte, und die nun auch die Regung gekränkten Stolzes zu allen andern Empfindungen gesellten. Sie war also nicht so sehr geliebt, als ihre Freundin wähnte, sie sollte es dieser eingestehen, daß ihr heißester Wunsch versagt ward, daß sie zurückgeben mußte, was man schon als ihr Eigenthum ansah. — O, wir wären oft viel glücklicher, viel besser, wenn die Verhältnisse der Gesellschaft unsern natürlichen Gefühlen nicht so viel fremdes beimischten, wenn wir nicht so oft lieber scheinen als — sein möchten!

Indessen trat ein Mann zu Franz in's Comptoir, den er ersten Blicks für seinen alten Nachbar erkannte, obgleich ihre Bekanntschaft nur durch die Nähe beider Fenster gemacht war. Er bat mit sehr feinem Anstande um ein kurzes Gespräch unter vier Augen, und Franz führte ihn in ein abgesondertes Cabinet, wo er selbst zu arbeiten pflegte. Sie hatten sich Beide gesetzt, und der junge Mann forschte einen Moment in den Zügen des Fremden. Aus einem, von Kummer mehr als von Alter gefurchten Gesicht, blickten ihn lebhafte, kluge Augen an, die zugleich treue Spiegel eines geraden, redlichen Herzens waren. Franz brauchte nichts weiter als diesen Empfehlungsbrief; er reichte seinem Gaste die Hand, und fragte herzlich: ‚womit er ihm dienen könne?‘

„Mein Herr!" hob der Alte an, „ich heiße Heideck, und bin Ihr Nachbar. Sie haben sich heute früh freundlich nach uns erkundigt, unser Loos hat Sie gerührt, und das spricht für Ihr Herz. Kaum hatten Sie meinen Wirth verlassen, als dessen Frau zu uns kam, um uns gutmüthig mit dieser Nachricht zu erfreuen. Es war gerade in einem Augenblicke, wo meine Seele sich in der weiten Welt vergebens nach Hoffnung umsah. Da nahm ich Ihre Güte für einen Fingerzeig des Schicksals, und kam hierher. Der Krieg hat uns Alles geraubt. Schon lange Zeit arbeitet meine fromme Tochter unausgesetzt für uns, und wir haben wenigstens keinen Mangel gelitten. Jetzt auf einmal, da meine Frau fortwährend kränkelt, mehr bedarf, und den Schlägen des Unglücks keinen Muth mehr entgegen zu setzen hat, verlangt ein harter Gläubiger eine Summe von mir, die ich nicht aufzubringen vermag. Ich bin nicht müßig gewesen, etwas für die Meinen zu thun, aber vergebens habe ich alle Mittel versucht, meine geringen Kräfte wirksam zu nützen. Noch bleibt uns ein Familienkleinod; es ist das Letzte, ich wollte es gestern in Geld verwandeln. Aber nun weinten die Weiber und ich selbst — warum sollte ich es nicht gestehen — konnte nur mit Wehmuth von einem Schatze scheiden, den jeder Heideck seinen Kindern als ein Andenken an würdige Ahnen hinterließ. Es schien mir so hart, daß dieses theuere Besitzthum so manches Geschlechts eben aus meiner Hand in eine fremde kommen sollte, und als meine Frau das Kästchen zögernd hervorzog, in welchem es seit langer Zeit verwahrt wird, ergriff uns Alle ein so tiefer Schmerz, als hätten wir eben jetzt erst unsern ganzen Wohl=

stand versinken sehen. Sie werden nicht spotten, lieber junger Mann, wenn ich Ihnen sage, daß mein Mädchen fast die ganze Nacht geweint hat. Sie sehen mir gar nicht aus, als könnten Sie irgend ein Gefühl verhöhnen. Nun eine Frage: wollen Sie mir auf dieses Kreuz, das vielleicht nicht so viel werth ist, 300 Thaler leihen, so daß ich mein Eigenthumsrecht daran auf unbestimmte Zeit behalte, und wenn es mir nicht vergönnt ist, doch meiner Tochter die Hoffnung bleibt, diesen Schmuck ihrer Ahnfrau einst wieder an sich zu bringen?"

Er zog dabei das Kästchen hervor, und zeigte unserm Freunde ein ziemlich großes goldenes Kreuz mit Perlen besetzt, das aus dem schwarzen Sammet, in dem es lag, eben so reich als alterthümlich hervorsah.

„Sie sehen," fuhr er fort, „es ist keine Tracht für unsere Zeiten, und nicht der Wunsch, sich zu schmücken, hat meiner Clara ihre Thränen ausgepreßt. Aber Sie wissen gewiß, wie viel uns oft eine Idee werth ist, und wie unser Herz sich an ein lang besessenes Gut gewöhnt. Es hängen so viel Sagen und Erzählungen an diesem Kreuz, das eine unserer Ahnfrauen mit aus Spanien gebracht hat. Wir Eltern haben sie der horchenden Kleinen sonst oft in langen Winterabenden erzählt, und immer begehrte sie dann das Kästchen zu beschauen, und stand mit Ehrfurcht vor dem seltsamen Schmuck. Nun möchte sie lieber Alles verlieren als dies, und der Gedanke ist ihr unerträglich, daß ein Juwelier die Perlen herausnehmen und das Gold einschmelzen wird."

Franz war während dieser Worte zu einem Schranke

gegangen, und kam jetzt mit einigen Geldrollen zu dem Alten zurück. „Tausend Dank," sagte er, „für Ihr offenes Zutrauen; wüßten Sie, welche frohe Stunde Sie mir gemacht haben. Aber kränken Sie mich nicht durch das Anerbieten dieses Pfandes. Nein! der guten Enkelin bleibe für immer, was ihr die Urahnin hinterließ, und möchte ich doch mehr für Sie thun können! Etwas, meine ich, das Ihnen nicht blos augenblickliche Hülfe gäbe, sondern Sie vielmehr in den Stand setzte, ein neues zufriedenes Leben zu beginnen. Gebiebten Sie frei über mich, ich bin glücklich, und fühle es tief, daß mir dies die Schuld auflegt, guten Menschen nützlich zu sein."

Es drängten sich Thränen in Heidecks Augen, er umarmte den jungen Mann mit sprachloser Rührung. „Großmüthiger Mann," sagte er endlich, „Sie haben schon zu viel für mich gethan. Was ich von Ihnen empfing, ist mir eine heilige Ehrenschuld und nicht eher will ich das Erbtheil meiner Väter mein Eigenthum nennen, bis sie abgetragen sein wird."

Franz fand, als er Abends nach Hause kam, seine Frau nicht. Man sagte ihm, sie sei im Theater, und er hing also den Gedanken allein nach, die er sonst gern mit ihr getheilt hätte. Aber vergebens bemühte er sich, ein Gefühl von Unwillen aus seiner Brust zu vertilgen; denn es ist die Natur jedes Mißverständnisses, daß es selbst zufälligen Dingen einen Schein der Absichtlichkeit giebt. Er fühlte sich durch Blanka's früheres Betragen schon verletzt, und mehr, als er sich selbst gestand, schmerzte ihn nun ihre Abwesenheit. Sie pflegte sonst Alles mit ihm zu verabreden, er wußte

immer im Voraus, ob er sie finden würde; warum hatte sie gerade ihm heute nichts gesagt? Er schalt zum ersten Mal die weibliche Eitelkeit recht bitter, der er noch diesen Morgen das Wort geredet hatte; nun erst glaubte er, ihre dunkle Schattenseite erkannt zu haben.

Kaum war ihm ein halbes Stündchen einsam vergangen, als eine Chaise vor dem Hause hielt, und er den aussteigenden Fremden mit bekannter Stimme einige Befehle des Gepäcks wegen geben hörte. „Das ist Woldemar!" rief er fröhlich aus, warf die Cigarre weg, und eilte die Treppe hinunter in des Freundes Arme. Hand in Hand stiegen sie hinauf. Was ist süßer als Wiedersehen vertrauter Jugendfreunde! Wie schnell, wie leicht knüpfen sich tausend Fäden wieder fest, die die Abwesenheit locker gemacht hat; wie viel giebt es zu erzählen, und wie bedeutend werden geringe Begebenheiten aus dem Munde alter, geprüfter Vertraulichkeit. Die Freunde hatten sich lange nicht gesehen. Mit einander erzogen, zu einerlei Geschäft bestimmt, waren sie sich auf allen Stufen ihrer fortschreitenden Bildung wieder begegnet, und hatten die fröhlichen Jünglingsjahre fast ungetrennt verlebt. Nach einer gemeinschaftlichen Reise durch England und Frankreich schieden sie endlich, und jeder trat in den ernsteren Kreis eigener Wirksamkeit ein. Zwei Jahre waren nun vergangen, Franz hatte seinen Vater verloren, stand der Handlung allein vor, und erfuhr ein überraschendes Glück nach dem andern, das ihn unglaublich schnell empor hob. Er hatte sich mit Blanka verbunden, und es konnte ihm nichts Erfreulicheres begegnen, als unter diesem Dache, wo das Glück wohnte, nun diesen Freund zu beherbergen. Der

fröhliche Woldemar war dagegen noch frei, und hoffte es lange zu bleiben. Er besaß mit seinem Vater in Gesellschaft ein bedeutendes, ausgebreitetes Geschäft und einen großen Reichthum, den er selbst wenig achtete, und im heitern Jugendgenuß leicht entbehren zu können glaubte. Viel munterer und von leichterem Blute als Franz, war er gleichsam die andere Hälfte zu seinem Freunde, und beide Gemüther machten in ihrer Verschiedenheit ein schönes Ganzes, weil Einer dem Andern lieh, was ihm selbst etwa mangeln mochte.

Ehe Beide es meinten, war der Abend verflossen, und Blanka trat in's Zimmer. Sie begrüßte den Fremden, den ihr Mann so oft genannt hatte, auf die gefälligste Art, und Woldemar schien von ihrer angenehmen Gestalt so überrascht, daß es ihr nicht entgehen konnte, und sie nur bezaubernder war, je mehr sie gefallen wollte. Sie machte nun die Anstalten zu seiner Bewirthung schnell und geräuschlos, und lud die Freunde bald genug zu einem ausgesuchten kleinen Mahle ein, das Woldemar mit muntern Erzählungen aus seiner Vaterstadt würzte, während die Frau nur zuweilen in ihres Mannes Augen zu forschen schien, und es, aus einem Rest von Mißtrauen und Unmuth, nicht wagte, die ihrigen offen auf ihn zu richten. Beide fühlten es wie eine Last, daß nicht Alles wie sonst zwischen ihnen war, und erkannten des Freundes Gegenwart heute als Wohlthat; Woldemar aber ward von dem Allen nichts gewahr. Er war lange nicht so herzlich froh gewesen, und als Blanka ihn nach Tische, auf seine Bitte, mit einem Liedchen zum Piano erfreute, küßte er ihre Hand mit so innigem Ausdruck von

freundlichem Wohlgefallen, daß sie recht zufrieden mit einander sich gute Nacht sagten.

„Freund!" sagte Woldemar, und umarmte seinen Wirth, der ihn auf das Zimmer geleitet hatte, „Deine Frau ist allerliebst. Schön, geistreich, natürlich, und gewiß herzlich gut; was kannst Du mehr wünschen? Du hast nun erreicht, worüber wir so oft vieles und manches sprachen, mir ist noch nichts Aehnliches erschienen, aber es hat auch Zeit. Soll es aber sein, so führe mir der Himmel auch eine Blanka zu."

Franz sah ziemlich düster zu diesen Worten aus, und nicht lange, so wußte Woldemar die Geschichte des Tages — nebst Allem, was zwischen dem Kaufmann und dem alten Heideck vorgefallen war. Kurz, die alte Vertraulichkeit machte ihre Rechte geltend, und die als Knaben und Jünglinge immer offene Herzen zu einander brachten, waren noch nach Jahren dem Bunde treu geblieben.

„Höre, Franz," antwortete Woldemar, auf die Erzählung des Freundes, — „ich glaube, Du hast Unrecht. Es wäre wohl viel wider die Sucht zu glänzen und zu scheinen einzuwenden, aber werden wir es ändern? Der Strom reißt uns unaufhaltsam mit fort, wir haben nur vorsichtig zu rudern, um die Klippen zu meiden, die unserm Wohlstande etwa gefährlich werden könnten. Was Dein Vermögen übersteigt, das schlage der hübschen Frau muthig ab, und sie wird es nicht weiter begehren. Weil Du aber selbst gestehst, daß Du ihr diesen Wunsch gewähren könntest, so gieb ihr die Perlen, freue Dich ihres herzlichen Dankes, und laß sie damit tändeln, bis ernstere Sorgen und Freuden sie gegen solche Genüsse kalt machen. Die Blume der Schönheit

ist ja so vergänglich; möge sie sich ihrer freuen, sie pflegen, sich schmücken, ich kann sie deßhalb nicht schelten. Freilich sollten solche Wünsche nie den Frieden auch nur eine Stunde trüben, und eine kleine Lection verdient die junge Frau auch; sorge nicht, sie soll sie mit den Perlen erhalten. Gute Nacht jetzt, und morgen mehr."

Den folgenden Tag war die Familie zu einem großen Thee bei der Gräfin K** geladen, die unter ihnen den ersten Stock bewohnte. Auch Woldemar erhielt am Morgen eine Karte, und so sollte er gleich den vorzüglichsten Cirkel der Stadt kennen lernen. Schon waren Zimmer und Säle gefüllt, man spielte, machte Musik, oder unterhielt sich sonst, und unsere Freunde waren beisammen geblieben, als ziemlich spät, an der Seite ihres Vaters, das Fräulein von Heideck eintrat. Die Gräfin ging ihr ausgezeichnet freundlich entgegen, und führte sie, da sonst Alles mit Karten oder am Flügel beschäftigt war, zu dem kleinen Kreis, den sie selbst zu unterhalten suchte. Höchst einfach gekleidet und ohne Anspruch auf Schönheit, hatte Clara dennoch etwas Ausgezeichnetes in ihrer Erscheinung, sie konnte nicht übersehen werden, so bescheiden sie überall zurücktrat; denn Anmuth und Zierlichkeit waren in jeder ihrer Bewegungen, und ihre seelenvollen blauen Augen hatten einen unwiderstehlich anziehenden Ausdruck. Eben so herzgewinnend war der Ton ihrer Stimme; man glaubte eine süße Musik zu hören, der sich einfache und dennoch edle Worte anschmiegten. — Die Gräfin wies ihr einen Platz neben Blanka an, die sie heute zum ersten Male näher sah, und Beide begrüßten einander mit rötheren Wangen. Denn wenn der jungen Frau in diesem

Augenblick eine Aufwallung wieder vorschwebte, die sie auf's herzlichste zu bereuen anfing, so dachte Clara hingegen an die freundliche Theilnahme des Mannes, und wünschte den Dank, der ihre Brust erfüllte, der Frau abtragen zu dürfen, die schon durch ihre Anmuth und Wohlgestalt Clarens stille Liebe gewonnen hatte. Das Gespräch ward allgemein und sehr anziehend. Die Gräfin, eine Frau von Geist und feiner Welt, wußte die Saiten anzuschlagen, die hier angenehm erklingen konnten, sie forderte Jeden gerade zu den Mittheilungen auf, die ihm am angemessensten waren; man war nur kurze Zeit beisammen gewesen, und schon hatte sich alles Fremde entfernt, das sonst so leicht die ersten Stunden in Gesellschaft hinnimmt. Nur Woldemar war weniger gesprächig als sonst, doch gewiß nicht weniger froh. Seine ganze Aufmerksamkeit schien auf dem Fräulein zu ruhen, und da jetzt ein Herr von der musikalischen Partie mit der Guitarre auf sie zukam, und ein Lied von ihr bat, war er der Erste, der ihr zum Flügel folgte, wo sie erröthend, aber ohne Weigerung, unter den vorhandenen Noten wählte.

Woldemar liebte die Musik leidenschaftlich. Er hatte viel gehört, und wußte kunstfertige Sängerinnen zu würdigen; aber nie hatte ihn die prachtvollste Scene so entzückt, als das einfache, deutsche Lied, das er jetzt von Claren hörte. Diese reine melodische Stimme, er fühlte es, mußte immer in seinem Herzen wiederklingen. Fern von Künstelei, zeigte sie die höchste Kunst in einem geschmackvollen, rührenden Vortrag, der ein schönes Gedicht, das sie gewählt hatte, vorzüglich heraushob. Hier war nicht blos das Ohr ergötzt, geschmeichelt, Herz und Geist nahmen ihren Theil daran,

und der edelste Zweck der Kunst: die Seele zu erheben, ward erreicht.

Man drängte sich dankend um die Sängerin her, auch Woldemar trat herzu, aber er war nie so arm an Worten gewesen. Es giebt Wesen, denen gegenüber keine gewöhnliche Weltmünze gilt, und wie konnte er sein Herz sprechen lassen, ohne mehr zu enthüllen, als der Augenblick gestattete? Clara entzog sich leicht und ungezwungen dem bunten Schwarm, sie hatte Blanka's Hand gefaßt, sie in ein einsames Fenster gezogen, und hier fand sie den Moment, der schönen Frau zu sagen, was ihr dankbares Herz heischte. Erstaunt hörte Blanka die Erzählung von der Güte ihres Mannes, von dem Familienschmuck, den er Clarens Eltern wiedergab, von der Hülfe in einer großen Bedrängniß, die sie durch sein Darlehn fanden. Gerührt durch die kunstlose Erzählung, durch den warmen, unverdienten Dank des sanften Mädchens, zog sie diese an ihre Brust, und fühlte nur eine heimliche Reue, des Gatten Vertrauen zum ersten Mal verscherzt zu haben.

Clarens Vater trat herzu, und erinnerte diese, daß die Mutter sie früh zurück erwarte. Sie nahm mit großer Herzlichkeit Abschied von Blanka, und folgte ihm, unbemerkt von der übrigen Gesellschaft. Zu Blanka aber trat Woldemar, und Beiden gesellte sich bald die Gräfin zu. „Welch' ein liebes Mädchen," sagte sie, „ist das Fräulein von Heideck, so jugendlich froh, so gesellig gebildet, und dennoch so zufrieden in einer sehr beschränkten Häuslichkeit. Sie lebt nur für ihre Eltern, und versagt sich Alles, was die Jugend erfreut, um eine schwache Mutter zu pflegen."

„Sie kennen also die Familie näher?“ fragte Blanka.

„Nicht anders als sehr oberflächlich, war die Antwort. „Eine Arbeit des Fräuleins für mich, die ich Ihnen hernach zeigen will, gab mir Gelegenheit, mehrere Male hinüber zu gehen. Die einfache, fast altdeutsche Einrichtung ihrer kleinen Wohnung, des Mädchens schmucklose Kleidung, im seltsamen Widerspruch mit ihrem feinen Anstande, ihre Zärtlichkeit gegen die Eltern, — Alles zog mich an. Ich fand endlich ein hohes Vergnügen darin, recht oft nach jener Stickerei zu sehen, und auch, nachdem diese Ursache nicht mehr statt fand, kam ich zuweilen, lud Claren zu mir ein, oder beredete die Mutter zu einer Spazierfahrt. Wie rührte mich da allemal ihr unverkennbarer Schmerz, wenn blühende Aecker und Wiesen, belebte Landhöfe oder ein lebendiges Schnitterfeld, das Andenken an die zerstörte Wohnung in ihnen hervorriefen! Ihre Felder tragen ihnen nichts mehr, und geben kaum einen elenden Pacht, ihr Haus liegt in Asche, und die traurige Zeit giebt wenig Hoffnung, daß ein Glücklicher ihr Helfer werden kann. Denn mit einem Darlehn ohne Zinsen könnte gewiß dieser fleißige, erfahrene Oekonom sich wieder aufrichten, der Welt wieder thätig angehören, und sein ödes Besitzthum in die frühere, blühende Flur verwandeln.“

Die Gräfin war hier aufgestanden, und hatte ihre beiden Zuhörer in ein Cabinet geführt, um ihnen Clarens Arbeit zu zeigen. Es war ein Teppich, den der Graf von seiner Gemahlin zum Geburtstag erhalten hatte. Dichte Blumenkränze umschlangen seinen Rand, und in der Mitte lag ein Strauß neben Früchten, die das Auge mit der größten Wahrheit täuschten. Man konnte sich nicht bereden, diese

Blumenpracht für nachgeahmt zu halten; es schien Leben in den zarten Gestalten, Duft in den Rosen, Hyacinthen und Nelken zu wehen. Blanka konnte hier nicht aufhören zu schauen, und auch Woldemar, den sonst die Werke der Nadel sehr kalt gelassen hatten, heftete seine Blicke fest und tief sinnend auf den bunten Kranz zu seinen Füßen. Diese Blumen hatten eine Sprache, die an sein Herz tönte, und wie der wahre Frühling uns mit jedem Keim an etwas Höheres mahnt, das nie verblühet, so redete ihm dieser von stiller frommer Kindesliebe und anspruchslosem Werth. Ja, es war ihm, als könne er viel opfern, um diesen Teppich zu besitzen, ihn einsam heilig zu bewahren, und in süßen Weihestunden zu betrachten.

Die Gesellschaft ging aus einander, unsere Drei fanden sich im Wohnzimmer zusammen, wo der Tisch schon gedeckt stand. Aber welche Ueberraschung, als Blanka jetzt die Serviette von ihrem Teller hob, und die Perlenschnur darunter fand. Sie erglühte vor freudigem Erstaunen, und doch drangen auch Thränen einer schmerzlichen Rührung aus ihren Augen; denn sie hatte seit gestern so gern auf diesen Wunsch verzichtet, daß sein Gelingen sie gleichsam eines erhebenden Gefühls beraubte. Sprachlos hing sie an ihres Mannes Halse, und nur die Worte: „Mein Franz, mein gütiger, lieber Freund!" sprachen endlich ihren Dank aus. Auch blieb der übrige Theil des Mahles stiller als gewöhnlich; denn Liebe und Freude sind stumm, und Woldemar versank oft in Träume, die ihn dem kleinen Kreise entrückten, ohne daß Franz und Blanka es gewahr wurden. Endlich, wie sich emporreißend, nahm er die Perlenschnur

in die Hand, betrachtete sie lange, und sagte dann ernst:

„Wie lange Zeit mag wohl vergangen sein, seit diese Perlen, aus dem Grunde des Meeres hervorgegangen, ihren wechselnden Lauf durch die Welt begannen! Wie manchen Besitzer mögen sie gehabt, wie oft ihn geändert, wie oft Freude, aber auch Schmerz erregt haben! Gewiß die Geschichte mancher leblosen Dinge wäre bedeutend genug, um von uns gehört und gewürdigt zu werden. Denn überleben nicht diese stummen, todten Gegenstände viele Geschlechter der beweglichen, denkenden, fühlenden Menschen?“

„Wie kommen Sie auf so ernste, sonderbare Ideen,“ sagte Blanka; „Sie sehen mein Halsband so tiefsinnig an, als ob es Ihnen eben schon einen Theil seiner Geschichte erzählte.“

„Dergleichen Gedanken haben mich schon oft beschäftigt,“ entgegnete Woldemar, und legte die Perlen nieder. „Schon als Kind, wenn ich von den Kriegen erzählen hörte, bei denen meine Vaterstadt litt, hob ich die Augen mit einem wahrhaft sehnenden Verlangen nach dem alten Dom auf, und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, er möge erzählen können, was er von seiner Höhe mit ansah. Wie ehrwürdig, wie schauerlich waren mir dann seine grauen Mauern; ja ich war manchmal kindisch genug, meiner Sehnsucht einen Erfolg zuzutrauen, und wirklich malte meine Phantasie die Vorgänge täuschend, von denen dieser einsame Ueberrest Zeuge war. Sie lächeln, liebe Blanka, und haben doch gewiß zuweilen ähnliche Träume gehabt. Es ist ein Grundzug des Menschengeistes, in der Vergangenheit zu forschen, doch

vergesse ich der heitern Gegenwart selten darüber. Freunde! es lebe die Gegenwart, und Jeder, der sich ihrer unbefangen freut!" —

Woldemar konnte nicht schlafen, er sah noch lange in die stille Straße hinaus. Gegenüber war Licht, er bemerkte hier und da einen Schatten, er unterschied Clarens Gestalt. Wie an einem freundlichen Stern hing sein Auge an dem Lichtpunkt. Endlich erlosch er, und eine leise gute Nacht entfloh Woldemars Lippen. Aber viel zu erregt, um Ruhe zu hoffen, setzte er sich zu einer Arbeit nieder, die ihm schon den übrigen Tag bis zur Theestunde beschäftigt hatte; und erst als der Morgen mit streifigen Lichtern seinen Schreibtisch grüßte, warf er sich auf's Lager.

Einige Tage später fand Blanka Abends auf ihrem Nachttisch ein Päckchen beschriebener Blätter. Schon im Begriff, das Licht zu löschen, machte sie es nun heller brennen, sah mit Erstaunen die Papiere an, und las bis nach Mitternacht. Stille des Todes war um sie her, nur ihre Uhr pickte leise und einförmig, und daneben stand das Schmuckkästchen, in dem die Perlen Platz gefunden hatten. Wir wollen die folgende kleine Schrift lesen, um ihren Gedanken ungefähr zu folgen:

‚Die Perlen hatten von Neuem ihren Besitzer, ihren Wohnort geändert. Eingeschlossen in den düstern Raum eines weich ausgelegten Kästchens, zu neuen Nachbarn gesellt, die die Ankömmlinge fremd anstaunten, und ihnen nur gezwungen Raum machten, auch wohl neugierig um das Woher? und die früheren Abenteuer befragt, begann eine von ihnen mit zarter ätherischer Stimme also zu erzählen:‘

„Unser Geburtsort war nahe bei der kleinen perlenreichen Insel Kubagua. Unbewußt unserer künftigen Schicksale, schliefen wir hier im Schooße der Mutter, und noch hatte unser Anblick keine der Leidenschaften geweckt, die nachher so oft durch uns erregt wurden. O, warum mußte ich mit meinen Schwestern die stille Wohnung im Bette des Meeres verlassen, warum das Licht des Tages schauen, für welches uns die Natur nicht bestimmte! Warum war unsere Schönheit so oft der Grund des Unglücks für die Sterblichen, denen wir zu Theil wurden! Habsucht, Eitelkeit, Stolz, erfüllten meistens die Herzen unserer Besitzer, und wurden ihr Verderben; oft entzündeten w i r erst diese Regungen in sanften, schuldlosen Gemüthern, und nur selten ward uns das Glück: in dem schönen Körper, den wir schmückten, eine Seele zu finden, rein und ohne Flecken wie wir selbst.‘

„Ein reicher Spanier war es, der die Taucher aussandte, uns zu fischen. Schon ergriff einer von ihnen unsere Hülle, als eine Woge ihn fortschleudernd anfaßte, und in die bodenlose Tiefe riß, aus welcher er nicht wiederkehrte. Ein Zweiter mußte nun das Wagniß versuchen, und es glückte ihm besser. Er schaute mit seinem Fange das Tageslicht wieder, das sein Element war. Nicht so das unsere; ach es ist schön und still im krystallnen Meere, kühlend spielt die reine Welle mit rauschenden Klängen um uns her, Mond und Sonne kehren bei uns ein, wenn sie Labung und Ruhe suchen, und die Sterne tauchen nächtlich in unserer Heimath nieder, um auf den ewigen bewegten Fluthen zu tanzen.‘

„Wir waren nun oben in der ungewohnten Luft, man

zerbrach unsere schützende Wiege und riß uns von der Mutterbrust. Wundernd sah ich in der neuen Schöpfung mich um. Da war die jammernde Mutter jenes Tauchers der erste Gegenstand, der mir begegnete. Sie zerraufte ihr Haar, fluchte dem Spanier, und stürzte sich hinab in meine verlassene fluthende Geburtsstätte. Unsern Herrn rührte ihr Jammer nicht, noch ihr kläglicher Tod. Er betrachtete uns mit Entzücken, er sonderte uns bedächtig; ich, und noch einige der größten unter meinen Schwestern fanden besondere Gnade vor ihm; er gesellte uns fremde bei, trennte uns von den kleineren, und gemeinschaftlich an einen Faden gebunden, wies man uns eine neue düstre Wohnung an, wo todte Stille herrschte. Zuweilen ward sie geöffnet, und welch' Entzücken, als wir uns einst wieder auf dem mütterlichen Element erblickten! Zwar nicht wie vormals, von den Wassern geschaukelt, aber doch von ihrem Rücken getragen in einem großen schwimmenden Hause. Unser Herr stand auf dem Verdeck, und hielt uns in seiner Hand, er lobte unsere Schönheit, und ließ uns wie Tropfen Eine der Andern zurollen. ‚Bald‘ — so hörte ich ihn sagen — ‚werdet ihr aus eurem Gefängnisse frei sein, und dem schönsten Mädchen zum Schmuck dienen. Eure Schönheit wird das Herz gewinnen, das mir noch immer kalt blieb; welches weibliche Gemüth möchte einer solchen Gabe widerstehen?‘

‚Ich verstand seine Rede, aber ich glaubte ihm nicht. Anspruchslos, wie ich war, kannte ich weder meinen eignen Werth, noch die Schwachheit der Erdentöchter. Jetzt habe ich Beides genugsam erprobt. Wohl galten wir Mancher

mehr als ihr stilles häusliches Glück, trübten manche Stunde der Eintracht, die, einmal verronnen, nicht wiederkehrte, — und waren doch so unschuldig und rein.'

,Don Alvaro stieg an's Land, und reis'te durch die schönsten Gegenden der Erde bis zu Spaniens Hauptstadt. Ein großer Zug mit seinen erbeuteten Schätzen folgte ihm; wir aber waren stets seine nächsten Begleiter. Eines Abends zog er uns abermals hervor, und band ein schweres goldenes Kreuz in unserer Mitte an, in welchem jede von uns eine vermißte Schwester wiederfand; denn es war mit Perlen besetzt, und Alvaro hatte es in Madrid fertigen lassen. Er sperrte uns von Neuem ein, und wir nahmen zunächst an seinem Herzen Platz, das ich laut und ungestüm klopfen hörte. Auch fühlte ich wohl, daß mein Herr auf seinem muthigen Roß einen ziemlichen Weg außerhalb der Stadt zurücklegte, und als er endlich abstieg, tönten mir die Begrüßungen mehrerer Stimmen entgegen, worunter eine mich durch ihre Lieblichkeit an die süßen Gesänge der Meerfräulein mahnte, die einst wie Wiegenlieder mich umsäuselten. Alvaro sagte des Schönen und Guten viel; doch das Herz, über welchem wir ruheten, wußten nichts davon; in ihm brannte nur ein unlauteres Feuer. Endlich sprang unser Kerker, Alvaro faßte das Kreuz, und legte uns mit ihm in eine marmorweiße Hand. ,Dieses geringe Geschenk,' sagte er heuchelnd, ,wollet Ihr, schöne Apollonia, gern von mir annehmen, als einen Zeugen, wie ich in der neuen Welt Eurer gedachte, und dem wilden Meere, das uns trennte, seine Schätze abzwang, um Eurer Schönheit dienstbar zu sein.'

‚Apolloniens Wangen überflog ein Schimmer, gleich der Abendröthe, die mich anhauchte. Ihre großen schwarzen Augen sanken nieder, und hingen mit Entzücken an unserm Anblick. Sie hob den Ritter, der zu ihren Füßen lag, mit freundlichen Worten auf, und er zog ihre Hand an seine Brust. Apolloniens Eltern aber erschöpften sich in Dank und Bewunderung, wir gingen aus einer Hand in die andere, und endlich knüpfte uns die lächelnde Mutter an dem Halse des schönen Mädchens fest.‘

‚Ich sah mich nun in einem lachenden Garten, unter schönen Cedern, in schmeichelnder Abendluft. Glücklich, der Haft des gehaßten Alvaro ledig zu sein, schmiegte ich mich dicht an meine liebliche Herrin an, und bemerkte wohl die Blicke der Liebe und des Wohlgefallens, die sie von Zeit zu Zeit auf mich niederwarf. Etwas davon wurde auch meinem früheren Gebieter zu Theil, als er noch spät im Mondschein mit ihr durch's duftende Gebüsch wandelte; und seine beredte Freude zeigte, daß es die ersten Strahlen der Hoffnung waren, die er empfing. Schon lange hatte Alvaro um Apolloniens Besitz geworben, aber ihr Herz hegte eine andere Liebe, deren Gegenstand im fernen Auslande lebte. Jetzt fing die Abwesenheit an, einen dichten Schleier über jenes Bild zu ziehen; Alvaro's Wiederkehr, seine süßen Schmeicheleien, sein Reichthum, der Eltern leise Vorstellungen bestürmten Apollonien, und sie wankte. Uns war es vorbehalten, ihre Entscheidung zu lenken. Ihr eitles Herz widerstand unserm Schimmer nicht, und schon zum zweiten Mal brachten wir der Hand, die sich nach uns ausstreckte, Verderben.‘

„Wie oft stand Apollonia mit uns vor einem hohen Glase, einem Meere ohne Wellen, das ihr Bild und unsere Schönheit treu zurückstrahlte. Sie ordnete uns bald so, bald anders, umgab uns mit Allem, was unsern Reiz erhöhen konnte, und bettete uns am Abend noch schöner mit ihren weichen Händen, wenn wir den Neid und die Bewunderung ihrer Gespielen erregt hatten. Kopfschüttelnd stand dann ihre alte Amme neben ihr, und unfreundliche Blicke fielen aus diesen Augen auf uns. ‚So wird denn,‘ sagte sie oft leise zu sich selbst, ‚diesem glänzenden Spielwerk Liebe und Treue geopfert! O, Apollonia, mögst Du es nie bereuen!‘ Alvaro kam öfter, erhielt zärtliche Worte und Händedrücke, durfte Apollonien jeden Abend durch's Cederwäldchen begleiten, und nicht lange, so drückte er sie als Braut an seine Brust, und wir lagen noch einmal an dem Herzen, dessen Tücke uns aus tausend Zeugnissen bewußt war. Die Vermählung ward hoch gefeiert, wir glänzten im Schmuck der Braut, doch einige Zeit nachher wurden wir nachlässig bei Seite geworfen, und unser Gefängniß nahm uns wieder auf.‘

„Ob nun gleich selten ein Strahl des Lichts zu uns eindrang, so hörten wir doch Apolloniens leise Klagen, Alvaro's Härte, und die sanften Tröstungen der guten Amme, die nun keinen Vorwurf mehr für die Unglückliche hatte. Der Zeitraum, den die Menschen ein Jahr nennen, mochte wohl schon verflossen sein, seit Apollonia Alvaro angehörte; sie war nicht mehr schön, ihre Beschützer waren dahin, und er, von andern Flammen durchglüht, verstieß die Unglückliche in ein Kloster. Hier [illegible] wir wieder frei wurden.

thek

Sie hing uns an ihren Betaltar auf, und weihete das Kreuz durch ihre Gebete. Damals sah ich zuerst Thränen fließen. Ich wähnte meine Schwestern zu erblicken, doch rein und glänzend wie wir, zerflossen diese Perlen schnell, und mögen nur von den Ueberirdischen gesammelt werden. Aber schöner als wir es vermögen, werden sie dort die Dulder schmücken.'

,Apolloniens Gestalt wurde immer schwebender, ihr Gesicht immer bleicher, und endlich kam sie nicht mehr zu uns, um zu beten. Da trat eines Tages die Amme ein, und setzte sich jammernd an das Lager ihres Pflegekindes; die Kranke aber sprach beruhigende Worte zu ihr.'

,Weine nicht, Victoria, mir ist nun gerathen, und Du wirst mir den letzten Liebesdienst thun. Hast Du Nunez in's Gebirge geschickt, und wird er bald wiederkehren?'

,Er ist zurückgekommen,' antwortete die Alte, ,und hat Euer Kleinod mit sich gebracht. Aber habt Ihr auch Alles bedacht, Apollonia? Soll der Vater nicht wissen, daß ihm ein Kind lebt, soll die Tochter um das Erbe des Vaters betrogen werden?'

,Wird der harte Mann die Tochter der verstoßenen Mutter lieben? Nein, Victoria, mein Kind soll meinem Peiniger nicht angehören. Wohl mir, daß er in einem fremden Welttheile Gold sammelte, während er hier zum Vater ward. Laß jetzt Nunez eintreten, und mir gieb vorher die Perlenschnur mit dem Kreuze.'

,Victoria that, wie ihr befohlen war, und bald darauf trat ein alter Kriegsmann in's Zimmer, an seiner Hand

ein schönes Kind mit wallenden, schwarzen Locken. Alle Drei umgaben Apolloniens Lager, und die unglückliche Mutter schloß ihr Kind sprachlos in die Arme. ‚Ihr wißt,' hob sie endlich an, ‚Ihr, Nunez, und Du, Victoria, was ich von Euch fordere. Bringet diese meine Tochter nach Frankreich zu meiner Schwester, und übergebt ihr den Brief, der ihr Alles sagen wird. Von ihr reich belohnt, mag Nunez dann in's Vaterland zurückkehren; meine Victoria wird dies Kind nicht wieder verlassen. Zugleich liefere ich das ganze Erbe meiner Tochter in Eure Hände, diese Perlenschnur, die ich theuer erkaufte. Sie verführte mit ihrem blendenden Schimmer mein eitles Gemüth; ich zerriß ein treues Herz, und grub mein frühes Grab. Nimm es denn hin, meine Lucretia, das schmerzliche Geschenk Deiner Mutter, und möge es Dir Segen bringen, wie es mir Fluch ward! Ihr aber schwört auf das Kreuz in meinen Händen, daß Ihr Alles befolgen wollt, wie ich gesagt habe.'

‚Sie schwuren den heiligen Eid. Victoria nahm uns zu sich, und wir verließen Apollonien und das Kloster. Auf sicheren Maulthieren ward die Reise langsam begonnen; die alte Frau und das zarte Kind konnten nur kurze Tagereisen zurücklegen, und so erreichten wir Spaniens Grenze.'

‚Es war Nacht, wir hatten keine Herberge gefunden, und Nunez beredete die Alte, einige Stunden im Walde zu ruhen. Er bettete Lucretien sanft unter dem Schutz eines breitästigen Baumes, und die milde Luft unter diesem Himmelsstrich machte das Nachtlager so schön, daß das Kind bald in den festen Schlummer seiner unschuldigen Jahre versank. ‚Schlaft nun auch Ihr,' sagte Nunez zu der Alten,

‚ich werde Euch bewachen; so habt Ihr weder für Euch noch Euren Pflegling Etwas zu fürchten.'

‚Nunez ging unruhig umher, Victoria schlief bald ein, und ich fühlte, wie Nunez unter ihrem weiten Gewande, wo sie uns versteckt hatte, nach uns umher suchte. Er ergriff uns leise, setzte sich im Mondlicht nieder, und seine begehrenden Blicke hingen wild und unstät an uns. Er zählte, wog, schätzte unsern Werth nach Goldgewicht, und barg uns dann an seine Brust. In seiner zitternden Hand blitzte ein Eisen. Wie ehemals von den Wellen geschaukelt, flogen wir auf und nieder von den Schlägen seines Herzens. Er nahete sich Victorien, und senkte das Eisen tief in ihre treue Brust. Dann zu Lucretien gewandt, fragte er sich laut und heftig: ‚Auch sie? — Nein,' sagte er murmelnd, ‚dies ist unnöthig, sie mag leben und mein Glück theilen.'

‚Als das Kind am Morgen erwachte, hatte Victorien schon das Grab aufgenommen, das ihr hier von ihres Mörders Hand bereitet ward. Lucretiens Thränen stillte die Versicherung, ihre Pflegerin sei noch einmal zu der Nonne zurückgekehrt, und werde mit dieser uns folgen. Ruhelos ging nun die Reise weiter, aber nicht nach Frankreich; im fernen Deutschland hoffte Nunez den Frieden zu finden, den seine That ihm auf ewig geraubt hatte. Doch auch die Früchte dieser That sollte er nicht sehen. Die rauhe Luft des nördlichen Landes war seinem Alter Gift; bis zum Sterben erschöpft, sank er vor dem Thore einer stattlichen Burg nieder. Der Burgwart nahm ihn zu sich sammt der kleinen Lucretia, und Nunez ahnete bald, daß er von diesem Lager nicht wieder erstehen werde. Er forderte einen Mönch,

und nachdem er ihm gebeichtet, ließ er mit Bitten nicht ab, den Burgherrn zu sprechen, oder die Hausfrau, die denn auch alsbald mit der Milde eines Engels bei dem Sterbenden einsprach. Frau von Heideck, so hieß die deutsche Frau, war nicht mehr jugendlich, auch nicht so schön wie Apollonia, aber die Biederkeit und Treue ihres Vaterlandes standen auf ihrem Gesicht geschrieben, und in der sittigen Umhüllung ihrer Tracht mahnte sie mich an eine Heilige, die mit uns zugleich bei dem Betaltar im Kloster verweilte. Ihr übergab Nunez das Kind, doch ohne sein Verbrechen zu bekennen; nur Lucretiens edle Abkunft erfuhr sie, und empfing uns in ihre treuen Hände.'

,Eine lange Reihe stiller Jahre flossen nun über uns hin, bis einstmals die Riegel eines mächtigen Schreins, der uns verschloß, wichen, und Frau von Heideck uns der zierlich geschmückten Lucretia unter Thränen und Umarmungen umhing. Lucretia war kein Kind mehr, sie glich ihrer Mutter, wie ich sie in der Villa bei Madrid zum ersten Male sah, und heute war ihr Hochzeitstag mit dem einzigen Sohne des Hauses Heideck. Ihr und ihrer Töchter Eigenthum blieben wir nun, und freuten uns deß. Denn kein schwelgerisches Mahl, kein unsittliches Freudengelag durften wir sehen, kein unreines Wort verletzte uns; nur bei frommen, heiligen Festen erschienen wir, und wo eine Braut den Bund der Liebe schloß, oder ein geliebtes Kind in die Arme seiner ersten Freunde gelegt ward, durften wir nicht fehlen.'

,So hatten wir nun schon oft eine Gebieterin um die andere vertauscht, als ein blutiger Krieg das deutsche Land überzog, und sich der Gegend immer mehr nahete, wo die

Burg des Herrn von Heideck lag. Man grub uns ein tiefes Grab, und mit andern Schätzen gepaart, versanken wir in den Schooß der Erde. Hier tönte kein Laut, und weder Nacht noch Tag theilte die todte Zeit. Aber einst ward es lebendig über uns. Schwere Tritte von Roß und Mann erschütterten die Erde, Waffen klirrten, wilde Stimmen hallten von den gewölbten Gängen wieder, und zischende Flammen schienen in der Burg zu wüthen. Prasselnd versank das schwere Gemäuer, unsere Wohnung erbebte, und nach kurzer Stille begannen Schaufeln und Schwerter den Boden um uns her zu durchwühlen. Wildes Gelächter, rohe Flüche hörte ich näher und näher, und gierig griffen eiserne Arme nach unsern Nachbarn, den goldenen Gefäßen und mühsam gesparten Thalern; uns fand man nicht, und die lockere Erde sank wieder auf das Kästchen herab, das uns barg.'

,Wir waren zu etwas Besserem aufbehalten; denn, o der Freude! als in einer dunkeln Nacht neue Nachforschungen geschahen, und wie wir uns in der Hand eines Fräuleins von Heideck erblickten, die mit einem alten Diener das verlassene Gemäuer betreten hatte. Mit ihr sahen wir die ganze Familie wieder, eine alte Matrone mit Töchtern und Enkelinnen, im wilden Walde verborgen; die Söhne, ihre Schützer, waren beim Heere. Nur in der Nacht wagten die Armen ihren Weg fortzusetzen, und nach tausend Mühseligkeiten langten sie in den Mauern einer Stadt an, wo sie kümmerlich lebten, und Alles gern entbehrten, um nur uns zu erhalten. Das Fräulein nähete uns fest in ihr faltiges Kleid; Niemand vermuthete hier einen Schatz, denn langer Gebrauch, Ungemach und weite Wanderung hatten

es unscheinbar genug gemacht. Auch war es wieder hochnöthig, sein Eigenthum verbergen, weil der Feind die Stadt besetzt hielt, und ihre Einwohner jeden Tag in Angst und Sorge verlebten. — Ja, unter allen Tagen meiner langen Wanderung war es wohl der blutigste, schrecklichste, der diese Mauern ihren Ueberwindern hingab. Nur Trümmer rauchten noch auf der Stätte, wo glückliche Menschen ihren Heerd hatten, und unter wenig Lebenden, die das Schwert schonte, kamen auch meine Gebieterinnen in des grausamen Feindes Hand. Man kannte sie nicht, und hielt sie gering, wohl hätte es ihnen gelingen können, in der Folge zu entfliehen, aber hier war keine Zeit zu verlieren. Todtschwach lag die Großmutter auf noch dampfenden Trümmern; sie ward emporgerissen, einen weiten Weg aus den zerstörten Ruinen zu gehen. Das holde Fräulein Agathe, die uns trug, stützte heißweinend ihre wankenden Schritte. Mitternacht war es, als sie im Lager ankamen. Man gab ihnen ein Zelt zur Wohnung, und draußen hielt die zügellose Schaar Wache. Die jungen Damen beraubten sich ihrer Schleier, und aller entbehrlichen Kleidung, um ein Lager für die Matrone zu bereiten; sie schlief ermattet in einem Winkel des Zeltes ein, und nach und nach sanken alle Uebrigen in Schlummer; nur Agathe blieb wach, sie setzte sich dicht an die leinene Thür, ob sie nicht etwas erlauschen möchte, das Hoffnung und Trost verkündete; aber nur Wildheit und grausame Freude über das gelungene Mordwerk erreichten ihr Ohr. Sie nahm ein Messerchen, und trennte mit zitternder Hand die Faden aus ihrem Kleide, zog uns, bang umherschauend, hervor, und drückte mich an ihre Purpurlippen. „Hat es gleich die Groß-

mutter streng verboten,‘ sagte sie, ‚doch muß ich nun mein Kleinod hingeben, um die schwache Frau aus diesen Händen zu befreien! Lebe denn wohl, du theures, lang gehegtes Perlenband, das alle Frauen meines Hauses schmückte, ich werde dich niemals wiedersehen. Aber daß wir nicht der bessern Tage vergessen, und auch unsern Nachkommen noch davon zu sagen wissen, knüpfe ich das Kreuz ab — es ist von geringerem Werth, und mir doch so theuer; auch denke ich, die alte Frau wird ruhiger sein, wenn sie noch etwas von Lucretiens Schmuck besitzt.‘

‚Also sprach Agathe, und schaute durch ein Ritzlein der Thür in die stille Mainacht hinaus. Ein silberner Strom floß rauschend in hohen Ufern dicht an den Gezelten hin, und schon nahmen seine Wellen einen röthlichen Schimmer von den Morgenwolken des Himmels an. Da ward es draußen laut; einer der Befehlshaber, hieß es, werde so eben durch's Lager reiten, die Wachen riefen sich an und im falben, ungewissen Morgenlicht sah Agathe ein hohes Roß dicht am Ufer hinabtraben. Schnell wie Gedanken, und ehe die staunenden Kriegsleute es wehren mochten, stürzte sie zu des Reiters Füßen nieder, hielt uns hoch empor, und bot uns ihm zum Lösegeld für Freiheit und sicheres, bequemes Geleit.‘

‚Der wilde Mann beugte sich zu der Schönen nieder, die fast ohne Bewegung am Boden lag. Er rief einen begleitenden Diener, und gab Befehl, ihren Bitten zu willfahren. Dankend reichte sie uns zu ihm hinauf; ach, wir mußten sie verlassen! Agathe erkaufte die Freiheit und das Leben der Ahnfrau, und uns nahm ein Säckel auf, den Mord und Raub schon hoch angefüllt hatten.‘

‚Da war nun des Wanderns kein Ziel, und aus einer unreinen Hand gelangten wir Armen in die andere. Bald standen wir als Preis auf einem bunten Blatt, und ein ähnliches entschied den Gewinner. Bald gingen wir für Geld zu schmutzigen, bärtigen Männern, bald gab das Schlachtfeld uns schnell einen andern Herrn. Endlich fanden wir uns wieder in würdigen Umgebungen. Ein hoher Herr mit glänzenden Waffen hielt uns wohlgefällig in der Hand, und ehe der andere Morgen kam, zierten wir eine zarte, bleiche Frau in köstlichen Gewändern, von vielen Dienern und Dienerinnen umringt. Leiden und ungestillter Harm wohnten in ihrem Herzen, sie welkte, eine edle Blume unter rauher Luft, dahin, aber nie schloß sich ihr Mund auf, ihren Kummer zu nennen. Auch liebte sie uns nicht, wie unsere frühern Besitzer. ‚Trauriger, lastender Schmuck,' sagte sie einst leise zu sich selbst, und legte uns verachtend bei Seite. ‚Ach, wüßten sie, die um dich mich beneiden, wie wenig dein kalter Glanz ein liebendes Herz zu befriedigen vermag!'

‚Es war auf einer Reise in mildern Gegenden, die man der kranken Dame gerathen hatte, wo wir von ihr getrennt wurden. Sie durchzog mit ihrem Gefolge ein Dorf, das der Krieg in Asche gelegt hatte. Die Einwohner, Bilder des Jammers, umringten ihren Wagen, Kinder, Greise, nur halb bekleidet, lagen auf den Knieen umher. Sie fragte, sie überlegte, wie hier zu helfen sei, und fand überall Widerspruch von einer alten, unholden Frau, die mit dem Schein der Demuth über sie herrschte. ‚Wer will mir wehren, wenn ich mein Eigenthum der dürftigen Armuth weihe? Nehmt, Unglückliche, was mir keine frohe Stunde schuf; baut Eure

Häuser auf, bestellt Eure zertretenen Felder, und betet für mich.‘

‚Eine köstliche Perle; schöner und reiner als ich, fiel aus ihrem Auge auf mich nieder, und sie warf uns dem erstaunten Greise zu, der zunächst gestanden hatte. Noch einmal sah ich dies verklärte Antlitz, himmlische Strahlen schienen es zu umgeben, und wie aus eines Engels reiner Nähe verbannt, wusch doch seine schöne Thräne Alles von uns ab, was ehemals Leichtsinn und Verbrechen durch uns beging.‘

‚Seit diesem Augenblick waren wir nicht mehr glücklich. Mit unserer Hilfe erstand jenes Dorf, aber wir wurden geschieden; in zwei gleiche Hälften vertheilt, riß man uns grausam aus einander, uns, die so lange Leid und Freude vereint getragen hatten. Ueber das Meer ging unser Weg und wieder zurück. O, hätten wir in seine heimathlichen Fluthen versinken mögen! Als wir nach langer, langer Zeit Deutschland wieder sahen, war es nicht mehr dasselbe Land. Der Städte und blühenden Dörfer mehr, der düstern Waldungen weniger, andere Männer, andere Frauen, andere Sitten. Wir waren bald hier, bald dort, und oft genug geschah Unrecht um unsern Besitz. Mordete man nicht, wie Nunez, setzte man kein Leben auf's Spiel, wie Alvaro; so ward doch oft das Recht verdreht, ein rechtmäßiger Erbe schmeichelnd entfernt, ein Liebender mit Verrath belohnt, oder der stille Segen der Häuslichkeit frevelnd verkannt — weil eine schöne Frau sich mit uns schmücken wollte. Doch warf die Schönste von Allen uns einst weinend in den Staub, weil wir nichts zu geben hatten, als Glanz und Schimmer.‘

‚Ach, der sterbliche Mensch besitzt der schönen, erhabenen Schätze so viel in seiner Brust, aber er verkennt sie, und sucht das Glück in äußern Gütern. Er durchwühlt den Schooß der Erde und das Bett des Meeres nach Schätzen, die die gütige Natur ihm entzog, und nicht umsonst mit Schrecken aller Art umlagerte. Dennoch kann er mit Allem, was er den Elementen abzwang, keine Stunde der Liebe und Freude bezahlen, und eine Freudenthräne wiegt Tausende meiner Schwestern auf.‘

Am nächsten Morgen kleidete sich Blanka früher als gewöhnlich an, um einen Besuch bei Clarens Mutter abzulegen, den sie neulich beim Scheiden versprochen hatte. Es war ihr seit diesem Zusammentreffen voller Ernst um die Bekanntschaft; ihr sehr lebhafter Charakter führte sie oft von einem Aeußersten zum andern, und je mehr sie sich eine frühere Ungerechtigkeit mit lobenswerther Wärme vorwarf, je weniger konnte sie sich genug thun, sie zu vergüten. Man empfing sie mit Begeisterung, denn der Name, den sie trug, war seit Franzens uneigennütziger Güte die Losung der Liebe und des Dankes in der vereinzelten Familie. Wunderbar angezogen von Allem, was sie sah, setzte sich Blanka neben den Lehnstuhl der blassen Mutter nieder, während Clara ihre Arbeit bei Seite schob, um dem willkommenen Gaste keinen Blick zu entziehen. Hier war nichts von der Pracht, die Blanka überall zu finden gewohnt war. Die Meubeln alterthümlich, einfach, aber gediegen und schön gearbeitet, reinliche, doch ganz ungeschmückte Wände, nur mit

einigen Kupferstichen geziert, alle religiöse Gegenstände abschildernd; in einem der grün umhangenen Fenster hochstämmige Gewächse, die es laubenähnlich bekleideten, und über einen Theil des Zimmers ein angenehmes Dämmerlicht verbreiteten. Selbst der Stickrahmen des Fräuleins, das Tischchen mit der zierlich aufgerollten farbigen Seide, mit Wolle und Gold, und Clarens lautenförmige Guitarre, die neben dem grün umsponnenen Fenster hing, vermehrten das trauliche, häusliche der stillen Wohnung. Aber vor Allem ruhten Blanka's Augen wechselnd auf den Gestalten der Mutter und Tochter. Denn wie die verblühende Rose, nur noch leise von der früheren Farbe angehaucht, neben der vollen eben geöffneten Knospe an einem Stocke hängt, so waren alle anspruchslosen Reize des Mädchens in der bleichen, verhüllten Gestalt der Matrone wohl zu erkennen, und die sanfte Heiterkeit der Kranken nahm dem Mitleid, das man bei ihrem Anblick fühlte, alles betrübende.

Wie seltsam ward der jungen Frau nun zu Muthe, als Clara, voll freudiger Geschäftigkeit, das uns schon bekannte schwarze Kästchen herbeiholte und geöffnet vor ihr hinstellte. Sie glaubte bei Erblickung des schweren, großen Perlenkreuzes einen nächtlichen Traum verwirklicht zu sehen, konnte sich nicht erwehren, dabei an Apollonien, Lucretien und alle jene Frauen zu denken, von denen sie gestern las, und Wahrheit und Dichtung mischten sich wunderlich in ihrer Phantasie.

„Sehen Sie hier," sagte Clara, „das Erbstück, von welchem ich Ihnen neulich sprach, und das mir durch sein Alter so lieb und heilig ist. Meines Vaters alte Wärterin, die auch mich die ersten Schritte thun lehrte, wußte beson-

ders viel davon zu sagen, und ich hörte ihr immer begierig zu. Ehedem soll eine lange Perlenschnur von großem Werth daran befestigt gewesen sein, die aber schon lange abhanden gekommen ist.“

„Wahrscheinlich,“ fiel Blanka, sich ganz vergessend, ein, „ist es im dreißigjährigen Kriege gewesen.“

„Vielleicht,“ antwortete Frau von Heideck, „wenigstens hat unsere Familie damals viel gelitten; vielleicht ist es auch nur eine Sage; der Mensch träumt ja so gern von Schätzen, sollten es auch verlorene sein. Sei es wie es sei, was uns von geliebten Personen übergeben ward, ihnen theuer und unveräußerlich schien, hat gewiß für jede gute Seele Bedeutung. Auch ist die Arbeit an diesem Kreuz merkwürdig genug, wenn gleich für unsere Zeiten zu schwerfällig. Es soll aus Spanien herstammen, und in den Tagen seiner Entstehung ein Wunder von Geschmack und Schönheit gewesen sein.“

Blanka ging, und in ihrem Zimmer angekommen, mußte sie über sich selbst und den Eindruck lächeln, den alle diese Dinge, und vornehmlich die Uebereinstimmung des zuletzt Gehörten mit jenem anmuthigen Mährchen auf sie gemacht hatten. Denn ob sie gleich nur zu genau den Ursprung der kleinen Schrift ahnete, so ward sie doch bei Clarens Erwähnung der Perlenschnur wirklich auf einen Augenblick getäuscht. Sie nahm sich vor, jetzt gegen Woldemar völlig zu schweigen, und was auch in ihr vorgehen mochte, sie verbarg es unter dem freundlichen, unbefangenen Wesen, das ihr eigen war.

Es verflossen mehrere Wochen in ungezwungen fröhlichem

Umgange mit Woldemar, dessen Gesellschaft beiden Gatten bald unentbehrlich schien. Zwar war er oft abwesend, besuchte das Theater, die Umgebungen der Stadt, bald zu Fuß, bald zu Roß, aber fast immer fand er sich Abends beim Essen ein, und diese Stunden der Erholung waren dann so genußreich, daß Franz und Blanka nur ungern einer Einladung für den Abend folgten. Woldemar nahm durchaus nicht wieder Theil an den Festlichkeiten außer dem Hause, und wie er auch von Blanka verspottet, von Franz gebeten ward, er verschmähete die Lust des Tanzes eben so hartnäckig, als jede andere. Hatte man nun auf diese Weise einen Abend verlebt, ohne sich gesehen zu haben, so gab der nächste dafür desto mehr Stoff zu Plaudereien, und Mitternacht übereilte unsere Drei oft unerwartet im muntern Verein. Wie traurig überraschte daher Woldemar seine Freunde, als er eines Morgens von der Abreise sprach, und auf all' ihr Bitten sich nur noch zu einigen Tagen Aufschub verstand. „Glaubt mir," sagte er tief seufzend, und faßte ihre Hände zusammen, „es schmerzt mich mehr, als ich sagen kann. Aber bedenkt auch, Ihr Lieben, daß aus acht Tagen, die ich hier verweilen wollte, beinahe so viel Wochen geworden sind. Der letzte Brief meines Vaters mahnt mich dringend zur Rückkehr; ich habe ihn schon mehrere Tage in der Tasche, und habe mir sein Dasein immer aus dem Sinne zu reden gewußt. Jetzt geht es nicht mehr, und ich muß fort! —"

Franz schüttelte seinem Freunde die Hand, küßte Blanka, und ging, recht wehmüthig mit dem Abschiede beschäftigt, in die Schreibstube. Woldemar hatte sich zum Fenster gekehrt,

er sah starr hinüber, wo eben Clara ihre Blumen begoß. „Lieber Woldemar," redete Blanka ihn an, „da Sie fort wollen, kann ich nun eine Bitte an Sie nicht länger aufsparen, die ich schon lange thun wollte, und immer Gott weiß, von welcher Schüchternheit daran gehindert ward. Haben Sie jetzt einen Augenblick Zeit für mich, so will ich Ihnen zeigen, daß ich den Freund meines Mannes auch für den meinigen halte."

Woldemar schien sich mühsam von seinen Gedanken loszumachen; indessen setzte er sich zu Blanka nieder, und sie fuhr fort:

„Daß ich die artige Geschichte meiner Perlen Niemand anderem, als Ihnen verdanke, werden Sie gewiß nicht läugnen wollen, eben so wenig, daß es Ihre Absicht war, mir eine zart eingekleidete Belehrung, ja vielleicht einen kleinen Verweis zu geben. Sagen Sie nichts, lieber Freund, Sie sind mir das Zeugniß schuldig, daß ich es gut aufnahm; aber meine eigene Ueberlegung hatte Ihnen trefflich vorgearbeitet. Es ist wahr, ich bin eitel, zuweilen unbesonnen, und von einer so reizbaren Gemüthsart, daß ich leicht einen verfehlten Wunsch über all' mein Glück erheben kann, auch kam hier noch eine andere Schwachheit in's Spiel, die ich für dieses Mal verschweigen möchte. Aber nur ein kleines Nachdenken, nur ein still verlebter Tag und einige nächtliche Stunden waren nöthig, um mich alle meine Thorheit, den Undank gegen mein großes Glück, gegen den besten Mann erkennen zu lassen. — So vorbereitet, traf mich das Geschenk und Ihre Erzählung. Mögen Sie denn immer über die schnelle Umwandlung der weiblichen Gefühle spotten, ge-

nung, ich könnte diese Perlen nie tragen, ohne daß sie wirklich zu mir redeten, und mir einige Stunden meines Lebens zurückriefen, die ich gern vergessen möchte. Darf ich nun den Freund der Frau zu einem kleinen Geheimniß gegen den Mann verleiten, so nehmen Sie heimlich diesen unnützen Schmuck mit sich — er kostet mich keinen Seufzer mehr — verkaufen Sie ihn, und nehmen Sie es über sich, den Ertrag, ohne meinen Namen zu nennen, dem alten Heideck als Darlehn ohne Zins anzubieten. Man sagt mir, ihm könne damit geholfen werden. Wenn das ist, Woldemar, so werden Ihre Perlen sich freuen, einmal wieder etwas Gutes gestiftet zu haben."

„Liebe, gute Blanka," rief Woldemar gerührt, und drückte ihre Hand an die Lippen; sie sah Thränen in seinen Augen; „können Sie mir," setzte er hinzu, „meinen kühnen Scherz verzeihen?"

„Nur unter der Bedingung, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen," antwortete sie lächelnd.

„Nun wohl, liebe Freundin, ein Geheimniß denn gegen das andere. Ich selbst will der Käufer Ihrer Perlen sein, wenn es Ihnen Ernst ist, sie wegzugeben. Meine Braut soll sie tragen, es sei mein Hochzeitgeschenk für die künftige Gefährtin meines Lebens. Ja, liebe Blanka, der erste Brief meines Vaters, den ich hier empfing, zog ein schon leise geschlungenes Band unauflöslich fest. Ich wollte Euch überraschen, aber Ihr Vertrauen entreißt mir das meinige."

„Ist es möglich?" rief Blanka sehr erfreut aus; ihre lebhaften Augen strahlten von herzlicher Freude. Sie that mancherlei Fragen, wollte den Namen der Braut, ihren

Wuchs, die Farbe ihrer Haare, ihrer Augen wissen — und erfuhr von Allem nichts. „Im Herbst bin ich wieder hier," sagte Woldemar, „und führe sie Euch zu. Meine beiden glücklichen Freunde müssen unsern Bund segnen."

Es ward nun ausgemacht, daß Woldemar zu Heideck gehen und ihm Hilfe bringen sollte. Ein Handschlag verbürgte Blanka das Schweigen ihres Freundes, und nicht lange darauf sah sie mit klopfenden Herzen aber unendlich seligem Gefühl, wie er in das nachbarliche Haus eintrat.

Ein schöner Frühlingstag, der erste dieses Jahres, schien mit seinen Freuden und Hoffnungen die Einsamen trösten zu wollen, als Woldemar zum nahen Thor hinausfuhr. Sie fühlten die Lücke, die jedesmal entsteht, wenn ein lieber Gast unsere Wohnung wieder verläßt, und eilten bald nach dem Essen hinaus in's Feld, wo Alles Leben und Thätigkeit war. Ueberall frohe, rüstige Arbeiter, die den Saamen in die Erde legten, muntere Vögelchen, bemüht, ihren Theil davon aufzunaschen, wirbelnde Lerchen, denen das Auge so gern auf der schwindelnden Bahn folgen mag. Das erste saftige Grün an dem Rande der Aecker, die ersten Sprossen an Hecken und Sträuchen; die schmeichelnde Luft, die gleichsam grüßend um uns spielt. Wie zieht an solchen Tagen die innere junge Frühlingslust durch tausend offene Thore in unser Herz ein, und verwandelt alle winterlichen Sorgen in Lebensmuth und Vertrauen! Franz und Blanka fühlten noch mehr; in dieser Zeit hatten sie sich einst gefunden, diese Zeit verband sie voriges Jahr auf immer. Es war die Stimme der Liebe, die sie im Frühlingswehen und Lerchen-

gesang umtönte, sie kamen fröhlich nach Haus, und verlebten einen einsamen Abend der schönsten, heiligsten Feier.

Woldemar hatte Blanka noch vor seiner Abreise mit der Nachricht erfreut, daß Alles nach ihrem Wunsche abgeschlossen und eingerichtet sei; er war mehr als einmal in dieser Angelegenheit bei Heidecks gewesen, und versicherte, der alte Mann lebe in der Gewißheit, sein Eigenthum wieder herzustellen, und seine frühere Thätigkeit zu erneuern, noch einmal auf. Auch fand Blanka, als sie es endlich wagte, selbst hinüber zu gehen, Alles auf's erfreulichste bestätigt. Baurisse und Anschläge bedeckten einen großen Tisch, an welchem Herr von Heideck tiefsinnig saß, und sie ließ sich den einfachen Plan zu einem kleinen, beschränkten Wohnhause, nebst den nöthigen Wirthschaftsanlagen, gern und willig von ihm aus einander setzen. Noch mehr entzückte sie die Bemerkung, daß Clarens Mutter in dieser Freude und dem Einfluß des Frühlings sich sichtlich zu erholen anfing, und schon jetzt viel lebhafter und kräftiger aussah, als vor einigen Wochen. Clarens beredte Augen sprachen das Glück dieser Veränderung am innigsten aus. Sie rühmte, wie die Mutter schon einen Gang in's Freie gemacht habe, und malte mit kindlichem Wohlgefallen die Gefühle aus, mit denen sie den Grund des zerstörten Wohnhauses legen, die Wände heraufsteigen, Acker und Feld wieder grünen, den Garten von Schutt gereinigt, mit Blumen geschmückt sehen würde. Eine lange Umarmung, aus der sie sich weinend emporrichtete, gab dabei Blanka die Ahnung, daß Woldemar nicht ganz geschwiegen habe; aber wie sie sich so warm in die Arme des liebevollen Mädchens gedrückt fühlte, konnte sie ihm kaum darüber zürnen.

Immer inniger wurde nun der Umgang zwischen Beiden, und weil der Vater im Lauf des Sommers oft und viel auf dem Gute war, um den Bau zu leiten, so konnten Mutter und Tochter um so ungestörter die ländlichen Freuden theilen, die Franz seiner Frau gern bereiten mochte. Man fuhr bald zu Wagen, bald zu Wasser in schaukelnder Gondel nach einem nahen Dorfe, oder einem anmuthig gelegenen Jägerhause; man wanderte in's Holz, lagerte sich unter schattigen Eichen, scherzte und sang, und nie vergaßen Franz und Blanka, den fernen Freund herbeizuwünschen, um diese kunstlosen Genüsse durch seine Gegenwart zu erhöhen. Er hatte seine Wiederkunft für den Herbst angekündigt, und konnte also bald erscheinen; denn wie immer, entfloh die schönere Jahreszeit mit rascherem Flügel; die Rosen waren längst verblüht, der Wein fing an sich zu färben, zwischen dunkelgrünen Blättern lachten purpurrothe Aepfel lockend hervor, und hochgewachsene Malven, Astern und Sonnenblumen hatten die Stelle der lieblicher duftenden Schwestern eingenommen. Herr von Heideck kam jetzt immer fröhlicher von seinen kleinen Reisen zurück. Sein Haus war unter Dach gebracht, Thüren und Fenster gaben ihm schon ein wohnliches Ansehen, nur die Hand der schmückenden Kunst fehlte noch; denn die meisten Wände standen ganz roh da, und alles Holzwerk war ohne Farbe. Dessen ungeachtet beschlossen die beiden Familien, an einem bestimmten Tage hinauszufahren, den neuen Wohnplatz zu sehen, und durch einige froh verlebte Stunden zu weihen. Es mußte sich fügen, daß gerade Blanka's Geburtstag zu diesem Ausfluge gewählt ward, doch ohne daß Jemand anders, als sie und

ihr Mann darum wußten. Schon den Tag vorher fuhr Clara mit dem Vater voraus, den Empfang ihrer Gäste zu bereiten, die Mutter sollte mit den beiden Andern nachkommen, um ein unbequemes Nachtlager zu vermeiden; denn weil der Vollmond jetzt die Nächte erhellte, konnte die Gesellschaft am Abend wieder in der Stadt sein.

Leicht rollte der Wagen im Morgennebel davon; die drei Glücklichen, die er führte, genossen mit stillem Nachdenken den Anblick einer schönen Natur, die sich langsam vor ihnen entschleierte. Der frühe Morgen stimmt wohl zum ruhigen Sinnen, weniger zur Geselligkeit. Alles schwieg, keins störte das Andere in anmuthigen Träumereien. Blanka hatte ein neues Jahr angetreten; Liebe und Glück hatten seine Pforten geöffnet. Sie überdachte die Reihe ihrer Lebenstage mit gerührtem Dank, ihre feuchten Augen ruhten voll Seligkeit auf dem Freunde, der ihr an diesem Morgen so viel Beweise der treuesten Zärtlichkeit gab. Frau von Heideck sah nicht minder erweicht das Bild ihrer Zukunft vor sich treten, waren gleich seine Farben nicht mehr so licht, stand sie gleich schon auf des Berges Gipfel, dessen strahlendes Haupt ihrer Gefährtin noch aus der Ferne vielversprechend winkte. Auch ihr war ein frisches Leben aufgegangen. Sie war nicht mehr krank, sie konnte die weite herrliche Natur mit ungeschwächten Sinnen genießen; ihre Wohnung, aus der Asche erstanden, empfing sie wieder, und manche entzückende Freude durfte sie für die Tage des Alters hoffen!

Endlich erschien der spitze Kirchthurm des wohlbekannten Dorfes von fern; Frau von Heideck begrüßte ihn mit lautem

Freudenruf, ihre Thränen flossen mild, und ihre zitternden Arme umschlangen die gerührte Blanka.

Vor dem Dorfe kam ihnen Clara entgegen; unsere Drei stiegen aus, und gingen Arm in Arm dem neuen Hause zu, dessen rothes Dach gastlich aus hohen Bäumen hervorsah. Thür und Fenster waren mit Herbstblumen und Grün dicht bekränzt, und von den schönsten Strahlen der Sonne beschienen, gab das anspruchlose Haus den anmuthigsten Anblick. Hier empfing sie Herr von Heideck, und fröhlich durchstrich die kleine Gesellschaft alle Zimmer, Küche und Keller, Scheunen und Stallung. Indessen hatte Clara auf einem großen, grünen Platz vor dem Hause die Mittagstafel gedeckt. Unter tief niederhangenden Lindenzweigen stand der runde Tisch, den die bunten Früchte der Jahreszeit bedeckten, recht einladend da, die Wirthin ordnete noch Dies und Jenes, als auf einmal eine wohlbekannte Gestalt rasch neben dem Hause hervortrat, und sogleich den erstaunten Franz in die Arme schloß. Es war Woldemar. Alles sammelte sich um ihn her, Franz und Blanka bestürmten ihn mit Fragen, deren keine er genügend beantwortete, und Herr von Heideck machte dieser geräuschvollen Scene endlich durch die Einladung zu Tische ein Ende.

„Noch bleibt mir ein Versprechen zu lösen," sagte Woldemar, und führte die glühende Clara Blanka zu. „Ich wollte Ihnen meine Braut zeigen, hier ist sie. Ja, Ihr Lieben, freut Euch meiner Wahl, und gebt uns auch Euren Segen, den diese guten Eltern schon früher auf unsern Bund legten."

Es ist jedem warmfühlenden Herzen möglich, zu ahnen,

was hier unter sechs beglückten Menschen vorging; beschreiben läßt es sich schwer und unvollkommen. Erst als man sich um die Tafel gereihet hatte, und die Gläser hoch auf das Wohl des Brautpaars erklangen, hebt unsere Erzählung wieder an. Denn wenn die Wellen bewegt durch einander wogen, läßt sich nichts in der Tiefe erblicken; nur der ruhige Wasserspiegel ist dem beobachtenden Auge günstig.

„Ich hatte," gab Woldemar auf Blanka's wiederholte Fragen zur Antwort, „sehr bald nach jenem Zusammentreffen bei der Gräfin die Spaziergänge meiner Clara mit ihrem Vater ausgeforscht. Wo sie auch waren, sie fanden mich immer, und es gelang mir endlich, mich ihren Bekannten zu nennen. Ich durfte sie in ihrer Häuslichkeit sehen, und meine Wünsche, meine Liebe wurden nicht zurückgewiesen. Euch wollte ich mit meiner Verbindung überraschen, darum brachte ich nur meistens die Abende bei Claren zu, wo Ihr in Gesellschaften, oder auf Bällen umher schwärmtet. Wie viel Mühe hat es aber diesem lieben Mädchen gekostet, ihrer Freundin unser Geheimniß vorzuenthalten, und wie oft mußte ich sie in meinen Briefen auf den heutigen Tag verweisen, dessen Festlichkeit ich kannte und wo Ihr Alles erfahren solltet. Denkt Euch die Ungeduld, mit welcher ich gestern den Weg hierher nahm; denkt Euch die Freude des Wiedersehens, dem nun keine Trennung mehr folgt." —

— Ein weiß gekleidetes schönes Kind trat jetzt aus der offenen Thür des Hauses, und ging mit schüchternem Blick auf Blanka zu. Ueberrascht von dem lieblichen Anblick, nahm diese aus seiner Hand einen zierlichen Blumenkorb, und unter den jetzt ertönenden Glückwünschen, unter Dank und

Umarmungen war die kleine Geberin verschwunden. Von den Blumen überdeckt, fand Blanka ihre Perlenschnur und ein Streifchen Papier, das sich darum wand, enthielt folgende Worte:

‚Noch einmal stießest Du uns in die Fremde hinaus, holde Tochter der Erde, da wir kaum Ruhe gefunden hatten. Aber siehe, wir kehren zu Dir zurück. Stiller Friede, das Ende einer langen Wanderung ward uns verheißen, wenn wir wieder auf einem Herzen ruhen würden, das unsere Schönheit jugendlich liebte, und uns dennoch der Tugend, der Wohlthätigkeit, der zarten Stimme des Rechts zu opfern vermöchte! Dein Herz ist ein solches. Wir werden Dich nicht schöner schmücken, als seine Reinheit. Nimm uns gütig auf, und mögest Du uns einst Töchtern und Enkelinnen bewahren, die Dir gleichen.‘

Theodor.

„Der allein kann mich verstehen,
Der mein Glück im Herzen trägt.“

Th. Körner.

Frau Wehrmann kehrte mit rüstigem Schritt aus der Stadt zurück, wohin sie ein Stück Leinwand getragen hatte, das erst heute von ihres fleißigen Mannes Weberstuhl abgeschnitten war. Sie hatte das Geld empfangen, und war herzlich vergnügt, überrechnete auch zum Zeitvertreibe im Gehen mehr als einmal den kleinen Cassenbestand mit den nöthigsten Ausgaben. Aber, wie sie jetzt in ein Gehölz eintrat, das, nicht mehr fern von ihrer Heimath, noch zu durchwandern war, löschte ein seltsamer Anblick alle Zahlen und Summen aus ihrem Gedächtniß weg. Unter einem breiten Eichbaum, auf moosigem Boden, lag ein lieblicher Knabe von etwa vier Jahren, ganz allein in tiefem Schlummer. Auf seinen rothen Wangen standen helle Thränen; er schien sich in den Schlaf geweint zu haben. Frau Wehrmann sah mit mitleidigem Wohlgefallen auf das Kind nieder, sie liebte die ganze Jugendwelt aus vollem Herzen, und ihr selbst war das Glück, Mutter zu sein, nicht geworden. „Du lieber Gott! Da kann ich doch wirklich nicht weiter gehen,“ flisterte sie leise vor sich hin, und setzte sich neben den Knaben,

dessen tiefliegendes Köpfchen sie auf ihr Knie zog. Die sinkende Sonne beleuchtete seine angenehmen Züge, in dem Herzen der guten Frau regten sich süße Muttergefühle, sie drückte das Kind fest an sich, und die großen schwarzen Augen des Schläfers sahen verwundert in die ihrigen. „Bist Du Sabine?“ fragte er schüchtern; — „höre, bringe mich nicht wieder zu Hause, ich mag kein Prinz sein, und wenn ich noch einmal so lange hungern muß.“

Frau Wehrmann staunte den Knaben an. Sein leichtes Kleidchen, das nicht blos von dem ungewohnten Lager beschmutzt schien, paßte nicht zu der Vorstellung, die sie von fürstlichen Kindern hatte, aber was sollte sie aus seinen Worten machen? „Ein Prinz?“ fragte sie hastig, „wie käme denn der hierher, so ganz allein, bei sinkender Nacht?“

„Gieb mir was zu essen, liebe Frau,“ schmeichelte der Kleine, „mich hungert sehr.“

Sogleich öffnete die Frau das schwere Bündel, das neben ihr im Grase lag, und reichte ihm mit freundlichen Worten ein kleines Weißbrod; auch eine städtische Seltenheit, die nur zuweilen in die knappe Wirthschaft der sparsamen Weberin kam. Er machte sich begierig an die Mahlzeit, während sie ihn forschend betrachtete, und wohlgefällig die braunen reichen Locken von der offenen Stirn wegstrich. „Wie heißest Du, Kleiner?“ fragte sie nach einer Pause stillen Nachdenkens.

„Theodor,“ antwortete er sorglos, ohne sich stören zu lassen.

Sie fing nun an, mit mancher Frage das Dunkel zu er-

hellen, das über diesem Abenteuer lag, aber was sie erfuhr, blieb doch nur Dämmerung. Daß der Vater mit zwei großen Wagen herumreise, Theodors gute Anna gestorben sei, und er dafür die Sabine bekommen habe, daß er kein Prinz sein wolle, und darum so sehr geschlagen werde; — das war es, was immer, in verschiedenen Wendungen wiederkehrend, aus des Kindes Erzählung hervorging. „Heute als wir in einem Wirthshause waren," fuhr er fort, „lief ich weg, weit weg bis hierher, wo ich nicht mehr gehen konnte, und vor Hunger weinte. Aber zum Vater will ich nicht wieder, ich weiß nicht mehr, was der Prinz sagen muß, der seine Mama sucht, und da werde ich wieder Schläge bekommen."

„Theodor," sagte seine Zuhörerin, „das Weglaufen war nicht recht von Dir, Dein Vater und Deine Mutter werden Dich suchen, und sehr betrübt sein." —

„Ich habe ja gar keine Mutter," antwortete der Knabe, schalkhaft lächelnd, „ich habe gar niemals eine Mutter gehabt, wie die andern Kinder. Der Vater sucht mich wohl, aber er will mich nur schlagen. Erst kroch ich hinter den großen Busch im Garten, dann kam der große Junge, der immer im Kasten sitzt und lies't, der sagte: ‚Lauf weg, Theodor!' und ich lief weg."

„Aber mein Gott, was wird nun werden!" sagte Frau Wehrmann, „die Nacht bricht herein."

„Nimm mich mit Dir," bat der Knabe und klammerte sich fest an ihr Knie; „ich fürchte mich hier, ich will recht artig sein. Wenn Du einen Prinzen brauchst, will ich ler-

nen; nicht wahr, Du sagst mir's oft vor, und schlägst mich nicht?"

Frau Wehrmann begriff nichts von allen diesen Reden, sie mochte auch nicht drüber grübeln, aber ihr Herz begriff die Hülflosigkeit des liebenswürdigen Wesens, das sich an sie schmiegte. — „Wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf!" sagte sie; und ihre Gedanken eilten schnell in die Zukunft, um alle Hindernisse aufzusuchen und zu entfernen. „Ja, Du sollst mit mir gehen, Theodor!" rief sie endlich laut, indem sie den Knaben an ihr Herz drückte, „Gott wird uns nicht verlassen, und der Vater könnte doch auch nicht anders, wenn er Dich hier gefunden hätte."

Der Weg war nicht mehr weit. Sie trug den Knaben abwechselnd mit großer Beschwerde neben dem gewichtigen Bündel; aber Liebe und Wohlgefallen, und die kindliche Zärtlichkeit des schönen Fremdlings erleichterten ihr die Last. Dabei unterließ sie nicht, zwei begegnenden Wanderern ihren Fund mitzutheilen, mit der Bitte, in dem Städtchen, wohin sie gedachten, die Obrigkeit zu benachrichtigen; auch zeigte sie in der Försterwohnung am Ausgange des Waldes Alles an, im Fall des Knaben Vater nach seinem Kinde fragen sollte. Schon lag die tiefste Dämmerung über der Landschaft, als sie ihr Haus erreichte, wo der ermüdete Knabe sogleich ein Plätzchen zu den Füßen des großen Bettes einnahm, und, das Haupt an die Pfühle gelehnt, ruhig wie im Vaterhause einschlief, während die Frau ihrem fragenden Manne mit großer Weitläufigkeit den Vorfall erzählte.

Mehrere Tage vergingen ohne Nachfrage nach dem seltsamen Funde; selbst als der Weber noch wirksamere Mittel

zu dessen Kundmachung ergriff, blieb Alles still, und Frau Wehrmann freute sich heimlich darüber. Denn da sie am ersten Abend beim Entkleiden des Kindes Spuren grausamer Mißhandlung an ihm fand, konnte sie den Wunsch nicht unterdrücken, es möge nie wieder in die Hände seiner Quäler fallen, und ihre reine Seele tröstete sich mit dem Gedanken, der Mann, den er Vater genannt habe, könne unmöglich diesen heiligen Namen verdienen. Sie erwiederte bald das innige Anschmiegen des verlassenen Kindes mit wahrhaft mütterlicher Liebe, und glaubte fest, der liebe Gott habe ihr in ihm einen Ersatz für die Entbehrung eigener Mutterfreuden geschenkt. Sehr ungern hörte sie daher ihres Mannes Plan zur Versorgung des gefundenen Knaben im Armenhause der nahen Stadt, aber sie schwieg weislich bis zum entscheidenden Augenblick, und hoffte auf die stille Gewalt der Bitte und Ueberredung, die schon oft den stärkeren Willen bezwungen hatte, wie der schwache Keim des Samenkorns, mit feiner, leicht verletzlicher Spitze, durch sanfte Kraft schwere Lasten emporhebt, um das Licht des Tages zu gewinnen.

Nach zwei Wochen, die Theodor im engen Häuschen des fleißigen Webers verlebt hatte, war er so heimisch geworden, als hätte hier seine Wiege gestanden. Wild und ganz ohne Sitte, ohne Begriff von dem, was man bei Kindern Artigkeit nennt, war er von regem Gefühl, gelehrig, und aus herzlicher Liebe zu seiner Pflegemutter gehorsam. Er fing an zu begreifen, daß es besser sei, reinlich als schmutzig zu sein; er bat, wo er anfangs nur forderte; er saß zuweilen eine kurze Zeit ruhig, und bequemte sich sogar zu einer leichten

Beschäftigung, zum großen Triumph der Frau Wehrmann, der ihr Mann mehr als einmal das Talent der Erzieherin abgesprochen hatte. So oft sie ihn ruhig an sich fesseln konnte, begann sie ihre Nachforschungen nach seiner Vergangenheit auf's Neue, und er war immer bereit, jede Frage zu beantworten; aber Tag für Tag schien die Dunkelheit seiner kindischen Ideen sich zu verdichten, und die Bilder seines Gedächnisses wurden um so undeutlicher, je mehr sie in die Entfernung hinausrückten. Den Mann, dem er den Vaternamen gab, nannte er indessen ohne langes Besinnen: ‚Herr Veltheim,' und man theilte ihm deßhalb den gleichen Namen zu, als einziges Erbtheil seiner unbekannten Geburt.

In solcher Unterredung mit ihrem kleinen Gefährten saß Frau Wehrmann Abends vor der Thür, als ihr Mann, aus der Stadt zurückkehrend, auf der Bank neben ihr Platz nahm. Sie bedeutete den Knaben, des Vaters Hut und Stock hineinzutragen, und dafür die Mütze zu bringen, wischte sorgfältig mit ihrer weißen Schürze den Schweiß von der heißen Stirn des Mannes, und fragte theilnehmend nach seinen Geschäften. Dann schob sie das Spinnrad bei Seite, nahm den wiederkommenden Theodor auf den Schooß, und setzte sich zum ungestörten Hören zurecht.

„Ein gutes Geschäft habe ich gemacht," begann der Mann. „Der Bürgermeister hat mir die Stelle für den armen Jungen im Armenhause versprochen. Den Sonntag mag er noch hier bleiben, dann bring' ich ihn hinein."

Der Knabe drückte sich ängstlich an die Frau, und sagte

heftig: „Ich will nicht fort, ich will bei Dir bleiben. Mutter, behalte mich bei Dir!“

Die Augen der mitleidigen Frau füllten sich mit Thränen. „Hörst Du wohl,“ sagte sie sehr schüchtern, ohne ihres Mannes Blick zu begegnen, „was er mir für einen Namen giebt? Gott weiß, ich kann ihn nicht hören, ohne daß mein Herz sich bewegt. Ich habe oft im Stillen getrauert,“ fuhr sie lebhafter fort, „daß kein Kind mich Mutter nennt, willst Du nun das hülflose Geschöpf von mir trennen, das mir Gottes Hand übergeben hat, so werde ich doppelt fühlen, was ich entbehre.“

„Aber Hannchen,“ entgegnete er, „Du vergissest unsere Armuth. Hatten wir je genug, nur einen Groschen zu erübrigen, und konnte Deine Sparsamkeit, Dein und mein Fleiß verhindern, daß uns oft harte Sorgen um das Nöthigste drückten?“

„Du hast recht,“ sagte sie sanft, „aber nun frage ich Dich: sind wir je hungernd zu Bette gegangen? Wurden die Sorgen nicht immer auf's herrlichste abgewandt, wann sie am höchsten schienen? Hat uns auch nur einmal das Unentbehrliche gefehlt? Lieber Mann, sieh' mich nicht finster und zweifelnd an, spotte meiner Zuversicht nicht. Gott hat das Kind geschickt, sollte er nicht auch ein Stückchen Brod dafür geben?“

„Frau,“ erwiederte der Weber, „wenn ich Dir nachgebe, so wird es uns Beiden gereuen. Kinder kosten viel; Du machst Dir Alles leicht, ich sehe weiter, und denke der kummervollen Tage und Nächte, die unsere Thorheit uns schaffen wird. Wer mag uns dann bedauern oder helfen?

Niemand hat uns gerathen, einen unbekannten Findling aufzunehmen."

„Oh doch!" — rief Frau Wehrmann. „Es giebt einen, der es mir gerathen hat. ‚Seid barmherzig, wie Euer Vater im Himmel barmherzig ist,' spricht der Herr; wer wollte uns tadeln, wenn wir nach diesem Gebote thäten? Gottes Wille ist es, das weiß ich gewiß. Warum mußte sonst eben ich das schlafende Kind finden? Dicht vor mir ritt der reiche Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der Geld wie Heu, und keine lebendige Seele zu versorgen hat. Aber er verließ, wenige Schritte vor dem Gehölz, den Fußsteig, und wandte sich rechts, weil der Knabe in die Hütte der Armuth kommen sollte, wo Arbeit und Zufriedenheit wohnen. Laß mir ihn, Vater! wir wollen ihn christlich und fleißig zu Deinem Gewerbe erziehen, und er wird uns segnen, und uns einmal dankbar die Augen zudrücken."

„Nun denn in Gottes Namen!" murmelte der Weber vor sich hin, und ergriff die ausgestreckte Hand seiner Frau. „Ich kann Dir einmal nichts abschlagen; aber gieb Acht, diesmal hätt' ich es thun sollen, um Dir bittere Sorgen zu ersparen, die Dein gutes Herz jetzt übersieht." —

Die Zukunft schien indessen diesen fürchtenden Ausspruch zu Schanden zu machen, und Hannchens gutes Werk zu segnen. Theodor wuchs munter heran, ward kräftig, thätig und klug, liebevoll gegen seine Pfleger, wie ein eigenes Kind, und der Stolz der guten Mutter durch mancherlei Anlagen, die er bei wenig Unterricht entwickelte. Dabei war noch nie eine Stunde gekommen, wo den drei Zufriedenen das Nöthigste gefehlt hätte, obgleich sie manches ent-

behrten, was Wohlhabende so nennen. Der sparsame Verdienst des Mannes schien seit des Knaben Ankunft vom Himmel sichtbar vermehrt zu werden; wenigstens betrachtete Frau Wehrmann jeden kleinen Glücksfall als ein Beifallszeichen von oben, und ihr eigener Fleiß verdoppelte sich in dem Bewußtsein, für ein geliebtes Wesen zu arbeiten. Sie stand noch früher auf als sonst, brach sich auch Abends ein Stündchen vom Schlafe ab, reichlich belohnt durch Theodors schmeichelnde Liebkosungen und seine kindische Fröhlichkeit.

So waren seit jener Wanderung zur Stadt zwei ruhige Jahre vergangen, als ein neues Ereigniß den muthigen Glauben ihrer Seele auf die Probe stellte. Was sie ehedem so heiß wünschte, nun nicht mehr erwartet hatte, erschien ihr jetzt als eine liebe, doch ängstliche Sorge. Ein eigenes Kind sollte jetzt in die arme Wirthschaft eintreten, und seine Ansprüche auf das Wenige, was fast nur zur Erhaltung des Fremdlings hinreichte, beklemmten das bange Herz der Mutter. Der geringe Nothpfennig, den ihr Fleiß ersparte, mußte in den entscheidenden Tagen aufgezehrt werden, sie selbst konnte dann weniger arbeiten, der Bedürfnisse wurden mehr, wie die Kinder heraufwuchsen, und, ach! mit ihrem Erwachsen alterten ihre Versorger, ermatteten wohl die Kräfte, die für ihre Jugend thätig sein mußten. In nächtlicher Stille fielen solche Gedanken schwer auf die arme Frau, ja, sie sah zuweilen den Morgen aufdämmern, ohne die Ruhe gefunden zu haben; aber am Tage zeigte sie ein heiteres Gesicht, und schmeichelte tröstend die Falten von ihres Mannes Stirn hinweg. Wenn das freundliche Sonnenlicht wieder auf der Erde lag, wenn sie sich rüstig im

Hause rührte, entflohen die Schattenwolken der Sorge, und fromme Hoffnungen sprachen zum Herzen. Dann konnte sie mit süßem Behagen in die Zukunft blicken, wo nie gekannte Freuden und neue Pflichten sie begrüßten.

Aber um die Zeit der Ernte, wo sie der erwarteten Stunde nahe entgegen sah, überfiel eine Krankheit den Weber, und der Webstuhl stand mehrere Wochen still. Da zum ersten Mal zog bittere Armuth in die Hütte ein, und manche Thräne ward im Stillen geweint. Mit wehmüthigem Lächeln brachte die Frau dem Kranken eines Abends die letzte Stärkung, die sie besaß, und ihre rothgeweinten Augen mieden seinen Blick.

Er zögerte, das Labsal zu nehmen. „Was hast Du zu essen, Hannchen?" fragte er.

„Genug," erwiederte sie. „In der Küche ist Speise für mich und Theodor, wenn er aus der Schule kommt."

„Du kannst nicht lügen, gute Seele," sagte der Mann, „Du darbst für mich und den Jungen. Ach, Hannchen, die Stunden sind nun da, wo wir unsere Uebereilung bereuen; Hunger und Kummer theilen wir mit dem Fremdling, und das eigene Kind findet nichts auf der Welt, als das nackte Elend!"

Hastig sprang bei diesen Worten die Thür auf, und Theodor stürmte herein. Sein Gesicht glühte, seine schwarzen Augen sprachen nur Lust und Freude. „Mutter," rief er athemlos, „des Schulzen Frau hat mir ein großes Stück Kuchen gegeben, sie haben den Erntekranz gebracht mit Bändern und Tüchern. Du sollst hinauskommen und Dir etwas von dem Schmause holen, Wein für den kranken Vater,

neues Brod, und gewiß auch Kuchen. Nimm mich mit, Mutter," setzte er leiser hinzu, und hing sich an ihren Arm.

„Ich will gehen," sagte Hannchen, „so schwer es mir auch wird, Dich in trüber Sorge zu verlassen. Aber wenn gute Menschen helfen wollen, muß man nicht eigensinnig die Hand wegziehen. Den armen Jungen nehme ich mit, er ist Dir jetzt wohl auch kein Trost. Ein halbes Stündchen und ich bin wieder da."

Die Sonne war im Sinken, als die Beiden rüstig den Feldweg hinschritten, der hinter dem Dorfe weg, bis an das Gehöft des reichen Schulzen führte. Die Felder, zum Theil schon leer, zum Theil mit Garben und arbeitenden Menschen bedeckt, glänzten von den Abschiedsblicken der Sonne. Hoch bepackte Wagen schwankten, reich geziert mit grünem Gezweige, neben den Wandernden her; heimkehrende Schnitter jauchzten fröhlich hinter ihnen, und Theodor mischte sich in ihren Jubel. Frau Wehrmann stand unter einer großen Linde still, wo die weite, freundliche Gegend vor ihr lag. Des Schulzen Haus war nun nahe, die Musik des fröhlichen Erntefestes wurde durch den Abendwind zu ihr hingetragen. Aber alle diese festliche Freude, selbst der Schmuck, die Feier der Natur, stimmten heute ihr Herz nicht zum frohen Mitgefühl. Sie hätte lieber umkehren, als weiter gehen mögen; schmerzliche Thränen stiegen in ihr Auge, sie setzte sich auf den Rasensitz unter der Linde nieder, unfähig die Schönheit des Abends zu genießen.

„Ach," seufzte sie halblaut, „hier ist Alles wohl schön und nichts als Freude, wohin ich sehe, aber in mir ist lauter Sorge und Kummer. Guter Gott, von dem all' dieser

Reichthum kommt, soll kein Tröpfchen Deines Segens mehr auf uns fallen, soll ich wirklich bereuen müssen, was ich Gutes that?"

„Mütterchen," rief Theodor schmeichelnd, „Du weinst? Siehst Du denn die schöne Sonne nicht, und die goldenen Wolken, die sind prächtig. Und drüben machen sie Musik, daß es eine Lust ist. Komm, Mutter, weine nicht. Ich will Dir auch den Spruch sagen, den ich heute in der Schule gelernt habe, ganz deutlich und laut, Du wirst Dich freuen:

‚Der den Wurm im Staube nährt,
Und den jungen Raben
Ihren Unterhalt gewährt,
Wird Dir seine Gaben
Nicht entziehen, hoff' auf ihn,
Er läßt nie die Seinen
Lange trostlos weinen.'

Es dünkte der guten Frau, als sie diese Trostworte aus dem Munde des lächelnden Knaben hörte, als wären sie von oben an ihr Herz gesprochen. Sie weinte wohl noch stärker, aber Thränen der Rührung, der Reue über ihren Kleinmuth, der festen Ueberzeugung von der Vorsorge der Macht, die den Raben das Futter giebt und den Wurm erhält. Getröstet erhob sie sich, und schritt auf das Bauergut zu, wohin sie beschieden war. Hier von der Wirthin freundlich empfangen, mußte sie sich in der Stube niedersetzen; während jene ihren kleinen Korb zu füllen hinausging, mischte sie sich in das Gespräch der übrigen Gäste. Theodor aber tummelte sich draußen umher, und bestieg muthig eins der Wagenpferde, die den Rest der Ernte gebracht hatten.

„Dächt' ich doch, Vater," sagte die wieder eintretende Wirthin, „der alte Doctor wäre eben noch einmal vorbeigeritten. Ganz hastig kam er daher gesprengt; ich war in der hintern Kammer, und ehe ich hinaus konnte, ist er auch schon wieder fort."

„Unser neuer Nachbar," belehrte der Schulz die Uebrigen. „Er hat das Freigut hier an der Buschecke gekauft; ein hübscher, verständiger, alter Mann und ein erfahrener Arzt, der sich nun zur Ruhe setzen will. Er war heute bei mir auf dem Felde, und sprach dann hier ein. Aber jetzt habe ich nichts von ihm gesehen."

Indessen hatte Frau Wehrmann den beladenen Korb dankend empfangen, und rüstete sich zum Heimweg. Die Sonne war hinter Dunstwolken verschwunden, hier und da schimmerte schon ein blasser Stern. Die Luft war erfrischend und voll Wohlgeruch. Sie rief laut nach Theodor, der ihr bald aus einer Laube am Hause entgegensprang. „Höre," sagte er, und trabte rasch neben ihr hin, „ich will Dir was erzählen. Wie der Knecht die Pferde wegführte, ward mir die Zeit lang, ich setzte mich in die Laube, und wollte eine Festung von Erde machen. Da fand ich ein zusammengelegtes Papier unter der Bank, ich hob es ordentlich auf und wollte es Dir geben. Aber gar nicht lange, so kam ein alter Herr geritten, der fragte über den Zaun hin nach dem Papier, das er vor ein Paar Stunden verloren hätte. Gleich sprang ich hin und gab es ihm. Der wunderliche alte Mann freute sich recht über das Zettelchen, nannte mich einen braven Burschen, und fragte nach meinen Eltern. Darauf ritt er fort wie der Wind, ich hätte mit gemocht!" —

Der Reiche ahnet nicht, mit welchem Behagen ein Armer seine Gabe betrachtet, im Geist zu diesem und jenem Gebrauch bestimmt, und die leeren Kasten und Räume mit seltener Habe anfüllt. Es war der Weberin nicht leicht geworden, das Geschenk anzunehmen; erröthend, mit niedergesenkten Augen, hatte sie gedankt; denn wie viel lieber hätte sie geben als empfangen mögen. Aber wie sie nun ihre Schätze auf dem großen Tische ausbreitete, wie ihr Mann den Wein kosten mußte, und Theodor bei jedem neuen Gegenstande entzückt in die Hände schlug, ward ihr Herz erfreut, und der Abend verging in angenehmer Geschäftigkeit. Und noch mehr Glück sollte der kommende Morgen bringen; denn schon bei früher Tageszeit stieg der alte Herr aus dem Freigut an der Thür vom Pferde, und meldete sich treuherzig als ein neuer Nachbar. Er erzählte darauf, wie ihm Theodor gestern einen bedeutenden Geldschein zurückgegeben hätte, und bat stockend, aber mit großer Herzlichkeit die Frau, ein Goldstück anzunehmen, das er dem Kinde bestimmte. „Könnt Ihr, guten Leute, das Ding nicht brauchen,“ fuhr er fort, „so hebt es dem Jungen auf, als ein Zeichen seines glücklichen Fundes.“

„O, das kann die Mutter gar gut brauchen!“ rief Theodor. „Sie soll es behalten, ich habe ihr noch niemals was schenken können.“

Der alte Herr sah den Knaben mit großem Wohlgefallen an, fragte nach mancherlei, erfuhr in kurzem den ganzen Lebenslauf der Familie, gab guten Rath für des Mannes Fieber und versprach noch heute eine Arzenei zu bereiten, die Theodor gegen Abend abholen sollte. Genug, da er sich nach

einem halben Stündchen wieder auffsetzte, und den Heimweg rasch begann, schien es den guten Menschen, als habe sie, wie weiland die Patriarchen, ein helfender Engel besucht; der Wiederschein dieser Freude erleuchtete mehrere Tage, und wirkte, zugleich mit den heilenden Kräutern, den Kranken zu stärken.

Seit dieser Zeit war der Nachbar oft in der Hütte, und Theodor noch öfter bei ihm. Er stellte durch seine Kunst den fleißigen Hausvater her, und als die Frau, zu Ende des Sommers, bei der Geburt eines Töchterchens sehr viel litt, war sein Beistand auch ihre Rettung. Gleich in den ersten Stunden nahm er den lärmenden Knaben mit zu sich, um ihr Ruhe zu gönnen, und gewann ihn immer lieber. Aber Frau Wehrmann vermißte ihren Liebling selbst in den süßen Augenblicken der Mutterlust. Zwar war es ein anderes, nie geahnetes Gefühl, mit welchem sie das neugeborne Kind umfaßte, aber doch hätte sie um vieles Geld auch ihren Pflegesohn nicht missen mögen, und erst als er wiederkam, leise mit ihr zur Wiege schlich, und das kleine Mädchen neugierig liebevoll anschaute, wurde sie ihres Glückes ganz froh.

In den Jahren der frühen Kindheit, wo der Begüterte noch fast hülflos ist, ja auf jedem Schritt bedient und gestützt wird, pflegen arme Kinder schon sich selbst zu helfen, Andere zu bedienen, und die Mühen und Sorgen des Lebens kennen zu lernen. Theodor half der Mutter jetzt treulich die kleine Schwester behüten, er schaukelte ihre Wiege, sang und plauderte ihr vor, leitete endlich ihren ersten Gang, und ward später ihr Beschützer, als sie weitere Wege ge-

führt werden konnte. Daneben mußte er dem Vater bald als Lehrling zur Hand gehen, und in seinem zwölften Jahre wurde dies Tagewerk schon so ernsthaft, daß er nur selten eine Stunde mit Lehnchen gewann, und die Augenblicke stahl, um nach den Freigute zu gehen, wohin ihn das heißeste Verlangen trieb. Das Handwerk, obgleich er es gehorsam ergriff, genügte seinem lebendigen Geiste nicht, er arbeitete schläfrig, ohne Antheil, während Alles, was er zufällig von Kenntnissen oder Wissenschaften hörte, seine Seele tage- und nächtelang beschäftigte. Ein Buch, mochte es noch so wenig für ihn passen, schien ihm der höchste Schatz, und lesen das größte Glück. Aber die wenigen Bücher im Hause der Eltern, Gebet- und Gesangbücher, waren bald durchlesen, und ob er gleich die Lieder bei seiner Arbeit auswendig lernte, und zur Freude der Mutter mit einer sehr schönen Stimme hersagte, so freute ihn dies doch nicht lange. Dagegen standen bei dem alten Herrn große Glasschränke voll Bücher, und wenn er dort war, suchte der freundliche Mann etwas für ihn aus, wovon er Vorrath für mehrere Tage mit nach Hause nahm. Nach und nach ergötzte den Doctor die Wißbegier des Knaben; er wählte die Schriften sorgfältiger, die er ihm gab, er beantwortete seine klugen Fragen mit vielem Antheil, und verwandte sich zuletzt bei dem Weber für ihn, daß er jeden Abend ein Paar Stunden zum Unterricht herüber kommen durfte. Theodor lohnte ihm durch rastlosen Fleiß. Er verschlang seine Worte, er ward nicht müde zu hören; der spielende Versuch wurde ernsthafter, je mehr des Knaben Fähigkeit sich zeigte, und als er beim Anblick der lateinischen Schriften den Wunsch äußerte,

diese Sprache zu lernen, hatte der alte Herr auf einmal genug zu thun. Sie saßen beisammen, von Büchern und Landkarten umgeben, Einer so eifrig als der Andere, und wenn dann die spätern Stunden in's Freie winkten, sprang Theodor wie ein munteres Reh neben dem Alten her, der ihn Kräuter kennen und sammeln lehrte. — Glückliche Zeiten, wo dem Jüngling die Welt mit allem Wissenswerthen erwacht, wo jeder Tag ein neues Blatt in dem großen Buche der Weisheit und Kenntniß aufrollt; — glückliche Zeiten auch, wo der Greis am Ende einer langen Laufbahn die früh gesammelten Schätze auf einen frischen empfänglichen Geist vererbt, als Samen der edelsten Frucht!

„Der Junge wird kein Weber, lieben Kinder," sagte der Doctor eines Tages, als Theodors Pflegevater über seine Lässigkeit im Gewerbe klagte; „es steckt etwas anderes in ihm; man muß eine junge Pflanze nicht aufhalten, wenn sie sich nach dem Lichte wendet. Wollt Ihr mir die Freude gönnen, so geb' ich ihn auf meine Kosten nach ** auf die Schule. Viel kann ich eben nicht thun, denn wenn ich gleich wie ein alter dürrer Stamm einsam dastehe, giebt es doch eine Menge Schößlinge um mich her, Vettern und Muhmen, die ihre Nahrung aus meinem Boden ziehen möchten. Aber es ist schon recht, wenn ein junger Mensch aus knappem Beutel lebt, um so eher wird ein tüchtiger Mann daraus."

Es ward dem Weber schwer, der Hoffnung zu entsagen, daß sein Pflegling werden sollte, was er war; wehmüthig betrachtete er das liebe Handwerksgeräth, er hätte es so gern

einmal in Theodors Händen gelassen. Auch die Frau erschrak bei dem Gedanken der Trennung, aber Beide konnten sich nicht verhehlen, wie wenig Geschick er von jeher bei der Arbeit bewiesen habe, und seufzend dankten sie dem alten Herrn für seine Güte.

Doch nichts vergleicht sich dem Entzücken, mit welchem Theodor sich von dem Handwerk losgesprochen und sein stilles Wünschen erfüllt sah. Er flog erst dem Doctor, dann der Mutter an die Brust, seine glänzenden Augen strahlten von der lebhaftesten Freude, und glühendes Roth bedeckte seine Wangen. „Wenn ich nicht gut und brav würde," sagte er sehr bewegt, „wie undankbar müßte ich sein. Ich kann ja sonst keinen Lohn für so viel Gutes geben. Liebe Eltern, Ihr sollt Freude erleben an dem Kinde, das Ihr aus dem Walde in Euer Haus nahmt, und auch Sie, Herr Doctor, sollen Ihre Wohlthat nicht bereuen."

Acht Tage später stand der vierzehnjährige Theodor, mit einem Stabe in der Hand, reisefertig vor der Thür. Die Weberin weinte sehr, und wollte nach Weiberart den Abschied verlängern, indem sie ihn ein Stück geleitete; auch das kleine Lehnchen hatte Thränen in den großen blauen Augen, der Vater allein war gefaßt genug, manche gute Lehre für den Scheidenden auszusprechen. Stumm, gerührt, und oft zurückblickend, ging der junge Wanderer neben der Mutter her, wenige Worte wurden gewechselt, bis sie nach einem kleinen Stündchen an den Platz kamen, wo Theodor einst gefunden ward. „Hier lagst Du," sagte Frau Wehrmann stillstehend, „von hier aus nahm ich Dich mit mir, von hier aus magst Du nun allein in die Welt gehen.

Denke immer, daß ich ein Mutterherz zu Dir trage. Vergiß uns nicht, und bleibe für Lehnchen ein Bruder, wenn der Herr über uns gebietet."

Laut schluchzend fiel der Jüngling ihr um den Hals, er prägte ihre treuen, offenen Züge in sein bewegtes Herz. Sie umarmte ihn wiederholt, und riß sich endlich mit Gewalt los, während er unter demselben Baum, der ihm als Kind sein Dach bot, heißweinend niedersank und der Verschwindenden nachsah. Aber neue Gegenstände, neue Hoffnungen verdrängten nach und nach den ersten Schmerz seines Lebens, und wohlgemuth kam er, spät Abends, an dem Orte seiner Bestimmung an.

Die guten Nachrichten, die von da an über Theodors Verhalten und seine Lernbegier einliefen, brachten jedesmal einen frohen Tag in des Webers Hütte. Es verging ein Jahr und noch eins, der Jüngling hatte indessen nur einmal die Heimath wiedergesehen. Er war größer und hübscher geworden; seine hohe Gestalt, das Feuer in seinem Blick, die Lebhaftigkeit seiner Gefühle, eine besonders schöne Stimme, und die Fertigkeit der Declamation, die er besaß, ließen ihn überall zu seinem Vortheil erscheinen. Im Vaterhause, wie bei dem alten Herrn war ihm die Dichtkunst fremd geblieben; seine Pflegeeltern kannten diese freundliche Muse nicht, und der Doctor, der nur die nützliche Prosa schätzte, hatte ihr nie ein Obdach gegeben. Eine neue Zauberwelt ging für Theodor auf, als er zuerst die begeisternden Lieder hochbegabter Sänger las, als Schillers und Göthe's Meisterwerke zu seinem jugendlichen Herzen sprachen, und das morgenrothe Thor vom Lande der Phantasie sich ihm öffnete.

Die stillen Stunden des Abends wurden durch diese Gesellschaft zu den schönsten seines Lebens, und ein junger Freund, an den ihn gleich anfangs Gleichheit der Gefühle, und sein Trieb nach Mittheilung band, erhöhte den Genuß durch dieselbe Begeisterung. Sie recitirten mit einander die schönsten Stellen ihrer Lieblingsdichter, und Ewald, der früher das Schauspiel oft besucht hatte, wählte besonders gern dramatische Gedichte, die Beide nun rollenweis lasen, wobei sie sich mit ganzer Seele in den Helden ihrer Darstellung verloren. Don Carlos und Posa, zwei Bilder, so ganz geschaffen, einen reinen Jugendsinn zu entzücken, wurden am öftersten von ihnen in's Leben gerufen; sie fühlten im Feuer der Begeisterung nicht, wie wenig Kleidung und Umgebung zu ihren Idealen paßte. Ein stilles Gebüsch, auf einem einsamen Spaziergang, oder Ewalds enges Stübchen, ward gleich schicklich zur Bühne gefunden; kein Lächeln störte den Ernst mit welchem sie hier von Aranjuez und den königlichen Gärten sprachen. Noch mehr wuchs diese Neigung, als eine Gesellschaft Schauspieler den Ort besuchte. Zwar war sie höchst mittelmäßig, und Theodor freute sich vergebens auf die Aufführung seiner Lieblingsstücke; aber dennoch hatte der Besuch ihrer Darstellungen so unendlichen Reiz, daß der ärmere Theodor für ein Billet zum Eintritt gern die halbe Nacht verwandte, dem reichen unfleißigen Freunde seine Arbeiten zu erleichtern. — Ein seltsames Gefühl, wie Ahnung eines früheren unbewußten Seins, bemächtigte sich Theodors, als er zuerst in den düstern Cirkel trat, wo die Zuschauer erwartend saßen, den Vorhang vor sich erblickte, das Geflister auf der Bühne, das verstohlene Hervorlauschen ein=

zelner Mitspielenden wahrnahm. Ihm dünkte — auch vor seiner Erinnerung werde ein Vorhang weggezogen, und er fand sich zwischen ähnlichen Wänden, auf dem Schooße einer alten Frau, die ihn zum Stillsein ermahnte, und ihm die grellen Bilder der halbzerrissenen Gardine deutete. Ja, bei der Aufführung von Ignez de Castro, der er bald darauf zuschaute, fielen ihm die Worte des kleinen Prinzen so bekannt auf, als hätten sie ein Echo in seinem Gedächtnisse geweckt; was ihm noch nie deutlich geworden war, erkannte er an diesem Abend; wie Perlen einer Kette reihten sich Erinnerungen an Erinnerungen. Er wußte, daß er diese Rolle hatte lernen sollen, er gedachte lebhaft des unüberwindlichen Widerwillens vor dem Auftreten, dem immer Schläge vorhergingen; der Züchtigungen, die beim Lernen angewandt wurden, und endlich des Weglaufens, auf den Rath eines größeren Jungen, in welchem er jetzt den Souffleur vermuthete. Selbst seines Vaters Bild stand mit in den Reihen der Erscheinungen, aber es erregte keine Sehnsucht, keine Anhänglichkeit, und wehmüthig darüber, flüchtete sein Herz zu dem Andenken an die friedliche Hütte, an die frommen Seelen, deren Kind er sich nannte.

Hätte in diesem Augenblick Theodors kindliche Liebe den Raum durchfliegen können, der ihn von jenem Aufenthalt der Ruhe trennte, was würde er gesehen haben! Wir sind oft ahnungslos froh, während weit von uns der Arm des Todes unser Liebstes ergreift. Ein bösartiges Fieber hatte schon vor mehreren Wochen den Weber auf's Krankenlager geworfen; Hannchen hielt die Liebe aufrecht, so lange er ihre Hülfe bedurfte. Aber wie er die Augen schloß, sank

auch sie hin, mit dem Bewußtsein, nicht wieder zu erstehen. Ihr frommes Herz ergab sich in den höheren Willen, nur das Schicksal des zehnjährigen Lehnchens bekümmerte sie, bis sie nichts mehr dachte. Vergebens wandte der treue alte Freund jedes Mittel an, sie zu erhalten, und nahm nach ihrem Tode das Kind mit sich, bis eine Verwandte der Mutter benachrichtigt werden konnte, in deren Händen er sie besser aufgehoben glaubte, als in seinem Hause, ohne eine Gesellschaft ihres Geschlechts. Théodors Schmerz bei der traurigen Botschaft war grenzenlos. Er überließ sich ganz der Heftigkeit, die jedes seiner Gefühle auszeichnete, und der alte Doctor schüttelte den Kopf, als er den Brief erhielt, der in den ersten Momenten geschrieben war. Er fand seine Sprache viel zu poetisch, seine Ausdrücke zu gesteigert, Alles auf die Spitze gestellt, und versuchte sogleich in einem langen Antwortschreiben, dem Jüngling eine wahrere Ansicht der Dinge im Leben anzueignen. Aber so wenig mochte er die Pulsschläge des jugendlichen Herzens mit den seinen in Tact bringen, als dies feurige Gemüth hindern, sich im Schmerz zu berauschen. Tagelang erblickte Theodor nur das ehrwürdige Bild seines Pflegevaters, das anmuthsvolle Heiligengesicht der Mutter, Tagelang flossen seine Thränen, daß er nun nicht mehr vermochte, ihre Liebe und Treue zu lohnen.

Theoder besaß nun Niemand mehr auf der Welt, als seinen Wohlthäter, seine Schwester, wie er Lehnchen nannte, und seinen Freund Ewald. Den Erstern durfte er einige Male besuchen, von ihm erfuhr er dann immer, daß es Lehnchen wohlgehe, und sie nichts bedürfe; weitern Fragen

wich der alte Herr aus, und das Feuer, womit Theodor sie that, machte ihn immer karger in der Beantwortung, weil er Alles bestritt, was leidenschaftlich hervortrat. Ewald schied in den letzten Schuljahren von seinem Gefährten, um vor ihm die Universität zu besuchen, und als endlich auch Theodors Zeit verflossen war, richtete der Doctor die ernste Frage an ihn: welchen Beruf er sich wähle? Zur großen Freude des alten Mannes entschied er sich sogleich für die Arzneiwissenschaft. Denn seit seiner frühen Kindheit, wo die Hülfe des Doctors den Hausvater herstellte, und Wohlstand und Glück in die kleine Hütte zurückbrachte, hatte er diese wohlthätige Kunst geliebt, und sie zu üben, war ihm lange ein schöner Traum gewesen.

„Gott segne Dich, mein Sohn,“ sagte der Doctor bei der letzten Umarmung. „Du hast Dich ernsten Pflichten geweiht, werde deßwegen auch ernst, ruhig und besonnen. Zügle Dein wildes Feuer; Deine erste kindische Handlung beweis't, wie viel Du davon zu fürchten hast. Deine Phantasie lerne beherrschen. Sie ist eine verführerische Gauklerin, die Dir die klare Welt in einem lügenhaften Spiegel zeigt. Mögen ihre Bilder schön sein, Wahrheit ist schöner. Mäßige den Hang zur Kunst, sie darf nicht gleiche Liebe mit der Wissenschaft theilen. Spiele nie, meide den Trunk, und verliebe Dich nicht, bis Du mit Ernst an ein Mädchen denken kannst.“

Während Theodor seine Studien begann, den Freund wiederfand, die Scenen einer großen Stadt mit lebhafter Freude an seiner Hand genoß, wuchs Lehnchen unter beschränkten Umgebungen sittsam bescheiden auf. Ihre Muhme

erzog sie von einem Kostgelde, das der Doctor zahlte, in dem nahen Städtchen, von dessen Jahrmarkte ihre Mutter jenesmal den Findling heimgebracht hatte. Geschäfte führten jedes Vierteljahr den alten Freund ihrer Eltern an diesen Ort, und dies waren in Lehnchens einfachem Leben glänzende Lichtpunkte, auf die sie lange vorher sich freuen konnte. Das Kind, wie es sich nach und nach vor seinen Augen entfaltete, war recht eigentlich nach seinem Wunsche erzogen; so lieb ihm Theodor sein mochte, — Lehnchens stilles, ruhiges Gemüth, ihr einfacher Ausdruck, der nie die Grenze der Wahrheit und Mäßigung überschritt, ihre Thätigkeit ohne Geräusch, ihre Besonnenheit und klare Geistesruhe sagten ihm mehr zu, als des Jünglings sprudelnde Lebhaftigkeit. Er kam nie, ohne ihr ein kleines Geschenk zu machen, wie sie es für ihren engen Kreis nützen konnte: ein einfaches Kleidchen, ein Arbeitsgeräth, ein Stück seltenes Geld in die Sparbüchse, ein Kochbuch, oder ein schön gebundenes Gesangbuch. Ihr ging mit seinem Erscheinen die süße Zeit der ersten Kinderjahre wieder auf; bei dem Anblick des oft gesehenen Freundes wurden die lieben Bilder der verlorenen Eltern lebendiger in ihrem Gedächtniß. Am liebsten mochte sie für ihn arbeiten; ihre Finger waren noch klein und zart, als sie schon mit emsigem Fleiß Busenstreifen und Tücher säumte, Strümpfe und Geldbeutel strickte, dem alten Herrn eine Freude zu machen, und ihm, wenn er zur Stadt kam, den Kaffee selbst kochte, den er gewöhnlich bei der Muhme trank. Dann horchte sie so gern seinen Erzählungen, und fragte immer zuerst nach dem Bruder Theodor, dessen Briefe der Doctor zuweilen mitbrachte. So still, einförmig, aber

um desto schneller, zog die Zeit über sie hin, und ihr funfzehntes Jahr war erreicht, ohne daß ihr Kindessinn die ernste Grenze gewahrte, an der sie sich befand.

Der Doctor war eines Morgens wieder zur Stadt gekommen, ein Geldgeschäft zu besorgen, war bei Lehnchens Muhme abgetreten, von da gegen Mittag ausgegangen, und hatte versprochen, das kleine Mahl der Einsamen zu theilen. Hochroth vom Küchenfeuer stand Lehnchen jetzt am Fenster, den Zögernden zu erwarten, und wollte fröhlich hinausspringen, als er um eine Ecke hervortrat. Aber sein Gang war nicht wie sonst, nicht kräftig auftretend, in gleichem Tact, nein, schwankend, mühsam auf den Stock gestützt, sah sie ihn kommen, und voll Angst lief sie ihm über die Straße entgegen. „Es ist nichts, Helene," antwortete er ihrem bange fragenden Blick, „ich kenne es schon, es geht vorüber. Gut, daß wir eben an Deiner Wohnung sind."

Lehnchen konnte der Trost nicht beruhigen, sie stützte ihn an der Schwelle, führte ihn mit Mühe in die Stube, und schrie nun halb außer sich nach der Muhme, weil sie seine Farbe wechseln und ihn in den Stuhl sinken sah. Mechanisch griff der Doctor in die Tasche, brachte erst eine Brieftasche hervor, die er Helenen hinreichte, dann ein Pulver, mit der Bewegung nach dem Munde, woraus sie den Wunsch, es zu nehmen, verstand und zitternd erfüllte. Bald darauf ward er weniger bewußt, matter; bleich wie ein Todter lag er auf des Mädchens Bett. Händeringend saß sie neben ihm. Die Muhme war nach einem Arzte gegangen; man schlug dem Kranken eine Ader; die Hälfte des Nachmittags verging in angstvoller Geschäftigkeit. Gegen Abend schien

es besser zu werden. Er verlangte, allem Zureden zum Trotz, nach Hause, tröstete Lehnchen, die Gefahr sei vorüber, gewährte aber doch ihre schüchterne Bitte, ihn begleiten und ein paar Tage pflegen zu dürfen. Kopfschüttelnd packte die Muhme ihr ein Bündelchen, als der Wagen schon vor der Thür stand, und legte die Brieftasche, die noch auf dem Tische lag, mit hinein. „Es ist nicht gut gethan," sagte sie, „denk' an mich. Ein Kranker gehört in's Bett, und nicht auf die Landstraße; aber wer nicht hört, dem ist nicht zu rathen."

Der Wagen fuhr langsam durch die freundliche Gegend, man hatte den armen Kranken so sanft als möglich gebettet; Helene saß mit dem begleitenden Arzt ihm gegenüber, und sah voll Angst auf den bekannten Weg, der heute länger als jemals schien. Endlich war das Dorf erreicht, der stille Kirchhof, wo die Eltern ruhten, die Hütte, in der sie gelebt hatten, die lange Reihe der Nachbarhäuser, und bald lag das Freigut vor ihnen. Todtenblaß trat der treue Bediente des alten Herrn an den Wagen, ihn in's Haus bringen zu helfen. Er hatte die Zeit der kurzen Reise halb schlummernd zugebracht, jetzt schien er zu erwachen, blickte um sich, und nannte Theodor. Ein Bote ging noch spät am Abend an ihn, ein anderer an den nächstwohnenden Verwandten des Doctors ab. Lehnchen durchwachte die Nacht mit dem fremden Arzt. Gegen Morgen schien ein zweiter Anfall die schwache Hoffnung zu mindern, die dieser ihr zusprach; Besinnung und Sprache waren verloren, Todeshauch lag über den freundlichen Zügen. Lehnchens Herz erlag dem tiefsten Gram. Sie stand am Fenster, und hob die Hände empor;

Worte konnte sie nicht beten, aber sie dachte an Gott, und rang nach Ergebung. Der Morgenstern schimmerte blaß am Himmel, die Schatten der Nacht wurden zarte Nebel, röthlich glänzten die Spitzen der Bäume. Die Stille der Natur ergriff sie schmerzlich, und gab ihr die Wohlthat der Thränen.

Indessen hatte Theodor die traurige Kunde erfahren, und eilte, so schnell er konnte, um seinen Wohlthäter noch einmal zu sehen. Aus der Fülle jugendlicher Lust riß ihn die Todesbotschaft auf; fast betäubt von dem Wechsel trat er seine Reise an. Das dritte Halbjahr seines Studiums war verflossen, er konnte sich das Zeugniß geben, die Zeit genützt, manche Kenntniß gesammelt zu haben, und den Lehren des alten Herrn fast immer treu geblieben zu sein. Zwar hätte seine große Anhänglichkeit an Ewald ihn nur zu oft verleiten können, wäre nicht sein Enthusiasmus immer auf das Edle und Reine gerichtet gewesen, und so der leichtsinnige Freund öfter durch ihn zu besseren Freuden geführt worden, als es ihm gelang, Theodor mit in die seinigen zu verflechten. Spiel und Trunk, so sehr beides Ewald verführte, hatten keine Macht über Theodor; ganz anders war es mit den Künsten, er konnte diese heitern Begleiter des Lebens nicht als untergeordnete Götter betrachten, und weihete ihnen seine erste Jugendliebe. Das Theater, das er hier zum ersten Mal in einiger Vollkommenheit sah, stellte er hoch über jede andere Lebensfreude, ja, er pries die Künstler glücklich, die mit der Magie ihrer Stimme, ihrer Geberden diesen Eindruck auf das Herz machen, es nach Gefallen rühren, erschüttern, erheben und begeistern konnten. Ewalds immer offene Börse erleichterte den täglichen Besuch des Schauspiels,

und Theodors rege Theilnahme ergötzte den abgestumpften, flatterhaften Jüngling mehr, als die Erscheinungen auf der Bühne. Fehlte dieser Genuß, so streifte Theodor nach der Arbeit, einsam, mit einem Buche im Walde umher, las und declamirte, oder er saß auf Ewalds Zimmer, am Fortepiano, das er nothdürftig gelernt hatte, und begleitete sich zum Gesang, während Jener mit lustigern Freunden beim Spieltisch verweilte. Oft fand ihn Ewald noch so, wenn er spät Abends, halb berauscht, vom Verlust bekümmert nach Hause kam, trieb ihn vom Instrument weg, phantasirte eine Weile wild, aber sehr kunstreich, und ließ sich endlich zu einer geregeltern Uebung bereden, die ihn angenehm zerstreute, Theodor auf den Flügeln der Harmonie zum Himmel hob. Denn wie eine liebliche Blume, am Busen der tanzenden Jungfrau, Schmuck und Duft spendet, um Abends achtlos weggeworfen zu werden, während die sinnige Freundin der Natur, in der zartgestalteten Blüthe, Gottes Allmacht deutlicher erkennt, so liebt der Jüngling die holden Künste mit verschiedenem Sinn: — als geliebte Gefährten auf dem Wege nach oben, oder als gaukelnde Zeitvertreibe, in der Leere unausgefüllter Stunden.

Theodor hatte den letzten Theil seines angstvollen Wegs zu Fuße zurückgelegt. Es war Mittagszeit, als er die Wohnung seines Freundes erreichte. Zitternd eilte er über den Hof, Alles war still. Er trat in's Vorhaus, eine Thür öffnete sich, und Jakob, des Doctors Bedienter, trat heraus, die Hände schmerzlich emporhebend, da er Theodor erblickte. Theodors Frage stockte, er starrte des Mannes schwarze Kleidung an, ohne ein Wort zu sagen. „Sie

kommen zu spät, Herr Veltheim," sagte dieser endlich, das Gesicht mit dem Tuche verhüllend. „Morgen wollen wir ihn begraben. Eben haben die Verwandten mit dem Gerichtshalter nach dem Testament gesucht, wenn sich ja eine Verordnung über das Begräbniß fände. Aber leider! es ist gar nichts Schriftliches vorhanden."

Theodor hörte nichts weiter, als die schreckliche Gewißheit seines Verlustes. Jakob öffnete die Stubenthür, und hieß ihn eintreten. Drei Männer waren hier beschäftigt, den Schreibtisch des Verstorbenen zu durchsuchen. Jakob nannte ihnen den Eintretenden; sie begrüßten ihn kalt höflich, bedauernd, daß er nicht früher gekommen sei. Theodor vermochte nicht zu antworten. Er stand wie betäubt vor dem geöffneten Pult, an dem er so oft den alten Herrn arbeiten sah, und fühlte die Thränen nicht, die ihm über die Wangen rollten. Jakob faßte mitleidig seine Hand. „Kann ich ihn sehen?" fragte Theodor. „Folgen Sie mir," gab Jener leise zur Antwort und zog ihn in ein Nebenzimmer, „er sieht aus wie im Leben, freundlich und gelassen." Laut weinend sank Theodor bei der Leiche nieder, während Jakob, die Hände gefaltet, neben ihm stehen blieb. „Ach, daß ich nur noch einmal diese Augen offen gesehen, den Ton seiner Stimme gehört hätte!" rief er aus, „mich dünkt, ich gäbe Jahre meines Lebens hin, um diesen kurzen Zeitraum zurückzukaufen. Warst Du bei ihm, lieber Jakob?"

„Ich, und Lehnchen Wehrmann, mit dem Arzte. Er schlief sanft ein, in Lehnchens Arm. Das liebe Kind sah den Tod zum ersten Mal, aber sie blieb standhaft, bis es vorbei war. Wir zählten die Stunden bis zu Ihrer Ankunft

es war uns immer, als ob er danach verlangte, doch wußten wir's nicht. War's nicht so, Jungfer Lehnchen?“

Theodor hob bei diesen Worten die Augen auf, und sah eine jugendliche Mädchengestalt herzutreten, in einfacher, grauer Tracht, ein schwarzes Band in den braunen Haaren. Ihre ernsten Blicke schienen auf ihm geruht zu haben, aber sie sanken an den Boden, als er nach ihr blickte, und Purpur übergoß ihr blasses Gesicht. „Ja,“ antwortete sie mit leiser Stimme, „Jakob hat Recht. Wir glaubten manchmal ein unruhiges Verlangen an dem Kranken zu sehen; wir meinten, er wünsche, was wir auch wünschten; aber der Arzt versichert, es sei nicht so. Wissen kann es nur Gott.“

„Bist Du Helene?“ rief Theodor, und betrachtete das Mädchen mit nassen Augen. „Ja, Du bist's. Du gleichst Deiner lieben, seligen Mutter, die auch meine Mutter war. Und Du stehst hier, liebe Schwester, wie ein Engel des Trostes, meinen Schmerz zu beschwören.“

„Ich kam von ungefähr, und hörte draußen Deine klagende Stimme,“ sagte Lehnchen, bei dem ‚Du‘ ein wenig zögernd. „Ich komme so gern hierher. Sterben sehen ist schrecklich, ich kann das Bild nicht verwischen. Nun aber liegt er so freundlich da, als wollte er mir sagen: ihm sei wohl bei dem Vater im Himmel. Das beruhigt mein Herz, es wird Dich auch beruhigen.“

„Ach, Lehnchen,“ seufzte Theodor, „ich bin geboren, Alles zu verlieren, Deine Eltern, und diesen letzten Freund, jede Hoffnung, jede Freude der Zukunft.“

„Sein Sie getrost, Herr Veltheim," sagte Jakob, des jungen Mannes Klage falsch deutend. „Wir meinten freilich wohl, der Herr Doctor hätte ein Testament gemacht, und darin wären Sie und Lehnchen gewiß bedacht gewesen, das will ich beschwören. Nun, es findet sich nichts. Aber der Himmel hat auf andere Art geholfen. Darüber wollen wir heute Abend mehr sprechen."

Theodors Gefühl ward durch diese Worte im Augenblick seiner heiligen Trauer empört; nur Liebe und wahre Achtung gegen den alten Mann hielten seinen Unwillen zurück. Er sah Lehnchen an, sie glühte wie eine Rose, und blickte verwirrt vor sich nieder. Bringen Sie Herrn Veltheim in die blaue Stube, liebes Helenchen," fuhr Jakob fort, „und sorgen Sie selbst, daß ihm nichts fehlt. Ich muß wieder hinein."

Schweigend gingen die Beiden durch mehrere Zimmer, die Treppe hinauf, bis zu der blauen Stube, die Theodor immer bewohnt hatte, wenn er den Doctor besuchen durfte, und wo ihn Lehnchen allein ließ. Hier, den trüben Blick auf die bekannnten Gegenstände geheftet, überließ sich Theodor seinem Gram über den Verlust, den er nur mühsam fassen konnte. Kein Gedanke schweifte noch in seine dunkle Zukunft, die Jakobs Worte berührt hatten, er dachte nur an den Vater, den Freund, das treue Herz, das nun keinen Dank von dem Sohne empfangen konnte. Helenens Anblick und die Gegend seiner Jugendspiele hatten alle frühern Scenen hervorgerufen, aber die Freuden waren gestorben, keine reichte in das Künftige hinüber. Das liebe Dorf, der Schauplatz seiner ersten Jahre, ward ihm nun fremd, es be-

herbergte Niemand mehr, den er liebte, nur Gräber waren ihm hier noch verwandt.

Gegen Abend ging seine Thür leise auf, und Helene sah schüchtern herein. „Darf ich eintreten?“ fragte sie; er sprang auf, um sie zu empfangen. Ihre Hand, die er ergriff, zitterte heftig, ihre Augen waren roth.

„Ich habe etwas auf dem Herzen,“ begann sie, indem sie furchtsam neben ihm Platz nahm, „und muß es Dir, Dir allein eröffnen. Einmal, weil es Dich mit angeht, und dann, weil ich Niemand mehr habe, dem ich so vertrauen könnte, als dem Sohne meiner seligen Eltern, wenn er mir gleich noch fremd scheint. Du mußt mir erlauben, von dem traurigen Tage anzufangen, wo unser verstorbener Freund erkrankte, ob es gleich grausam sein mag, Dir so trübe Bilder vorzuführen.“

Theodor beruhigte sie über diesen Zweifel, und sie erzählte ihm darauf Alles, was wir in den vorigen Blättern gelesen haben. „Kaum,“ fuhr sie fort, „waren seine lieben Augen geschlossen, als die Erben erschienen, und ich mich auf das Kämmerchen zurückzog, wo Jakob mir meine Wohnung angewiesen hatte. Ich war tief betrübt, und öffnete das Päckchen, wo meine fromme Muhme ein kleines Gebetbuch der seligen Mutter mit eingelegt hatte, zum Gebrauch der Morgen- und Abendandacht. Jetzt zum ersten Mal wollte ich es aufschlagen; bis hierher war diese liebe Gewohnheit in der Angst meines Herzens vergessen worden. Aber ein anderer Gegenstand brachte mir andere Gedanken. Da lag gleich oben des alten Herrn Brieftasche, die er mir jenes Mal in die Hand gab, weil er das Pulver in seiner

Tasche suchte. Ich lief, ohne mich zu bedenken, die Treppe hinab, um sie den Erben zu geben, aber Jakob begegnete mir, sah das Taschenbuch in meiner Hand, fragte, und erfuhr die ganze Geschichte. ‚Gottlob,‘ sagte er, in den Papieren blätternd, ‚es fällt mir ein Stein vom Herzen. Der Herr glaubte nicht an ein so schnelles Ende; wenn er kein Testament gemacht hat, so seid Ihr, Sie und Veltheim, ohne Hülfe. Jetzt, da er Ihnen die Brieftasche gab, hat es keine Noth, die Gelder sind darin, die er neulich aus der Stadt holte. Behalten Sie sie, bis wir mehr wissen, und findet sich keine Verfügung, so theilen Sie mit Ihrem Bruder; es ist das letzte Geschenk Ihres Wohlthäters.‘‘

„Aber,“ entgegnete ich furchtsam, „er gab es mir nicht zum Geschenk. Ich sagte Dir, lieber Jakob, wie es in meine Hände kam.“

„‚Niemand kann das wissen,‘ antwortete Jakob. ‚Ich wenigstens glaube gewiß, er wollte Ihnen, weil er den Tod fühlte, einen Theil seines Eigenthums hinterlassen. Er liebte Sie Beide wie leibliche Kinder; ich will darauf sterben, er gönnt Niemandem lieber das zeitliche Gut.‘ — Und doch, lieber Jakob, sagte ich, kann ich Deinen Rath nicht befolgen. Die Brieftasche würde mich nicht glücklich machen, wenn sie Millionen enthielte. Nur halten sollte ich sie, bis das Pulver gefunden war, so scheint es mir; in meiner Hand ist ihr Inhalt ungerechtes Gut. Laß mich jetzt hingehen, zu thun, was mein Herz verlangt, und sei nicht böse, daß ich Deinen liebevollen Rath verschmähe.“

„‚Nimmermehr, Lehnchen!‘ rief Jakob aus. ‚Das Alter soll die Jugend leiten, wenn sie thöricht handeln will. Zu Ihrem Besten übernehme ich heute Vaterrechte. Tragen Sie die Brieftasche hinauf, und sagen kein Wort, bis des Herrn Nachlaß untersucht ist.‘“

„Ich ging, aber ich war nicht überzeugt, ich kämpfte den ganzen Tag. An Dich dachte ich besonders, und wie Du ganz ohne Mittel wärest, Deine Sache vollends zu lernen, wenn wir arm aus diesem Hause gingen. Das war mein größter Kummer. Ich kann mir selbst helfen; ‚ein Mädchen,‘ sagt die Muhme, ‚das Andern gern dient, findet immer ein gastfreies Dach, und das tägliche Brod.‘ Aber Du bedarfst noch der Hülfe, um in der Welt herauf zu kommen. Das Alles überlegte ich wohl, auch wie Jakobs Zorn mir weh, sehr weh thun würde; denn ich achte den alten Mann, und habe so wenig Freunde, daß ich keinen verlieren möchte.“

„Diesen Morgen endlich wurde nach dem Testament gesucht und nichts gefunden. Jakob sah mich bedeutend an, und legte den Finger auf den Mund. Dann kamst Du, ich brachte Dich hierher, und schloß mich auf mein Stübchen ein; meine Zweifel begannen von Neuem. Ach, wie schmerzlich fehlte mir da die Mutter, oder die fromme Muhme. Sie hat Dir das Gebetbuch mitgegeben, fiel mir ein, suche da Trost und Rath, und Du wirst ihn finden. Ich fing an zu blättern, ich blätterte weiter, las hier und da mit immer festerem Herzen. Auf einmal fiel mir ein weißes Streifchen Papier in's Auge; ein Zeichen, noch von der Mutter her. Sehr gerührt nahm ich es auf, und denke,

was ich empfand, als mit ihrer Schrift die Worte darauf standen: ‚Thue Recht, scheue Niemand.‘“

Helene hob hier ihre blauen Augen zu dem Bruder auf, und reichte ihm das Blättchen hin, das in ihr Tuch gewikkelt war. „Ich weiß nicht,“ fuhr sie fort, „ob Du mich verstehen wirst, wenn ich Dir sage, daß diese Stimme von oben alle meine Zweifel gelös't hat. Keinen Augenblick würde ich mehr anstehen, Recht zu thun, und Niemand wollte ich scheuen, selbst den gutmüthigen Jakob nicht, und seine Vorwürfe. Aber wirst Du auch denken wie ich, Theodor, wirst Du mich nicht tadeln, wenn ich unsere letzte Hoffnung hingebe, um rein zu bleiben vor meinem innern Richter?“

„Helene!“ rief Theodor, „Deine Frage schmerzt mich. Denke nicht an mich, großmüthige Seele, als um mich zu bedauern, daß ich nichts für eine verlassene Schwester thun kann. Geh', folge dem Ausspruch Deines guten Engels. Der Baum ist gesunken, der uns Schatten gab, uns frei und fröhlich zu entfalten; wir stehen nun in der brennenden Sonnengluth, ohne seinen Schutz. Aber der den Baum im Sturme fallen ließ, weiß die Pflanzen zu schirmen, die sich unter ihm bargen.“

Lehnchen schied mit einem herzlichen Händedruck von dem brüderlichen Freunde, und flog auf ihr Stübchen, das Taschenbuch zu holen. Glühend und zitternd trat sie in's Wohnzimmer, wo die drei Herren mit Jakob bemüht waren, die traurigen Anstalten für den kommenden Morgen zu treffen. Sie wandte sich, mehr als einmal stockend, an den ältesten der Vettern, und überreichte ihm die Brieftasche,

genau erzählend, wie sie dazu gekommen sei. Jakobs Gegenwart war ihr peinlich, sie wagte nicht, in sein zürnendes Gesicht zu sehen.

„Ich danke Ihnen," sagte der Erbe mit gedehntem Tone, „im Namen der sämmtlichen Interessenten. Es ist allerdings ein Glück für uns, daß der selige Vetter nicht in der Bewußtlosigkeit seines Zustandes diese wichtigen Papiere in weniger treue Hände gab. Denn nichts ist gewisser, als daß er damals nicht bei sich war. Kennen Sie den Inhalt?" fragte er weiter, das Buch durchsuchend.

„Ich habe sie nicht geöffnet," sagte Helene erröthend. „Was an jenem Morgen darin enthalten war, findet sich noch unverrückt. Fremder Besitz ist ein Heiligthum."

„Ich hoffe," antwortete der Andere, „Sie mißverstehen mich nicht. Verdacht wäre hier unmöglich, da es leicht zu erfahren sein würde, was der Herr Vetter damals in der Stadt bezogen hat. Noch einmal, wir danken Ihnen verbindlich."

Lehnchen ging leise zur Thür hinaus. Jakob folgte ihr. — „Also doch dem eigenen Kopfe gefolgt," sagte er rasch und heftig. „Die Jugend thut mit dem Rathe des Alters, wie der wilde Strom mit dem Damme; über ihn weg geht der Weg der Wellen. Nun in Gottes Namen, ich habe es gut gemeint."

„Sei nicht böse, ehrlicher Jakob," schluchzte Lehnchen, ihn umfassend. „Wir müssen uns bald trennen, scheide nicht im Zorn von mir."

„Und sahen Sie den herrlichen Lohn Ihrer Großmuth?" fragte Jakob, halb besänftigt; „sie schauten Sie an, als

stände Verrath und Untreue auf Ihrem Gesicht. Diese Menschen sind dem braven Herrn verwandt, wie die Schmarotzerpflanze der Rebe, oder der Katzenglimmer dem Golde."

„Laß es gut sein, Jakob," erwiederte Lehnchen schmeichelnd, „in mir ist nichts als Ruhe und Freude, das ist doch wohl ein Lohn meiner Handlung, und Theodor denkt wie ich." Jakob ward jetzt gerufen; Lehnchen ging in ihre Kammer, die letzte Nacht hier zu ruhen. Am Morgen, da der Zug nach dem Kirchhofe ging, schloß sie sich still mit an, Jakob und Theodor zur Seite. Die Vettern des Verstorbenen, die mit trockenem Auge dem Sarge folgten, warfen unfreundliche Blicke auf das tiefbetrübte Paar, und Theodor kämpfte mit seinem Gefühl, das hier verkannt und verachtet ward, ohne es doch zurückdrängen zu können. Lehnchen fühlte nichts von so widersprechenden Empfindungen. Ihr kindlicher Sinn blieb heute von der Menschen Treiben unberührt; sie bemerkte nichts, was ihren reinen Schmerz stören konnte.

Unmittelbar nach dem Begräbniß verlor sich Theodor von den Uebrigen, um, bevor er diesen Ort auf immer verließ, noch einmal alle Plätze der Erinnerung zu besuchen. Es that ihm Noth, in der Einsamkeit, in der freien Natur zu weilen, um eine bittere Stimmung seiner Seele zu verbannen, der er ungern Raum gab, und um ungestört über die Zukunft zu denken. Wie ein Wanderer, der vor Kreuzwegen still steht, ungewiß, welchen er wählen soll, weil ihm nirgend ein Ziel, eine Heimath winkt, so stand Theodor vor seinem Lebenswege. Ohne Mittel, seine Studien zu vollenden, ohne Bekanntschaft mit der Welt, von einem Sinne geleitet,

der mit dem Fluge der Wolken eilte, mit dem Adler zur Sonne schwebte, statt mühsam und stetig, gleich der Ameise, mit Hindernissen zu kämpfen; fleißig bis zum Uebermaß, wo der Gegenstand ihm würdig schien, aber unfähig, für Broderwerb die Last eines geistlosen Tagewerks zu schleppen, mäßig in seinen Ansprüchen, aber empfindlich für das Glück, wenigstens selbstständig und ehrenvoll zu leben. So fühlte er sich, und gestand seinem eigenen Herzen: er sei nicht geschaffen, den gewundenen Weg gebeugter, schüchterner Armuth zu gehen. Er dachte an Ewald; eine leise Hoffnung auf ihn, die er sich nicht deutlich gestand, war der einzige Stab, der ihm blieb. Ewald war unabhängig, hatte ausstudirt, und vor kurzem sein wahrscheinlich bedeutendes Vermögen aus des Vormunds Händen empfangen. Wenn er sich erbot, den Freund zu unterstützen, so mußte der Zeitraum einiger Jahre hinreichen, ihm sein Darlehn zu erstatten, Lehnchens Schutz zu werden, und die Hoffnungen des Wohlthäters zu erfüllen, der nun in der grünen Erde ruhte. „Zu Ewald also!" sagte Theodor zu sich selbst, und nahm den Weg nach dem Freigute zurück, wo ihm der Abschied von Jakob und Helenen bevorstand. Der letzte schwere Augenblick in der geliebten Gegend, der letzte vielleicht, den er jemals hier lebte.

Der Himmel war trübe und deutete auf Regen, als der Jüngling, von der Schwester geführt, durch's Dorf ging. An den letzten Häusern schieden sie wehmüthig, und Theodor verdoppelte seinen Schritt, gleichsam um das Vergangene zurückzulassen, während alle seine Gedanken dennoch dabei verweilten. Er grüßte im Vorbeigehen die Eiche wieder, zu

der ihn jenes Mal die Mutter begleitete, ihr Bild vermischte sich in seinem Gedächtniß mit den kindlichen Zügen des Mädchens, das ihm in wenig Stunden so lieb geworden war. Seine Gefühle, so lebhaft angeregt, kleideten sich, fast immer, in ein poetisches Gewand; er zog das Taschenbuch hervor, und schrieb nieder, was er dachte, schrieb und änderte, las mit lauter Stimme, verbesserte mehr und mehr, und hatte endlich fast unmerklich, statt sich in der Bitterkeit seines Gefühls zu ergießen, ein erhebendes Trostwort zu sich selbst gesprochen. Er ging mit frischem Muthe weiter, achtete selbst des dichten Regens nicht, der nach und nach die Gegend umschleierte, und eine frühe Nacht herbeiführte, — bis spät am Abend Ermüdung und Nässe ihn eine nahe Herberge wünschen ließen. So war ihm die Kunde höchst erfreulich, daß er sich nur ein kleines Stündchen von dem Badeort ** befände, wo er alle Bequemlichkeit erwarten dürfe; er verfolgte den beschriebenen Weg durch die düstere Nacht, und sah nach kurzer Zeit die hellen Häuser des gewünschten Zufluchtsortes vor sich.

„Veltheim!“ rief eine bekannte Stimme, als er ganz geblendet in das erleuchtete Vorhaus des Gasthofs trat, — „bist Du es wirklich?“ Theodor sah auf, Ewald stand neben ihm. „Komm gleich auf mein Zimmer,“ fuhr jener fort, „ich kann mit allem Nöthigen dienen. Nichts Erwünschteres in der Welt, Freund,“ sagte er leiser, und zog ihn die Treppe hinauf. „Die Welt kann tausendmal um ihre Achse treiben, ehe diese Gunst der Zufall wiederholt. Aber nun erkläre mir den Zufall: wo in aller Welt kommst Du her, bei später Nacht, und in solchem Wetter?“

Ewald war schon mehrere Wochen verreis't gewesen, als Theodor die Nachricht von des Doctors Krankheit erhielt; es gab daher manches Neue zu erzählen, und Theodor, kaum aus den Armen der letzten Freunde geschieden, schloß sein Herz um so inniger dem Wiedergefundenen auf. Indessen hatte der Kellner Wein gebracht, Ewald reichte dem Durchnäßten trockene Kleider, man setzte sich traulich wie sonst an den Tisch, aber Ewalds Blick zeigte eine Verlegenheit, die Theodor nicht entgangen sein würde, hätte nicht das Feuer, mit welchem er seine Mittheilungen fortsetzte, seine Aufmerksamkeit vermindert.

„Bruder," begann Jener, als Theodor schwieg, „es hat bei meiner Seele noch keinen Augenblick gegeben, in welchem mir das verächtliche Metall wünschenswerth erschienen wäre, den gegenwärtigen ausgenommen. Ich hatte dessen eigentlich von Haus aus genug, ja überflüssig, aber ich konnte die Kunst nicht erlernen, seine Unbeständigkeit zu fesseln. Offen wie mein Herz war mein Beutel, jeder lustige Bursch las meine Bereitwilligkeit auf meinem Gesichte; die Wechsel und Thaler, die ich empfing, kehrten nur auf kurze Zeit als Gäste bei mir ein, um alsbald in alle Welt zu wandern. Die Mehrzahl nahm den Weg über das grüne Gebiet des Königs Pharao, den Du nur von Hörensagen kennst; meine Leidenschaft für schöne Pferde, elegante Wagen, guten Wein halfen mir von dem Uebrigen. Ich gestehe Dir, ich erstaunte, als mein Vormund seine Rechnung ablegte, und der karge Rest eines ziemlichen Vermögens vor mir lag. Aber ich erstaunte blos, weit entfernt, den irdischen Mammon zu betrauern. Leichter Sinn und Philosophie

sind Stiefgeschwister; der Bruder ist ein so guter Tröster wie die Schwester, wenn er gleich den steifen Mantel und die ehrwürdige Perrücke verschmäht, die ihr ein so herrliches Ansehen geben. Für mich also wär' ich unbesorgt, aber es schmerzt mich, Dir nicht helfen zu können. Es schmerzt mich mehr als alles andere. Noch vor drei Tagen war ich im Besitz einer Summe, die Deiner Genügsamkeit groß geschienen hätte; gestern Abend hat der Banquier unten im Saal sie eingestrichen; ich behielt gerade noch so viel, die Gesellschaft mit Champagner zu bewirthen, und heute mein Glück noch einmal zu versuchen."

„Es wird Dich verlassen," antwortete Theodor finster. „Und wie es nun steht, werden auch unsere Wege sich trennen. Wohin der meinige auch gehen mag, mich führte das Verhängniß. Aber Du, Ewald, mißtraue Deinem leichten Sinn, den Du eben noch so hoch erhobst. Ich läugne es nicht, Deine Hülfe war meine letzte Hoffnung, doch tausend Mal mehr als die Fehlschlagung kränkt es mich, Dich an einem Abgrunde zu sehen. Ich möchte Dich wegreißen mit der ganzen Kraft treuer Freundschaft."

„Du bist eine redliche, gute Seele, Theodor!" rief Ewald aus, und reichte ihm beide Hände. „Ich liebe Dich, wie Du eben bist, obgleich ich nicht immer in Deine Adagio's einstimmen mag. Glaube mir, mein Allegro macht aus uns Beiden erst ein ordentliches Musikstück. Darum möcht' ich, daß unsere Wege nicht aus einander gingen. Laß Dir sagen. Es giebt seit drei Wochen Theater hier im Ort. Die Gesellschaft gehört zu den bessern, wird einsichtsvoll geleitet, zählt denkende Künstler unter ihren Gliedern,

denen es Ernst um die Sache ist, — und hat seit zwei Tagen meine Eroberung gemacht,"

„Ist's möglich!" rief Theodor erstaunt, — „Du, Schauspieler?"

„Versteh' mich recht," fuhr Ewald fort, „nicht sichtbar werde ich auf den Bretern erscheinen; das Repräsentiren, das Putzen, das ganze genirte Wesen wäre meine Sache nicht. Ich bin bei der Oper als Musikdirector angestellt, ein Platz, der mir ganz zusagt. Gern und leicht habe ich der Jurisprudenz Lebewohl gegeben. Wer wird es mir verargen, wenn ich vorzog, auf den Flügeln der Harmonie zu schweben, in Tönen und Klängen frei behaglich zu leben, statt die Dissonanzen streitsüchtiger Parteien aufzulösen, und tagelang, in Actenstaub vergraben, am Pulte zu arbeiten? Die Kunst lohnt ihren Jüngern mit unverwelklicher Jugend; Frohsinn, Heiterkeit, frisches Blut bietet sie zum Handgelde; die Hütte, in der sie wohnt, hat keinen Raum für die Sorge. Wenn sie den bekränzten Becher umherreicht, wird die Rebe zum Nektar, und der Rausch eine himmlische Begeisterung. Stoß an, Theodor! Liebe der Kunst, und ein glückliches Leben Hand in Hand in ihrem Dienste."

„Du schwärmst, Ewald," sagte Theodor, als die Gläser an einander klangen. „Aber Deine Schwärmerei ist schön. Oft, wenn die Sorge ihre schwarzen Arme nach mir ausstreckte, fand ich Erhebung an dem Busen der Himmelstochter, der Du Dich weihest. Die Poesie beschwor meinen Gram, die Töne der Musik wiegten mein Herz zur Ruhe, ich vergaß die kleine Welt mit ihrem Treiben, und neidete die Glücklichen, die als Priester der Göttin dienen, wäh-

rend ich nur in seltenen Feierstunden, ungeweiht, ihr nahen durfte.“

„Was hindert Dich,“ fragte Ewald, „in die Reihe der Beneideten zu treten? Mich dünkt, Dein Beruf dazu ist größer, als irgend einer. Du bist wahrscheinlich zum Schauspieler bestimmt gewesen, kindischer Eigensinn lenkte Dich von der schon betretenen Bahn ab; aber gestehe, daß ein heimlicher Hang in Dir wohnt, das Schöne und Hohe darzustellen, dem Helden der Vorwelt, dem Ideal begeisterter Dichter Stimme, Mienen und Geberden zu leihen, um das todte Bild in's Leben zu rufen. Auch hast Du Alles empfangen, was diesen Hang rechtfertigt. Deine Gestalt, Dein belebtes Gesicht, Dein kräftiges, biegsames Organ sind Capitale, die Du nicht besser anlegen kannst, als wenn Du auf den verlassenen Pfad zurückkehrst. Zeige Dich dem Director der Gesellschaft, und laß nur von weitem die Absicht fallen, ein Engagement anzunehmen, Du wirst sehen, wie ehrenvoll seine Aufnahme sein wird. Was willst Du auch sonst thun? Du bist jetzt nicht weniger verlassen, als damals, da des Webers Frau Dich von der Rolle des Prinzen befreite. Deine Kenntnisse sind gut, aber noch braucht es Zeit, sie vollkommen zu machen; das erbärmliche Geld wird Dir überall fehlen. Willst Du es mühselig durch Jugendunterricht gewinnen, und das eigene Studium bei nächtlicher Lampe nachholen, oder tief gebückt nach Gönnern und Stipendien, nach wohlfeilen Collegien umherschmeicheln, während Du, ein freier Mann, auf Thaliens Wolkenwagen thronen, und Kronen gleich Pfennigen verschenken kannst?“

Theodor war während dieser Rede in tiefes Nachdenken

versunken. Er stützte den Kopf in die Hand, und hatte kein Wort zur Erwiederung auf Ewalds Vorschlag. Ein Gewirr von Ideen bestürmte ihn, er wußte kaum, ob schmeichelnd oder unangenehm. Die Ungewißheit über sein künftiges Geschick schien sich leicht und natürlich zu lösen, er fühlte den geheimen Zug, den sein Freund ihm beimaß; alle schönen Bilder eines heitern Künstlerlebens, die er in begeisterten Stunden geträumt hatte, drängten sich grüßend an ihn, aber er wagte nicht, ihnen Zutritt zu gönnen. Weit entfernt, mit Ewalds Leichtsinn zu handeln, kannte er das Gewicht seiner Wahl, und dachte an den Tausch, der ihm angetragen ward, ungefähr mit dem Gefühl, mit welchem ein Jüngling sich von der Hand einer liebenden Mutter losreißen würde, um ohne ihren Segen die Braut heimzuführen. Ewald ahnete, was in ihm vorging. Er wandte das Gespräch, und wußte ihn zu überreden, ihm in den Saal zu folgen, wo sich jeden Abend eine erlesene Gesellschaft versammelte, bei der er niemals fehlen durfte, und deren Heiterkeit er für das ächte Mittel gegen Theodors trüben Sinn hielt.

Rauschende Musik scholl den Beiden entgegen, als der hellstrahlende Saal sie einließ, ein lauter Redestrom wogte neben den Klängen hin, Lachen und Scherz schienen den Vorsitz an der Tafel zu führen. Ewald ward von allen Seiten freundlich begrüßt, man machte Platz für ihn und seinen Gast, und dieser sah sich bald von den vornehmsten Gliedern der Schauspielergesellschaft umgeben. Das Theater war der Gegenstand ihrer Unterhaltung; denn wenn Geschäftsleute aller Art in Erholungsstunden das Tagewerk zu vergessen streben, scheint der Künstler allein es genug zu

lieben, um seine Gegenwart selbst bei den Freuden der Geselligkeit zu wünschen. Man hatte den Abend vorher den Tasso gegeben, und der Director, ein feiner Mann mit einem klugen, bedeutenden Gesichte, beurtheilte so eben das Spiel eines Gastes, dem der junge Dichter nicht ganz geglückt war. Dagegen erhob Ewald sogleich seine Stimme, um den Antonio des Directors für ein Meisterwerk zu erklären, und die schöne Prinzessin, die Theodors Nachbarin geworden war, mit rednerischem Feuer zu preisen.

Theodor hörte lebhaft ergötzt der Unterredung zu, und es bedurfte nur kurze Zeit, um sein leichtbewegliches Gemüth in eine Stimmung zu versetzen, ganz verschieden von der, mit welcher er gekommen war. Die Fröhlichkeit um ihn her, der schmeichelnde Klang der Instrumente, das Licht, von dem die Gestalten verklärt waren, wirkten erfreulich auf seine Seele, die trüben Bilder wichen zurück, und dieselbe Phantasie, die früher Alles schwarz gemalt hatte, war nun geschäftig, den Grund ihres Gemäldes mit hellen Farben auszustatten. Nach und nach mischte er sich in das Gespräch, das immer anziehender für ihn ward, er entwickelte eine große Kenntniß der neuesten dramatischen Arbeiten, ein tiefes Studium der Kunst, sein Feuer weckte in jedem Hörer den Geist der Mittheilung. Die übrige Gesellschaft war schon lange aufgebrochen, Ewald stand in der Ecke des Saals am Pharotisch, aber der kleine Cirkel sprach und stritt noch immer. Theodors gutes Gedächtniß setzte ihn in den Stand, seine Behauptungen zuweilen mit einzelnen Stellen zu unterstützen, die er voll Kraft und Leben vortrug; sein Herz hob sich höher in Muth und Begeisterung, während er sprach,

und indem er von den Uebrigen bewundert ward, entrückte ihn sein Enthusiasmus aller trüben Sorge. Es war Mitternacht, ehe man sich trennte.

„Veltheim heißen Sie?" fragte ein alter Mann, der sich beim Aufstehen zu Theodor gesellt hatte. „Ich kannte einen Schauspieler dieses Namens, und die Aehnlichkeit mit ihm fiel mir gleich anfangs in Ihren Zügen auf. Sollten Sie vielleicht diesem Manne verwandt sein?"

„Meine Herkunft ist unbekannt," entgegnete Theodor überrascht, „ich kann nichts davon sagen. Vermuthungen, undeutliche Träume führen mich zuweilen an den Quell meines Lebens, aber das ist Alles. Ich sehe mich in den Coulissen eines kleinen beschränkten Theaters, mit andern Kindern spielend, auch wohl auf dem erleuchteten Raume erscheinend, mit Furcht und Bangigkeit, in schönen phantastischen Kleidern, von den finstern Blicken eines Mannes bedroht, den ich Vater nannte. Ich weiß endlich, daß man mich redend einführen wollte, daß ich mich zu lernen weigerte und durch harte Züchtigungen gezwungen ward, es täglich auf's Neue zu versuchen. Ein heftiger, wilder Sinn, den ich noch heute in mir fühle, gab mir den Gedanken der Flucht ein, den ich keck genug ausführte."

„Das Alles ist mir nicht neu," erwiederte sein Gesellschafter. „Ich erinnere mich genau, wie Veltheim Sie vermißte und sorgfältig suchen ließ, wahrscheinlich auf dem unrechten Wege; denn die Mühe war umsonst, und wir reis'ten zuletzt mit der festen Ueberzeugung weiter, daß der muntere Knabe sein Grab in dem nahen Teiche gefunden habe, wo er noch vor wenig Stunden gespielt hatte."

„Und mein Vater?“ fragte Theodor mit bewegter Stimme, „was wissen Sie von ihm, lebt er noch?“ — „Er starb schon vor funfzehn Jahren,“ war die Antwort. „Er war ein braver Schauspieler, besonders in früherer Zeit. Jetzt freilich ist Alles anders. Die alten treuherzigen Familiengemälde gefallen nicht mehr, das Schicksal schreitet riesenhaft auf der Bühne umher, unser ungewohnter Mund muß statt der natürlichen Sprache, die man sonst wollte, den Pathos der Declamation einlernen, und statt der treuen Zeichnung wahrer Charaktere, fordert man nichts von uns, als das Talent, die hochtönenden Verse und Bilder der heutigen Dichter gehörig abzusprechen. Die Komik hat es noch am besten, sie darf immer im alten Gewande einhergehen. Der Scherz, scheint es, kommt nicht aus der Mode.“

Indessen hatte der Director mit Ewald eifrig gesprochen, Beide traten jetzt auf Theodor zu. „Ich würde mich glücklich schätzen,“ sagte der Erste, „wenn es Ihnen gefiele, sich der Kunst zu weihen, und in unsere Gesellschaft einzutreten. Alles, was ich von Ihnen höre, bestimmt mich zu diesem Wunsche. Ueberlegen Sie es; die Bedingungen werden der Idee entsprechen, die ich von Ihnen gefaßt habe.“

Theodor verbeugte sich stumm, Alle verließen den Saal, die Freunde kehrten auf Ewalds Zimmer zurück. — „Eine seltene Anhänglichkeit haben meine Goldstücke an einander,“ rief Ewald aus, und warf den leeren Beutel lachend auf den Tisch; „sie ruheten nicht, bis sie sämmtlich vereinigt waren. Die letzten Waisen haben heute Abend ihre Geschwister im Kasten des Banquiers eingeholt. Gute Nacht, Theodor.“

Es dauerte nicht lange, so schlief Ewald fest, während Theodor bis zum Morgen wach blieb, so ermüdet er auch von den Anstrengungen seiner Fußreise sein mochte. Der große Entschluß, der vor ihm lag, verscheuchte die Ruhe von seinem Lager. Die frühere Bestimmung stritt mächtig gegen die Vortheile des spätern Antrags; beide Parteien sandten ihre Redner vor seinen Richterstuhl, und wetteifernd vertheidigten diese die eine, wie die andere Sache. Als endlich die Frühsonne das dämmernde Zimmer mit hellen Lichtern malte, stand der oft verworfene Entschluß fest; er ergriff ihn mit lebendiger Hoffnung, entfernte alle Zweifel, und fiel, aus wachen Träumen, nach und nach in einen ruhigen, wenn gleich kurzen Schlummer.

Mit großer Freude vernahm der Director am nächsten Tage, daß Theodor für ihn gewonnen sei, und der ziemlich ansehnliche Gehalt, den er ihm bot, im Fall er seinen Erwartungen entspräche, machte Theodor fester in der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben. Er konnte für den Augenblick nichts weiter wünschen, als eine Gelegenheit, seine Bedürfnisse durch sich selbst zu erwerben, und er glaubte den heitern Weg dazu, der ihm jetzt aufging, ohne Vorwurf betreten zu dürfen, um so mehr, da er früher für ihn bestimmt ward. Das Studium seiner Lieblingsrolle, des Don Carlos, begann er nun mit einem Eifer, der das Beste hoffen ließ; die Proben waren ihm Feste, vorzüglich weil auch alle Uebrigen, von dem Feuer des Neulings angeregt, ihre gewohnte Sorglosigkeit ablegten, um nicht hinter ihm zurückzubleiben. So ward die Vorstellung eine der gelungensten. Theodor, ob er sich gleich nicht genug gethan hatte, ward

mit Beifall überhäuft, und beim fröhlichen Abendessen mit Lob und Glückwünschen empfangen. Befriedigt, berauscht von harmloser Eitelkeit, betrat er spät in der Nacht seine Wohnung; kein Augenblick seines Lebens hatte ihm je so reichen Genuß gebracht.

Sechs Wochen, die die Gesellschaft noch in dem Badeort spielte, vergingen ihm schnell genug in dem Bestreben, sich mehr und mehr auf dem Schauplatze heimisch zu machen, alle Fremdheit und Befangenheit zu verbannen, mit seinen Mitspielern sich einzuüben, die mancherlei kleinen Hindernisse zu entfernen, die ihm hier und da in den Weg traten; Kleinigkeiten, die der Dilettant nicht ahnet, bis sie seinen Fuß auf dem raschen Laufe zur Höhe aufhalten. Er prüfte sein Talent, wie der junge Vogel seine Schwingen prüft, und hatte bald einen engen Kreis verständiger Kunstfreunde ausgefunden, deren offenes Urtheil er gern befolgte. Auch Ewalds Kritik hörte er oft; der lustige Freund wußte in seiner scherzenden Weise immer das Rechte zu loben, oder zu tadeln. Er und der Director waren Theodors liebste Gesellschafter, zu denen sich noch zuweilen der alte Freund seines Vaters gesellte; ein kleiner, wohlbeleibter Mann, dessen trockenes, unbewegtes Gesicht mit der komischen Laune, die das Publikum ergötzte, im seltsamsten Contrast stand. Alle Drei wetteiferten im traulichen Abendcirkel, ihn mit den übrigen Gliedern bekannt zu machen; man führte sie redend ein, wußte ihre Abenteuer, ihre Gewohnheiten und Schwächen gar lustig zu persifliren, ja ihre Art, sich zu äußern, auf's täuschendste nachzuahmen. Ein kleines Lustspiel, woran der

Zuschauer Behagen fand, wenn gleich sein gerader Sinn es zuweilen verurtheilen mußte.

Der Herbst war nun nahe, und die Gesellschaft kehrte nach ihrem eigentlichen Wohnsitz zurück. Mit Vergnügen fand sich Theodor in einer großen belebten Stadt, wo Wohlstand und Betriebsamkeit, Kenntniß und Wissenschaft im heitern Verein wohnten. Es freute ihn doppelt, vor einem ausgezeichnet gebildeten Publikum zu spielen; er versäumte nichts, ihm genug zu thun, und hatte die Freude, seine Mühe anerkannt zu sehen. Die Sorglosigkeit seiner Lage, die ruhige Gemächlichkeit, in welcher er leben konnte, war ihm daneben so erfreulich als ungewohnt. Er verschwendete nicht, allein es beglückte ihn, das leicht Erworbene nicht ängstlich behüten zu dürfen, seinem leichtsinnigen Freunde mit offener Hand aus kleinen Verlegenheiten helfen, und vor allem der Gespielin seiner Kindheit ein Zeichen seines brüderlichen Andenkens geben zu können. Noch von dem Badeorte aus hatte er an Helenen geschrieben, und was er damals besaß, dem Briefe beigefügt, doch ohne eine Antwort zu erhalten.

Theodor bewohnte ein angenehmes Zimmer, dicht neben Ewald, nur eine Thür schied sie, und Beide sahen sich regelmäßig in den länger werdenden Abenden, wo, wenn kein Theater war, die Musik sie beschäftigte. An den Schauspieltagen schwärmte Ewald umher, unterließ aber nie, noch vor Schlafengehen an Theodors Thür zu klopfen, um ihm diesen oder jenen Schwank mitzutheilen, oder über seinen Verlust im Spiele auf komische Art zu klagen. Ihre Wohnung ging auf einen freien Platz, den hübsche Häuser ein-

schlossen; Theodor, fast immer beschäftigt, kannte seine Nachbarschaft nicht, doch Ewald, der keine Gelegenheit, sich zu ergötzen, versäumte, wußte schon nach kurzer Zeit in jedem Hause gegenüber trefflich Bescheid.

„Es kann mich ungemein belustigen,“ sagte er zu Theodor, „die verschiedenen Wirthschaften von außen anzuschauen, die, nur durch eine Wand oder Decke getrennt, ganz entgegengesetzte Geschäfte treiben. Wenn Du drüben umherschreitest, um zu memoriren, rauche ich oft meine Pfeife am Fenster und kehre nach und nach in allen Zimmern ein. Dort das Eckhaus beherbergt die verschiedensten Elemente. Unten sitzt der Philosoph über den Büchern, in Schlafrock und Pantoffeln, ernst nachsinnend, wie ein Marmorbild. Ueber seinem Haupte haus't der Tanzmeister, dessen wunderliche Attitüden und das Hüpfen seiner Schüler, zu einer Musik, die man nicht hört, an Oberons Horn erinnern. Weiter oben, auf der linken Seite, zeigt sich das graue Haupt einer alten Spitzenklöpplerin, in siebenfache Schleier gehüllt, während am nächsten Fenster ein lustiges Dirnchen stundenlang Bänder, Locken und Tücher versucht. Das mittelste Haus, dessen prächtige Fronte uns gleich anfangs auffiel, gehört dem reichen Grafen Hallenstein, einem alten Herrn, der die Hälfte der ersten Etage in Gesellschaft seiner sichtbaren Langeweile bewohnt; die andere Hälfte gehört der Frau Gräfin, und über ihnen, in unserer Region, wohnt eine sehr schöne Tochter. Blond wie der Morgenhimmel, ehe die Sonne hervortritt, heiter wie der Mai, schlank wie die königliche Ceder. Ihr Gang ist Tanz, Grazie jede Bewegung. Eine allerliebste Unbeständigkeit treibt sie umher;

jetzt legt sie Noten auf's Clavier, Du horchst den ersten Tönen, aber sie besinnt sich rasch und greift zu der Harfe. Ein paar Accorde, so springt sie auf, hüpft vor den Spiegel, ordnet ihr Haar, ergreift ein Buch, wirft es weg, und setzt sich an den Stickrahmen. Es rollt eine Carosse, sie sieht zum Fenster hinaus, verschließt es wieder, klingelt dem Mädchen, legt den geforderten Shawl in hundert Falten, und verschwindet vom Schauplatz."

„Und das Alles siehst Du in solcher Entfernung?" fragte Theodor; „ich wünsche Dir Glück zu Deinen Augen, oder Deiner Einbildungskraft."

„Wisse," antwortete Ewald, „daß ein wunderbares Kunststück mich, wenn ich will, in die Nähe der holdesten Fee versetzen kann, oder mit andern Worten: ich besitze ein treffliches Fernglas, das entfernte Gegenstände ganz nahe heranrückt. Nur der Nebel ihrer neidischen Vorhänge, die in der Abenddämmerung herabrollen, und erst spät sich aufthun, entzieht sie meinen Blicken. Aber ich bin noch nicht fertig. Das kleinere Haus daneben, so finster und ungesellig, mit seiner schwärzlichen Thür und berauchten Außenseite, birgt einen nicht geringern Juwel. Sahst Du die heilige Cäcilie von Carlo dolce, so hast Du die volle Aehnlichkeit des Mädchens, das dort eine kranke Matrone pflegt. Ganz das Gegenbild der Gräfin, immer still und stätig beschäftigt, früh zur gleichen Stunde am Fenster, im häuslichen einfachen Anzuge, entweder nähend, oder der alten Frau vorlesend, mit derselben Heiterkeit im lieblichen Gesicht, sieht sie aus wie ein tröstender Genius in der Noth des Lebens."

„Hast Du das Fernglas hier?“ rief Theodor lebhaft, „so laß mich einen Blick hinüber thun; es ist eine Gestalt am Fenster. Ich kenne eine solche Cäcilie, aber unmöglich kann sie es sein.“

Ewald stellte sein Glas auf, und Theodor blickte nach dem düstern Hause hinüber. Sein Herz schlug hoch auf, als die jugendliche Mädchengestalt auf einmal dicht vor ihm dastand, die freundlichen und doch ernsten Augen scheinbar auf ihn gerichtet. Es ward ihm seltsam zu Muthe, er glaubte in einen Zauberspiegel zu schauen, und konnte den Blick nicht abwenden, bis das Mädchen, wahrscheinlich auf einen Ruf, im Nu aus seinem Gesichtskreis verschwand.

Theodor wich ziemlich einsylbig den Fragen seines Freundes aus, aber er war von nun an öfter in Ewalds Zimmer, und richtete das Fernrohr immer nach jener Seite. Ging er aus, so nahm er den Weg an dem stillen Hause vorüber, dessen Thür sich nur höchst selten öffnete, eine Magd aus- und einzulassen; andere Besuche betraten nie die Schwelle. Das Mädchen saß auf demselben Platz am Fenster, aber es gelang ihm niemals, ihren Blick auf sich zu ziehen, so sehr er sich bemühen mochte. Nur Ewalds zauberisches Glas konnte ihn an's Ziel seiner Wünsche bringen. Er sah sie, nahe, als könne er zu ihr sprechen; er sah ihre stille Thätigkeit, ihre Sorgsamkeit in der Pflege der alten Gebieterin; es war ihm, wenn sie den Mund öffnete, als höre er tröstende Worte; ja, er glaubte zuweilen, in ihren holdseligen Mienen zu lesen, was sie aussprach. Immer vertrauter mit der lieben Erscheinung, fühlte sein Herz die süße Regung einer Liebe, deren Ahnung lange schon un-

bewußt in ihm geschlummert hatte. Wie glücklich war er also, da eines Abends in der Dämmerung die Thür des Nachbarhauses aufging und die zarte Gestalt der Geliebten schüchtern umschauend heraustrat. Er stürzte die Treppe hinab, und eilte, ohne zu bedenken, daß die Stunde ihn in's Theater rief, ihr auf dem Fuße nach. In ein enges Gäßchen eintretend, ereilte er ihren flüchtigen Schritt und war jetzt an ihrer Seite. Sie sah sich ängstlich um, bereit zu fliehen, aber eine bekannte Stimme beschwor die Bangigkeit, indem freudige Ueberraschung ihre Stelle einnahm.

„Erschrick nicht, liebe Helene," sagte Theodor sanft, „es ist Dein Bruder, der sich an Deiner Seite befindet. Laß mich einige Schritte mit Dir gehen; sage mir, wie Du hierher kommst, wie es Dir geht, warum ich nichts von Dir hörte, seit wir uns jenes Mal trennten? Ein glückliches Ungefähr hat Dich mir gezeigt, doch ich zweifelte bis diesen Augenblick, — Du aber wußtest vielleicht mein Hiersein, ohne mir ein Zeichen der Liebe zu geben. Der Theaterzettel nennt ja meinen Namen, er kann Dir nicht verborgen geblieben sein."

„In unser Haus," entgegnete Lehnchen, „kommt kein solches Blatt. Die Frau ist sehr krank und ich sah nie ein Schauspiel. Meinst Du, wenn ich Dich hier gewußt hätte, es wäre mir möglich gewesen zu schweigen? Es hat mich genug gekränkt, Dir nicht danken zu können, daß Du Deinen ersten Erwerb mit mir theiltest. Die Muhme meinte, es zieme sich wohl nicht für mich, an Dich zu schreiben, und dann kam ich hierher, und es gab viel und mancherlei Zerstreuung."

„Ach, Lehnchen," sagte Theodor, „wie wenig verdiene ich irgend einen Dank von Dir. Die armselige Kleinigkeit, die Du erhieltest, ist der Erwähnung unwerth; der Zustand, in dem ich Dich finde, zeigt es mir. Du dienst und ich kann nichts für Dich thun, nicht genug wenigstens, um Deine Lage zu ändern."

„Meine Lage ist ja ruhig und glücklich," antwortete sie, indem ihre klaren Augen mit dem Ausdruck der Verwunderung zu ihm aufsahen. „Die Frau, der ich diene, meint es gut mit mir; ich finde die größte Freude darin, ihre Leiden zu lindern, und wie undankbar müßt' ich sein, fühlt' ich nicht neben ihr die Wohlthat doppelt, gesund und kräftig in Gottes schöner Welt zu leben. Aber Du, Theodor, — bist Du so ungenügsam, das wenig zu nennen, was ich durch Dich empfing? Ich dünke mich reich in diesem Besitz, es soll ein Pfennig in der Noth für mich werden, ein Erbtheil gleichsam von meinen lieben Eltern, die Dich mir zum Bruder gaben." — „Verhüte Gott, daß Dich Noth träfe, die Dein Bruder nicht mit Dir theilte!" rief Theodor lebhaft und zog sie näher an sich; „wir sind jetzt beisammen, wir brauchen uns nicht mehr zu trennen." Erschrocken über die Heftigkeit, mit welcher er sprach, machte Helene sich von dem jungen Manne los, und zeigte erröthend auf die nächste Hausthür. „Hier wohnt der Arzt," sagte sie, „zu dem ich gehen muß; meine arme Herrschaft leidet Schmerzen, es ist Unrecht, wenn ich das über meiner Freude vergesse. Lebe wohl, lieber Theodor! Ach, ich ging so traurig aus, und nun ist mein Herz voll Hoffnung, weil ich meinen nächsten Freund nahe weiß. Sehe ich Dich auch

vielleicht lange nicht wieder, wird mir doch die Stadt nicht mehr fremd sein, in der wir beisammen wohnen."

„Ich muß noch mit Dir sprechen," sagte Theodor nach der Uhr sehend, „ich warte hier, bis Du zurückkommst."

„Thue es nicht," bat sie ängstlich, „ich weiß, meine Muhme würde mir nimmermehr gestatten, so allein mit einem jungen Manne zu gehen, von dem Niemand weiß, daß er mir ein Bruder ist. Sei nicht böse, Theodor, lache auch nicht über meine Einfalt, die Lehren der alten Frau passen wohl nicht in die Welt, aber sie sind in mein Herz gegraben, ich kann sie nicht verlöschen."

„So bestimme mir wenigstens eine Zeit, wo ich Dich sehen kann. Deine Herrschaft geht früh zur Ruhe, ich bin Dein Nachbar; ein Zeichen, auf das ich unermüdet warten will, bringt mich ganz in's geheim zu Dir. Laß uns das fest verabreden, ehe wir scheiden, die Zeit drängt, darum sage schnell ‚Ja.' Sieh, auf der weiten Welt stehen wir allein, löse das Band nicht auf, das uns verbindet, laß es uns noch enger flechten, da ein günstiges Schicksal uns zusammenführt. Wir haben den Lebensweg Hand in Hand begonnen, Deine schönen Jugendbilder sind unvollständig, wenn ihnen meine Hälfte fehlt. Darum schenke mir zuweilen eine stille Stunde seliger Erinnerung. Willst Du?"

„Theodor, unser Haus gleicht einem Kloster, kein fremder Fuß betrat es, seit ich hier bin. Die Nacht bricht früh für die Kranke ein, aber dann wache ich an ihrem Bette, bis auch ich zur Ruhe gehe. Wolltest Du, daß ich eine

frohe Stunde mit List und Unwahrheit gewönne? Ich verstehe nicht zu lügen, und könnte Dich nicht freudig empfangen, wenn Du heimlich zur Thür einträtest."

„Nun wohl, so komme ich offen und frei, frage nach meiner Schwester, und Niemand wird mir wehren, sie nach langer Trennung wieder zu sehen."

„Warte lieber," erwiederte sie, „bis ich Dich selbst hereinführe. Geh' morgen in der Dämmerung vorüber, und sieh zu mir herauf; ist's möglich, so öffne ich die Thür, kann ich nicht, so komme mir zur Liebe den nächsten Tag noch einmal, und noch einmal, bis mir mein Vorsatz gelingt. Und nun lebe wohl, ich bin wie im Traum, aber fröhlicher als seit langer Zeit."

Lehnchen schlüpfte in die Wohnung des Arztes, und Theodor wandte sich rasch nach der Gegend des Schauspielhauses. Es war die höchste Zeit sich anzukleiden, um auf der Bühne zu erscheinen. Aber heute zum ersten Mal war er nicht ganz bei seiner Rolle, und übte die gefährliche Fertigkeit mechanisch hinzuspielen, ohne mit ruhiger Besonnenheit seine Aufgabe zu beherrschen. Er fühlte die Unmöglichkeit sich zu sammeln, und erstaunte nicht wenig, als er nach der Vorstellung stürmisch hervorgerufen, und mit Beifallszeichen begrüßt ward, ja, es schmerzte ihn sogar das Zufällige in dem Gelingen wahrzunehmen; denn mehr als einmal hatte ihm eine ermunternde Stimme gefehlt, wenn er gewiß war, mit Einsicht und Wahrheit gespielt zu haben. Fast verdrießlich kam er nach Hause, ward von Ewald über seine Grillen verspottet, und vergaß sie nicht eher, bis das matt erleuchtete

Fenster Helenens ihn an das erfreuliche Wiedersehen des geliebten Mädchens erinnerte.

Kaum war den nächsten Abend die Dämmerung gekommen, als Theodor langsamen Schritts an Lehnchens Thür vorüberging. Sie stand am Fenster, nickte ihm freundlich zu, und verschwand behende, worauf in kurzem ein schwerer Riegel von der Hausthür weggeschoben ward, und der junge Mann in das finstere stille Vorhaus trat, wo es ihm so einsam und öde schien, wie in den Wohnungen verzauberter Prinzen, von denen uns die Mährchen erzählen, zumal da die Oeffnung der Pforte von unsichtbarer Hand geschehen zu sein schien. Noch stand er unschlüssig still, als Helenens Stimme ihn von der Treppe her leise willkommen hieß. In drei Sprüngen war er bei ihr. „Schon am Ziele?“ fragte er lächelnd und faßte ihre Hand. „Mich ergriff eine so seltsame Empfindung beim Eintritt in diese Hallen, daß ich meinte, noch mancherlei Abenteuer bestehen zu müssen, ehe ich Dein Angesicht erreichte. Horch, wie mein Schritt wiederhallt, als rufte er die beleidigten Geister des Schweigens auf; führe mich schnell in irgend eine Sicherheit, ehe der Zauber schwindet, der die Bewohner des Hauses hält, und Dir Freiheit giebt, mich zu beherbergen.“

„Ach, Theodor!“ seufzte Helene, „scherze nicht. Der Zauber, der die arme Besitzerin festhält, wird wohl niemals vorübergehen. Geh' leise und sprich nicht allzulaut. Gestern war sie sehr krank, ich habe die ganze Nacht gewacht. Heute ist es wieder besser. Ich wagte es diesen Morgen, ihr von Dir zu erzählen, die reine Wahrheit, warum hätte ich etwas

verhehlen sollen? und sie erlaubte mir sogleich, Dich zuweilen bei mir zu sehen. Unter ihren Augen gleichsam, denn nur ein Vorhang scheidet ihr Lager von uns, und unser stilles Gespräch wird sie nicht stören."

Nach diesen Worten führte Lehnchen ihren Freund in eine geräumige Stube, in deren Hintergrund ein grüner, faltiger Teppich die Kammer der Kranken verhüllte. Sie schob ohne Geräusch zwei Stühle an's Fenster, nahm eine Arbeit zur Hand, und lächelte so selig zufrieden, daß Theodor die Freude ihres Herzens in ihren ruhigen Zügen las. Aber er hatte Mühe, sie mit ihr zu theilen. Die unsichtbare Zuhörerin legte seinem Gefühl Fesseln an; er glaubte seine Worte erst vor den Richterstuhl kalter Ueberlegung ziehen zu müssen, und das Glück dieser Stunde blieb weit hinter der Idee zurück, die er sich träumend davon gemacht hatte. Erst kurz vor dem Scheiden war es Lehnchens unbefangener Heiterkeit gelungen, ihn anders zu stimmen. Sie sprachen von der Vergangenheit, feierten das Andenken der gestorbenen Lieben, riefen das erste Wiedersehen, die gestrige Begegnung zurück, erzählten sich wechselseitig ihre Schicksale, und fanden, als Theodor auf Lehnchens schüchternen Wink aufbrechen mußte, daß noch wenig gesagt worden war, und ein starker Rest für die nächste Woche übrig blieb, wo Theodor wieder wie heute Einlaß begehren, und wo möglich erhalten sollte. Indessen war an Ewald die Aufforderung ergangen, der jungen Gräfin Hallenstein Unterricht im Gesange zu geben, und er empfing unsern Freund mit dieser Nachricht. Er ging am andern Morgen hinüber, kehrte berauscht von den Reizen seiner Schülerin zurück, wußte bald auch außer

den Stunden Zutritt zu gewinnen, und war so frei von Eifersucht und Mißgunst, daß er es übernahm, auch Theodor in die Abendcirkel der Familie einzuführen. Ein neuer Lebensgenuß ging hier für den feurigen Jüngling auf. Die Feinheit des geselligen Umgangs, das Spiel des Witzes, die ergötzliche Thätigkeit aller Kräfte zum vereinten Vergnügen, die Pracht der Umgebungen, und die blendende Schönheit der jungen Wirthin bezauberten seine rege Phantasie, und das Feuer, mit welchem er sich gleich anfangs den Musikübungen, den Vorlesungen, den gemeinschaftlichen Spielen anschloß, machte auch ihn zum Liebling der Gesellschaft. Besonders zeichnete die schöne Malvina ihn freundlich aus, und ihre Launenhaftigkeit, die fast Niemand verschonte, schien nur gegen Theodor zu verschwinden. Der Herr des Hauses war indessen für die fröhlichen Gäste nichts weiter, als etwa der aufgerichtete Baum, um den in den Sommerabenden das heitere Landvolk den Tanz beginnt, der Mittelpunkt des Festes, aber unempfindlich gegen die Freuden, die es gewährt. Die Frau Gräfin nahm niemals Theil an den spätern Zusammenkünften in ihrem Hause. Wie verschieden von diesen rauschenden Ergötzlichkeiten waren dagegen die fortgesetzten Besuche bei Helenen! Die fürstliche Pracht der gräflichen Wohnung, und die düstere Finsterniß jenes Hauses, das belebte wechselnde Gespräch, und die stille trauliche Unterredung in Gegenwart einer Leidenden, die reizende Coquetterie der schönen Gräfin, und das ernste schüchterne Wesen Helenens! Mit großer Leichtigkeit sprach Malvina über jeden Gegenstand ab, und sie sprach so allerliebst, daß man es ihr verzieh, wenn sie heute begeistert rühmte, was ihr

gestern unerträglich schien; Helenens Unterhaltung bewegte sich nur in engen Kreisen, ihre Grundsätze waren fest, selbst ihre kleinen Vorurtheile schwer zu erschüttern; sie erröthete bescheiden und gestand gern Unwissenheit, wo Jene blindlings rathend, mit angenehmer Sicherheit ihr Wort aussandte, gleich dem kecken Schützen, der in der Dämmerung das Ziel zu treffen wagt, unbesorgt, ob der Pfeil daneben fliegt. Theodor fand sich von dieser Verschiedenheit angezogen und gereizt, aber er fühlte den höhern Werth seiner schwesterlichen Freundin. Er fühlte sein Glück, die Schätze ihres Herzens zu kennen, und ahnete mit heimlichem Entzücken, daß es für ihn schlug. Aber kein Wort stahl sich über seine Lippen, das seine Gefühle enthüllt oder die ihrigen erforscht hätte. Es blieb ihm unmöglich, die Gegenwart einer Hörerin zu vergessen; alle Wärme, mit welcher er in der Einsamkeit zu dem Schatten der Geliebten sprach, floh in sein Herz zurück, wenn er in der Nähe jenes Vorhanges saß, der die Kranke verbarg. Dennoch glich nichts der traulichen Herzlichkeit ihrer Mittheilungen. Selbst die kleinen Mühen seines Standes, die Unlust am Gemeinen und Werthlosen, die er jetzt zuweilen empfand, die fühlbaren Verfolgungen und Neckereien, die er erlitt, vertraute er ihr, und staunend hörte sie, was sie kaum begriff. Aber so ungeübt ihr Verstand war, so sinnreich wußte sie zu trösten und zu zerstreuen. Das Schicksal, das ihrer Jugend das Loos bestimmte, mit Leidenden zu leben, schien ihr diese Fähigkeit als Mitgift gegeben zu haben. Ihre immer fleißigen Hände beschäftigten sich gern mit Arbeiten für ihn; sie schmückte seinen Hut oder Helm mit wehenden Federn, zierte seinen Mantel mit

blitzender Stickerei nach seiner Angabe, und wie Egmont zu Klärchen kam, ging auch Theodor oftmals in seinem Putz, dicht verhüllt, zu Helenen, die ihn nicht minder staunend betrachtete. „Und willst Du nicht einmal mit mir gehen, Lehnchen,“ fragte er, „um auch den bessern Theil des Genusses zu haben? Viele Zuschauer zwar,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu, „wissen nichts weiter zu erzählen, als was Du jetzt siehst, und Deine künstlichen Finger sind es wohl oft allein, die mir Beifall erwerben. Wie oft hörte ich mit recht demüthigendem Gefühl meinen Namen beim Ausgange preisen, weil die altdeutsche Tracht mir gut ließ, oder das griechische Costüm wohl gewählt war, während ich ein anderes Lob verdient zu haben meinte. Der Unerfahrene, der einst für die Kunst schwärmte, ließ sich freilich nicht träumen, daß alle redliche Mühe an einer Falte seines Gewandes Schiffbruch leiden könne.“

Der Winter war fast verstrichen, als Helene, Theodors Bitten nachgebend, von ihrer Frau Erlaubniß erbat, einer Vorstellung beizuwohnen. Man gab das Käthchen von Heilbronn, und Theodors Wirthin übernahm es, Lehnchen in die unbekannte Zauberwelt einzuführen. Ja, eine Zauberwelt war es, die hier das junge Mädchen umfing. Schon die Musik, die erwartungsvolle Menge, die ahnungsvolle Düsterheit des Orts machten ihr Herz höher schlagen. Der Vorhang rauschte auf, und vor ihren Blicken entfaltete sich ein Bild, dem ihre Seele mit namenlosen Gefühlen folgte. Nicht Schauspiel, nein Wahrheit und Leben war es ihr; sie vergaß, wo sie sich befand, sie vergaß, daß jene Menschen nicht fühlten, was sie sprachen, oder vielmehr, sie

begriff nicht, daß man darstellen konnte, was man nicht empfand. Käthchens anspruchlose Liebe bewegte sie tief, denn sie vermochte nicht, den Wetter von Strahl von ihrem Theodor zu trennen, der ihn spielte. Taumelnd, die gaukelnden Bilder vor dem berauschten Sinn, kam sie zu Hause an, und träumte halb wehmüthig, halb entzückt von dem Gesehenen. War das wirklich Theodor, der so hoch, so schimmernd vor ihr stand, dem der laute Beifall huldigte, den das wunderschöne Mädchen genug liebte, um Heimath und Vater zu verlassen und ihm zu folgen? Und als sie nun vereint waren, konnte ein schöneres, ein zärtlicheres Paar gedacht werden? Mußte nicht selbst Helene es eingestehen, so weh ihr auch um's Herz war? Sie bemühte sich vergebens, den einfachen brüderlichen Freund wieder zu denken, und es dünkte ihr, eine Art von fremder Scheu habe zwischen ihnen Platz genommen, seit sie ihn dort oben erblickte.

Gleich nachdem Theodor umgekleidet war, trat der alte Komiker, der heute Käthchens Vater gespielt hatte, in die Garderobe, und erbot sich, ihn nach Hause zu begleiten, wo er ihm und Ewald etwas Neues verkünden wolle. „Aber, Freundchen,“ sagte er, „Sie müssen mir zu Gefallen noch einen Gang durch das Erfrischungszimmer machen; ich vermuthe da einen Fremden, den ich in der Mittelloge sah. Es regnet draußen in Strömen, die Herren und Damen, deren Wagen später bestellt sind, stehen dort und halten Gericht über uns; lassen Sie uns das Publikum einmal in der Nähe besehen.“

Theodor ließ sich mit fortziehen, und begegnete gleich am Eingange des Saales Malvinens glänzenden Augen. Sie

grüßte ihn anmuthig freundlich und lobte erröthend sein heutiges Spiel. Ewald war neben ihr, und an der andern Seite stand ein junger, blonder Mann, mit zarten Zügen, aber sehr bleicher Farbe. Malvina nannte ihn ihren Cousin, Grafen Hallenstein. „Der Graf,“ sagte sie, „hat das Stück in den meisten großen Städten gesehen, aber nirgend besser als heute. Die Meier sah göttlich aus, nicht wahr? Der Anzug stand ihr unvergleichlich. Aber warum hatte sie das Mützchen auf? Der bloße Kopf wäre jugendlicher, und sie sieht ein bischen alt aus für die Rolle. Die Trauscene sprach sie vorzüglich, — obschon ich leider fast nichts davon gehört habe, so laut wurde bei uns geplaudert. Ist es nicht recht unangenehme Gewohnheit, das Sprechen während der Vorstellung? In den schönsten Arien der Oper, wo man ganz Ohr sein möchte, stört einen das Geflüster. — Aber freilich die Conversation ist doch auch hübsch; ich wenigstens kann mich durchaus nicht zum Schweigen verdammen.“

Die Bedienten traten jetzt ein, die Ankunft mehrerer Equipagen zu melden. Die Gruppen trennten sich, der junge Graf bot Malvina den Arm, und Theodors alter Freund eilte auf ihn zu. Draußen in einem engen, ziemlich schlecht beleuchteten Gange wartete der minder vornehme Theil der Zuschauer auf Regenschirme oder besseres Wetter. Theodor und sein Begleiter drängten sich dicht an der Wand weg, um schneller herauszukommen, als mit Blitzesschnelle eine zarte Hand Theodors Rechte faßte, sie rasch drückte, und ein Papier darin zurückließ. Verwundert sah er auf, aber die Geberin der geheimnißvollen Gabe war verschwunden; ein

buntes Gemisch von Männern und Frauen wogte um ihn her, und die Düsterheit des Orts hätte jede Erkennung verhindert, selbst wenn er auch die Gestalt unter der Menge hätte bezeichnen können. Der Andere, der vor ihm herging, hatte nichts gesehen, er scherzte über das Abenteuer und forderte seinen Theil daran, als sie in Theodors Wohnung ankamen, wo auch Ewald sich zu ihnen fand. Das feine Blättchen Papier umhüllte einen werthvollen Ring und enthielt folgende Worte von einer weiblichen Hand:

‚Eine Person, die herzlichen Antheil an Ihrem Wohl nimmt, aber verborgen bleiben muß, fordert Sie auf, noch einen prüfenden Blick auf die Wahl zu werfen, die Sie getroffen haben. Sollten Sie, nach kurzer Wanderung auf dem Pfade der Kunst, seine Dornen gefühlt haben, so hören Sie die bittende Stimme der Freundschaft, die Ihnen zur Rückkehr räth. Hören Sie die Stimme Ihrer ältesten Freunde, die Sie einem würdigern Beruf weihten; sie tönt hienieden nicht mehr, aber Ihr Herz soll sie bewahren. Ich achte Ihre Kunst, aber ich bedaure fast ohne Ausnahme diejenigen, die sie üben. Unerschöpfliche Geduld, zahllose Anstrengungen sichern nicht gegen den Undank eines launenhaften Publikums; ein Nichts kann Ihnen den Schatten rauben, nach dem Sie ringen, den Beifall der Menge, der — wie eine vergriffene Münze — nur den Werth hat, den ihm die Einbildung beilegt. Unsicher und dornicht ist Ihr Lebenspfad, und die ihn gemeinschaftlich wandeln, neiden sich mit bitterm Haß um seine wenigen Rosen.‘ —

‚Nicht reine Neigung, sondern der Drang der Umstände

bestimmte Ihren Entschluß. Wollen Sie die vorige sichere Laufbahn wieder betreten, so soll es Ihnen nicht an den Mitteln fehlen. Ueberlegen Sie Alles reiflich, man wird Ihnen volle Zeit dazu gönnen.'

„Nun wahrlich!" rief Ewald lachend aus, „die schöne Schreiberin vernichtet selbst den Eindruck, den ihre Worte machen sollen. Wer möchte wohl Thor genug sein, einen Stand zu verlassen, bei dem solche Gunstbezeigungen zu hoffen sind! Ich frage Euch, ob einem andern rechtlichen gelehrten Manne, der prosaisch auf ebner Erde umherwandelt, Abends im Gedränge Brillantringe in die Hand fliegen? Seht nur, wie er funkelt. Ich gratulire, Herr Graf Wetter von Strahl, es hat sich ein neues Käthchen gefunden, allwissend durch besondere Eingebung, wie die erste. Der Brief verräth die genaueste Bekanntschaft mit Deinem früheren Schicksal."

„Unbegreiflich," sagte Theodor, an dem Ewalds Scherz verloren ging. „Ich kenne keine befreundete Seele auf der Welt, die so zu mir sprechen könnte. Aber ich läugne nicht, daß mich die Wahrheit des Gesagten trifft. Es war eine Zeit, wo ich Ideale statt der Wirklichkeit sah und die Flamme auf Thaliens Altar für ein rein ätherisches Feuer hielt. Doch sie nährt sich, wie jede andere, von gemeinen irdischen Stoffen, und bald genug habe ich das erkannt."

„Ich mag nicht widersprechen," nahm der alte Schauspieler das Wort, „um so weniger, da ich im Begriff stehe, auf immer von der Bühne zu scheiden. Und das eben war es, was ich Euch heute mittheilen wollte. Vierzig Jahre lang habe ich das wunderliche Leben getrieben, denn schon

in früher Jugend betrat ich das Theater an der Seite meines Vaters. Der Himmel verlieh mir das Talent, mein Gesicht in tausend abenteuerliche Falten zu legen, und ohne großen Kunstaufwand, durch einen Augenwink, eine Bewegung, eine Miene, Lachen und Beifall zu erzwingen. Mit dem Ernst versucht' ich es seltner, aber zuweilen gelang er mir doch auch nicht übel. Ich war bald da, bald dort, und befand mich überall gut, bis jetzt, da die schöne Hälfte des Lebens lange hinter mir liegt, manchmal der Gedanke erwachte, der Scherz könne mir undankbar den Rücken kehren — wie er zu thun pflegt, wenn das Haar ergraut ist. — Eine kleine Erbschaft befreit mich von dieser Sorge. Ich will nun abtreten und mich unter die Zuschauer mischen; mögen Andere versuchen mich zu ergötzen, es ist lange, seit ich diese Mühe großmüthig übernommen habe."

Die jungen Leute wünschten dem Freunde von Herzen Glück, und mit einem Seufzer gestand sich Theodor, er werde nach einer so langen theatralischen Laufbahn schwerlich so gutes Zeugniß über die verlebte Zeit ablegen. Das ruhige Phlegma des alten Mannes, das die Wirkung seiner komischen Erscheinung verstärkte, hinderte ihn, lebhaft zu empfinden; in Theodor hingegen war Alles Feuer, und der herrschende Fehler seines Charakters machte ihn geneigt, das früher mit Begeisterung Ergriffene alles Werths zu berauben, weil sich Mängel daran zeigten, die er nicht geahnet hatte. Lange schon war in seinem Herzen das bittere Gefühl der Unzufriedenheit erwacht; aber wir kennen die Stärke eines Verdrusses nicht, wenn wir ihn heimlich bergen; die Worte, die wir ihm leihen, ziehen ihn groß, er erhebt sich mehr und

mehr, und überwältigt das Gemüth, das ihn früher beherrschte. So ging es Theodor, als er im Fortgange des Gesprächs seiner vielfach getäuschten Erwartungen gedachte, und von Ewalds lachendem Widerspruch gereizt, immer heftiger ward. „Wehe uns,“ sagte er, „wenn wir den Beifall verachten müssen, den einzigen kargen Lohn der Leistung, die ein Kind des Augenblicks ist, mit dem sie stirbt. Aber ist es möglich ihn zu schätzen, wenn ein paar seelenlos hergeschriene Verse am Ende der Rede ihn heraufpumpen, und dagegen das künstlichste Spiel einer minder begabten Rolle unbeachtet und unbelohnt bleibt? Und hat der Brief etwa Unrecht, wo er von dem giftigen Neide der Mitspielenden spricht? Ihr kennt ja die kleinlichen Cabalen, mit welchen mein heutiges Käthchen mich verfolgt, und die Schaar ihrer Anbeter gegen mich bewaffnet.“

Unter solchen Gesprächen kam die Nacht heran, die die drei Freunde trennte, aber Theodor brachte sie unruhig und bewegt zu. Er konnte sich nicht versagen, auf die Briefschreiberin zu rathen, und selbst Malvina, so wenig ihr Ton damit übereinstimmte, entging einer augenblicklichen Vermuthung nicht. Ein anderer Gedanke führte ihn auf irgend eine Miterbin seines verstorbenen Wohlthäters, deren Milde seinen Verlust zu ersetzen trachte. Aber so sehr auch der Vorfall ihn erregt, und über sein Inneres aufgeklärt hatte, beschloß er doch, von dem großmüthigen Erbieten der Unbekannten keinen Gebrauch zu machen. Der Wunsch, sein Loos an Helenens Schicksal zu knüpfen, trat am stärksten gegen jede neue Aenderung seines Lebensplans auf, und das süße Bild des theuern Mädchens ebnete die Wogen seiner be-

wegten Gefühle, wie der Mond, aus trüben Wolken hervortretend, den Himmel reinigt, bis er allein im blauen Aether schwimmt.

Noch voll von diesen Wünschen und Gedanken, versuchte er am nächsten Abend Lehnchen zu sehen, und die ungastliche Thür öffnete sich ihm sogleich. Es war eine größere Schüchternheit in dem Empfange des Mädchens, und auch Theodor hatte nicht die gewöhnliche Unbefangenheit, weil, seit den Ueberlegungen der vergangenen Nacht, er den Augenblick zu beschleunigen wünschte, der die Schwester in eine liebende Braut umwandeln sollte. Schweigend saßen sie einander gegenüber, bis ein leiser Dank Helenens für die gestrige Freude das Gespräch einleitete. „Es war so schön,“ sagte sie, „daß mich die Erinnerung daran gar nicht verläßt; ich muß mir manchmal recht ernsthaft denken, daß doch Alles nicht wahr ist, und es wird mir schwer, mich davon zu überzeugen. Es schmerzte mich, wie Du so hart gegen das arme Käthchen warst, und auch nachher, als Alles gut ward, konnte ich mich nicht recht freuen; Du warst mir so fremd geworden. Ich bin recht einfältig, Theodor, aber es ist mir lieb, Dich wieder so hier zu sehen, Dich selbst, ohne das fremde Kleid.“

„Versuche es öfter,“ antwortete Theodor lächelnd, „so wird der Eindruck davon nicht mehr so groß sein. Du wirst Dich gewöhnen, Deinen Freund in mancherlei Gestalten zu sehen, ihn Gefühle schildern zu hören, von denen sein Herz nichts weiß, ohne deshalb an seinem wahren Selbst irre zu werden.“

„Ach nein, Theodor,“ erwiederte sie, „dies einzige Mal

ist genug für lange Zeit. Ich habe wohl kaum an die Möglichkeit eines solchen Vergnügens geglaubt, aber oft möchte ich doch nicht hingehen, ich weiß nicht warum. Kann das Alles so tief auf mein Herz wirken, und nur eine schöne Lüge sein? Hätte ich Thränen über das Käthchen geweint," fuhr sie stockend und glühend fort, „und sollte glauben, ihre Zärtlichkeit wäre nur heuchelnde Kunst gewesen?"

„Nichts weiter, Lehnchen," sagte Theodor, „feine ausstudirte Kunst in Wort, Ton und Bewegung. Ihr Spiel war schön, aber es mangelte ihm der Funke des Gefühls, die Wärme der Jugend, die kein Studium ersetzt; mir genügt sie nicht. Lieber möchte ich eine schüchterne Anfängerin darin sehen, ohne Kunst, aber im Besitz jener Schätze. Ja, wenn ich in meinen stillen Träumen den Gedanken ausbilde," setzte er hinzu, „ich könnte Dich für die Bühne gewinnen, so entspräche kein Bild auf der Welt meinem Ideale von dieser Rolle so vollkommen, als das Deinige."

„Wo denkst Du hin, lieber Theodor," antwortete Lehnchen, das purpurrothe Gesicht erhebend. „Ach Gott, nein, das wäre mir unmöglich! Anders als ich bin, könnte ich nimmermehr erscheinen; ich müßte lachen, wenn ich es nur versuchen wollte. Nein, nein, da oben im Glanze wäre nicht der Platz Deiner einfachen Schwester. Es gehört mehr als weiblicher Muth dazu, sich allen Blicken auszustellen, und ich bin die furchtsamste meines Geschlechts. Lieber wollte ich," sagte sie sehr leise und schüchtern, „Du wärest auch etwas anderes, und ich dürfte Dich nie mehr sprechen hören, was Du nicht denkst."

„Lehnchen," sagte Theodor, die unsichtbare Gesellschaft

vergessend, „Du erklärst Dich gegen meinen Stand in dem Augenblick, wo es mir am weheſten thut. Kannst Du mich weniger lieben, weil das Schicksal mich diesen Weg führte, so muß ich den heiligsten Wünschen meines Herzens Lebewohl sagen.“

„Lieber Theodor,“ rief sie ängstlich aus, die kleinen Hände nach ihm ausstreckend, „wie unrecht thust Du mir. Gott weiß, wie gut ich Dir war von Jugend auf, und wie ich es immer sein werde, das Schicksal mag Deinen Weg zeichnen wie es wolle.“

„Und hast Du Muth,“ fragte er weiter, ihre Hände festhaltend, „den Weg mit mir vereint zu gehen? Liebst Du mich genug, um mein zu sein für Zeit und Ewigkeit, treu und ohne Wandel? Ist es nicht bloß Schwesterliebe, was Du fühlst? darf Dein reines Auge mir sagen, was mich glücklich macht?“

Lehnchen schwieg und stille Thränen fielen in ihren Schooß, ihre Hände zitterten in den seinigen, aber sie hob die klaren Augen auf, und sah ihm wehmüthig freundlich in's Gesicht. „Ach, es ist ja nicht möglich, Theodor,“ sagte sie endlich, „Du, so weit über mir in jeder Beziehung, Du kannst mich so nicht lieben. Bruderliebe hoffte ich von Dir, mehr niemals, bei dem Gedächtniß meiner theuern Eltern.“

„Und wünschtest Du niemals mehr, Lehnchen? Bei dem Gedächtniß unserer Eltern beschwöre ich Dich, Du sprichst mein Urtheil.“

„Deutlich nicht,“ sagte sie weinend, „aber doch wohl im tiefsten Herzensgrunde, wo die geheimsten Wünsche ruhen.

Darum that es mir weh, Dich so liebevoll gegen eine Andere zu sehen, und ich meinte, es wäre Wahrheit in Deinem Spiel. Ach, und ich mochte nicht wieder zuschauen, weil es mich so tief betrübte.“ —

Entzückt über ihr Geständniß, und bezaubert von der holdseligen Bangigkeit, mit welcher sie es ablegte, hielt Theodor das Mädchen in seinem Arm, und das süße Gespräch traulicher Liebe dauerte heute länger, als die gewöhnliche Zeit. Er mußte ihr ja jeden Zweifel in seine Treue nehmen, und erzählte lächelnd, wie gerade er und seine Mitspielerin in offenem Zwist lebten, ja wie sie eine Cabale gegen ihn spinne, um seinen Platz einem Andern zu öffnen, mit dem sie sich zu verbinden denke. Halb erfreut, halb betrübt hörte ihn Lehnchen an; sie konnte es nicht verbergen, daß ihr Vorurtheil gegen diese Kunst, das ihre beschränkte Erziehung genährt hatte, durch seine Mittheilung neue Stärke gewann. Er beruhigte sie durch die Versicherung: die Bühne sei die Welt im Kleinen, und kein Stand, in dem der Mann nicht mit Undank, Falschheit und Verkennung zu kämpfen habe. Er wandte alle Kunst einer ausgezeichneten Beredtsamkeit an, diesen Satz durchzuführen; es schien, er wolle sich selbst, wie seine Zuhörerin, von einer etwas unhaltbaren Behauptung überzeugen; aber es mochte ihm bei seinem eigenen Verstande gelingen oder nicht, die Stimme der Liebe gewann Lehnchens Herz leicht zum Glauben, und sie grübelte nicht, so lange sie ertönte.

Es wurde indessen spät, und Helene erinnerte den Glücklichen an die abgelaufene Zeit. — „Lieber Gott,“ sagte sie, „ich hatte die kranke Frau ganz vergessen.“

„Auch ich," antwortete Theodor; „alle Scheu vor ihrer Nähe, die so lange meine Zunge band, war gewichen; ich sprach als ob Niemand uns hören könne, als die Schutzgeister treuer Liebe."

„Auch hat uns Niemand weiter gehört," versicherte Lehnchen zutraulich; „die Frau hört schwer und lies't, wenn ich nicht bei ihr bin. Aber möchte sie auch, ich werde ihr doch Alles sagen; das Glück mehrt sich, wenn man es mittheilen darf, und sie meint es herzlich gut mit mir. Ach, Theodor, wie glücklich hat mich Gott gemacht!"

„Und wann werden wir uns ganz angehören?" fragte er dringend; „nicht mehr unser Beisammensein nach kurzen, beschränkten Stunden messen?"

„Vielleicht ist die Zeit noch fern," antwortete sie, „und Gott bewahre mich, daß ich sie ungeduldig herbeiwünschen sollte; — denn, lieber Theodor, ich habe der leidenden alten Frau versprochen, sie nicht zu verlassen bis an's Ende, und ihre Tage sind gezählt. Ich würde selbst an Deiner Seite nicht glücklich sein, hätt' ich solch' ein theueres Gelübde gebrochen. Auch dünkt mich, das ungenügsamste Herz könnte keinen Wunsch mehr beherbergen, wenn es so reich ist, als heute das meinige. Gute Nacht denn, und frohes Wiedersehen."

„Aber früher diesmal als in acht langen Tagen, nicht wahr, Helene?"

„Es kann nicht sein, Theodor," sagte sie traurig, „ich würde sie gewiß erzürnen. Denke wie viel Güte sie mir schon bezeigte, als sie Dich in ihr klösterliches Haus einließ. Mehr fordern könnt' ich um die Welt nicht. Acht Tage sind wohl lang, aber Liebe und Freude werden sie verkürzen,

und wo Du sein magst, werden meine Gedanken Dich begleiten.“

Es waren einige Tage vergangen, in welchen Theodors frohe Hoffnungen mit mancher Unannehmlichkeit seiner äußern Lage wechselten, als ihm eines Abends ein kleines Billet eingehändigt wurde, von der nämlichen Hand überschrieben, die schon einmal geheimnißvolle Worte an ihn gerichtet hatte. Es enthielt eine Aufforderung zu mündlicher Erklärung über den Vorschlag im vorigen Briefe, und beschied ihn dringend auf den künftigen Abend vor das westliche Thor der Stadt, wo ein Wagen seiner warten werde. Er entschloß sich das Abenteuer zu bestehen, und Neugier und Erwartung bestürmten seine Seele während der Zwischenzeit um so mehr, je tiefer er sich verschließen mußte; denn der Brief legte ihm strenges Schweigen auf. Fest in seinen Mantel gehüllt, trat er um die bestimmte Zeit auf den weiten öden Platz vor dem Thore; ein Wagen hielt dicht an der Barriere. Auf ein Losungswort, das der Brief ihm gegeben hatte, sprang der Führer des Wagens ab, um ihm den Schlag zu öffnen; kein Wort wurde weiter gewechselt, und die Pferde trabten rasch durch die Nacht hin. Es war zu Ende des Märzmonats, ein lauer, aber heftiger Thauwind schüttelte die dürren Aeste der Bäume, kein Mondstrahl erhellte die Finsterniß; nach kurzer Zeit wußte Theodor durchaus nicht mehr, in welcher Gegend er sich befand. Der Weg, den er geführt ward, dünkte ihm weit; eine augenblickliche Besorgniß leitete seine Hand zu der Waffe, die er bei sich trug. Endlich, nach einer — wie er meinte — etwa zweistündigen Fahrt sah er Licht zur Seite des Wegs er-

scheinen; einzelne Häuser, hohe Bäume erhoben sich schwärzer in die schwarze Luft, Hundegebell ertönte, der Weg ward ebener und führte jetzt in trockenem Sande, durch eine Reihe hoher Stämme, bis vor ein größeres Haus, von dessen Aeußerem Theodor jedoch nur eben so unvollkommen urtheilen konnte, als von der Umgebung.

Eine alte Frau öffnete sogleich die Thür; sie trug eine Lampe, die sie aber so geschickt mit der Hand umhüllte, daß sie dem Eintretenden nur gerade so viel Licht gab, um ihn an einem so unbekannten Orte vor dem Fallen zu schützen. Schweigend führte sie ihn eine enge Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer und düstere Gänge, bis in ein hell erleuchtetes kleines Gemach, wo sie ihn warten hieß, und durch eine Glasthür verschwand. Wie im Traum, schwindelnd von der dunkeln Fahrt, und nicht minder aufgeregt durch das seltsame der Begebenheit, setzte sich Theodor hier nieder, und wie wir träumend einzelnes aus dem Gewirr von Bildern festhalten, so prägten sich die wunderlichen Schnörkel der bunten Tapete, auf der sein Blick unbewußt ruhte, seinem Gedächtniß vorzüglich ein. Weiter war nichts bemerkenswerth in dem einfachen Zimmer; die Fenster gingen, wie es schien, in einen Garten; denn das Wehen des Windes in den Wipfeln der Bäume war das einzige Geräusch, das die lautlose Stille unterbrach.

Nach einer kleinen Weile erschien die stumme Führerin von neuem, und Theodor trat nun durch die Glasthür in ein tiefes, schmales Cabinet, dessen vordere Hälfte von einer Schirmlampe matt erleuchtet ward. Auf dem Hintergrunde ruhete räthselhafte Dämmerung, und kaum unterschied sein

Auge hier eine schlanke, weibliche Gestalt von hohem Wuchs, die ihm nur einige Schritte entgegen kam, und schweigend auf einen Sitz deutete, weit genug von dem ihrigen, um kein näheres Beobachten zuzulassen. Ihre Stimme schien nicht ganz unverstellt, und zitterte anfangs, aber es waren sehr sanfte, liebliche Töne, in welchen sie sprach. Ihr Anzug, weitfaltig und verhüllend, ließ nur unvollkommen auf die Umrisse ihrer Gestalt schließen, und eine tiefe Haube beschattete ihre Züge; es war Theodor unmöglich, sich einen Begriff davon zu machen.

„Denken Sie nicht unvortheilhaft von mir," begann sie, nachdem die Andere sich entfernt hatte, „weil ich mich in Dunkel hülle. Auch die gute, ja die reinste Absicht muß zuweilen den Mantel der Nacht leihen, der sonst nur Böses bedeckt. Fragen Sie nicht, woher der Antheil stammt, den ich an Ihrem Wohl nehme, aber glauben Sie, daß kein gewöhnliches Gefühl so ungewöhnliche Schritte veranlaßt hat. Und, o! verwerfen Sie meine Bitten und Vorstellungen nicht, weil sie aus dem Munde einer Unbekannten zu Ihnen ertönen!"

Die Stimme der Redenden schien bei diesen Worten so heftig bewegt, und hatte zugleich etwas so bekanntes in ihren Lauten, daß ihre Wirkung auf Theodors Gemüth unbeschreiblich war. Er vergaß das Absichtliche der Entfernung, in welcher er von ihr war, und machte eine Bewegung, sich zu nähern. Aber mit einem ganz entschiedenen Tone, dessen gebieterischer Ernst Gehorsam erzwang, bat sie ihn, seinen Platz zu behalten. Es bedurfte einer kleinen Pause nach dieser Störung, peinlich für Theodor, und vielleicht für

Beide. Doch nicht gar zu lange, und die Unbekannte brach das Schweigen, indem sie Theodor eine Antwort auf ihre schriftliche Ermahnung abforderte.

Es ist nicht leicht, einen Entschluß auszusprechen, den unsere Vernunft nicht ganz billigt, und in dem Augenblick, wo wir es thun müssen, pflegt unser untreues Gedächtniß uns, tückisch genug, auch noch die wenigen Gründe zu weigern, die wir gleichsam als Zeugen für unser Recht aufzurufen willens waren. So ging es jetzt Theodor, der nie deutlicher als in den letztverflossenen Tagen erkannt hatte, wie trüglich das Irrlicht jugendlichen Wahns ihn verlockt hatte. Die Bande der Liebe, die ihn nun mit Helenen verknüpften, hielten ihn noch allein auf der betretenen Bahn fest, aber er scheuete sich, diesen Beweggrund einzugestehen, und unternahm es mit poetischer Gewandtheit, der Kunst ein Lob zu zollen, von dem sein Gefühl nichts mehr wußte. Seine Zuhörerin bestritt ihn nicht weniger geschickt. Sie malte mit seltener Wahrheit und tiefer Kenntniß die Schattenseiten seines Bildes aus, und schloß ihre lange überzeugende Rede durch die Versicherung, er habe dies Alles längst empfunden, aber er suche sich selbst und die sorgende Freundschaft zu täuschen.

„Wird es dem Manne denn so schwer," fuhr sie fort, da Theodor schwieg, „einer Frau gegenüber Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten? Wohlan, mein Gefühl ist das eines Freundes, mein Beistand der reine Freundeswunsch, Sie glücklich zu sehen; sprechen Sie denn, ich beschwöre Sie, wie Sie thun würden, wenn statt meiner der verklärte Beschützer Ihrer Jugend Sie fragte: ‚Ist es die

Liebe, die Sie hier in unwürdigen Verhältnissen festhält? Und wollen Sie ihr die Aussicht auf eine ehrenwerthe, wohlthätige Bestimmung opfern?"

Es war etwas in dem Tone dieser Worte, was Theodors Stolz empörte und zugleich sein Herz traf. Bitterkeit und schmerzliche Rührung verschmolzen so innig in der zitternden Stimme, daß man keins von beiden vorherrschend nennen konnte. Nicht ohne Anstrengung antwortete er daher durch ein offenes Geständniß der Wahrheit. Er sprach von seiner Liebe mit Wärme, aber ohne rednerischen Schmuck, und gestand, es sei ihm nicht mehr möglich, einen Weg einzuschlagen, der das Mädchen seiner Wahl ihres einzigen Schutzes berauben würde.

„Diese Erklärung endigt Alles," sagte die Unbekannte nach einem minutenlangen Schweigen. „Ich habe kein Recht, ihr etwas entgegen zu setzen. Verschweigen Sie die Begebenheit des heutigen Abends," setzte sie stolz hinzu, „vergessen Sie sie, wenn es sein kann." —

„Nimmermehr!" rief Theodor aus, „mein Herz wird das Andenken daran bewahren, so lang' es schlägt."

„Leben Sie wohl," sagte sie, wie es schien durch Theodors Ausruf besänftigt, und ihre Hand bewegte die Klingelschnur neben ihrem Sitz. „Leben Sie wohl, und wenn Sie mein Andenken bewahren, denken Sie über Ihr Wohl nach. Ja, mögen Sie es doch wissen, daß es mir unmöglich ist, Sie aufzugeben. Handeln Sie nicht rasch und unbesonnen, Ihr lebhaftes Gefühl wird Sie irre leiten. Wir scheiden nicht auf immer."

Seine Führerin trat nun ein und geleitete ihn auf dem

nämlichen Wege zum Wagen. Es schlug zwölf Uhr, als er am Thore ausstieg und durch die stillen Straßen nach Hause ging. Von Gedanken bestürmt legte er sich nieder, und der Schlaf zerriß erst spät ihre Reihe. Aber auch im Traume wirkten die Vorstellungen fort, die seine Seele beherrschten. Ihm dünkte, er wandle durch alle Gemächer des Freigutes, um den Rath des alten Herrn über etwas zu begehren, das ihm, nach Traumesart, nicht ganz deutlich war. Die Wanderung schien endlos, bis er auf einmal im Garten den Gesuchten fand, der sich, wie vormals, mit der Wartung seiner botanischen Pflanzung beschäftigte. Ein trüber, vorwurfsvoller Blick empfing den Kommenden; Theodor wollte ihm nahen, aber das Gestrüppe zu seinen Füßen ward zur Mauer, es wuchs rascher, je mehr er es entfernte, und wob einen Nebel um die Züge seines Freundes. ‚Was willst Du?‘ sagte Jener, ‚störe mich nicht. Mein Schüler hat die Pflanzung verlassen, ich muß die Arbeit allein thun.‘ Beim Klange der vertrauten Stimme kämpften Freude und Ueberraschung in dem Träumenden, mit der geheimen Ahnung, er stehe vor einem Todten, und ein leiser Schauer ergriff ihn, indem er den Mund öffnete, um sich einen väterlichen Rath zu erbitten. Der alte Mann sah ihn lange ernst an, dann sagte er mit langsamen, schallenden Tönen: ‚Du hast nichts größeres von dem Glücke bekommen, als das Vermögen, unzähligen Menschen das Leben zu erhalten, noch etwas besseres von der Natur, als den Willen, dieses zu thun.‘ Theodor wollte antworten, aber seine Stimme war klanglos; er erwachte von der Anstrengung, sie zu verstärken. — Der Morgen war noch nicht herauf, aber er

versuchte, nicht wieder zu schlafen. Er dachte mit stillem Ernst über das große Räthsel unserer Seele nach, die aus Erinnerungen und Anklängen des bewegten Lebens die Nebelbilder der Nacht webt, Todte von jenseits herüberschwört, und ihre Züge treuer malt, als die wachende Einbildungskraft, und staunend wiederholte er die Worte eines alten Redners, die sein Gedächtniß ihm unbewußt aufbewahrt hatte, um sie so wunderbar passend in den Mund der geliebten Erscheinung zu legen.

Unruhig und verstimmt brachte Theodor den Tag hin; in derselben Laune ging er Abends in's Theater, und hatte Mühe, seine Gedanken zu entfernen, um Raum für die Schöpfung des Dichters zu gewinnen, die er darstellen sollte. Es war der Mortimer in Maria Stuart. Ein spottender Blick der schönen Maria empfing ihn schon im Ankleidezimmer; ihre Fehde war seit einigen Tagen offen erklärt, aber heute prallten die Pfeile des Hasses an seiner Zerstreuung ab, und eben so wenig beachtete er es, als er sie während der ersten Scene in tiefem Gespräch mit einem seiner Universitätsbekannten sah, der, ein früherer Widersacher Theodors, sich aus Wahlverwandtschaft auch hier zu seiner Gegenpartei gesellte. Seine rauhe Stimme, seine vernachlässigte auffallende Tracht, und die seltsame Art seiner Huldigung, machten das flüsternde Paar zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, bis Marie'ns Stichwort sie hervorrief und ihn entfernte. Aber als Theodor nun auftrat, begrüßte ihn ein leises Pochen von unten, und wiederholte sich, trotz dem Mißfallen des Publikums, bei jeder neuen Scene. Empört über diese Kränkung, spielte er nur mit Anstrengung aller

Kräfte fort, und als er die letzten Worte gesprochen hatte, die von lautem Beifall begleitet wurden, entstand ein offener Kampf seiner Freunde und Feinde unter den Zuschauern. Lärmend schallte Händeklatschen und Bravo, zwischen ungestümes Pochen und gellendes Pfeifen, bis der Zwischenvorhang niedersank, und Theodor, voll Zorn und Verachtung über solche Mißhandlung, in's Ankleidezimmmer eilte, um einen Augenblick allein zu sein. Hier erwartete ihn Ewald, der den Argwohn bestätigte, ihr ehemaliger Gefährte sei der Anstifter des stürmischen Auftritts. Theodor war todtenblaß und ein Zittern durchflog seine Glieder; er folgte dem Freunde, ohne irgend einen Widerstand, in den Erfrischungssaal, wo er auf sein Zureden einige Gläser Punsch trank, während sich Ewald bemühete, dem Vorgange, nach seiner leichten Weise, alles Ernste, Verdrießliche zu benehmen.

„Freund," sagte er, „wir Beide haben kein Glück mit Königinnen; mache es wie ich, lache darüber. Die schöne Königin, die das rothe Herz im Wappen trägt, hat mich in gestriger Nacht so völlig arm gemacht, daß ich Dir jetzt nur für Dein eigenes Geld Bescheid thun kann. Dich haben heute Maria Stuarts heldenmüthige Hülfstruppen geschlagen. Aber wahrlich, wenn Du unsere Schicksale vergleichst, ging es Dir noch besser als mir."

„Scherze nicht," antwortete Theodor heftig, „ich kann nicht einstimmen. Ich fühle zu tief das traurige Loos eines rechtlichen Mannes, das leichte Ziel jedes Narren zu sein, dem es gelingt, ein Dutzend Anderer um sich zu versammeln."

„Zum Henker, Herr! wem gilt das?" rief eine Stimme dicht neben ihm, und das verzerrte, grinsende Gesicht seines

alten Bekannten blickte ihm, aus einem Wald buschiger Haare, entgegen. Theodor glühte.

„Ich widerrufe mein Wort nicht," sagte er, „es galt dem absichtlichen Beleidiger, dem schamlosen Ruhestörer, und ich glaube nicht, zu viel gesagt zu haben, selbst wenn Sie der Mann wären." —

„Und ich glaube, nicht zu viel zu verlangen, wenn ich dafür Genugthuung fordere!" schrie der Andere. „Ewald, Ihr seid Zeuge, bestimmt den Platz und die Waffen."

„Wir sind nicht mehr in **," sagte Theodor verächtlich. „Die Zeit der Jugendthorheiten ist vorbei. Ich folge keiner Ausforderung."

„Göttliche Ausflucht!" rief Jener aus. „Die Schwerter auf den Bretern sind freilich so höflich, nicht zu verwunden, und die Helden dort oben fürchten nur die Musik des Gefechts: Trommeln und Pfeifen. Aber ein Schurke, sag' ich, der morgen Abend fehlt. In dem Gehölze hinter dem rothen Vorwerk ist der beste Platz. Schlag fünf Uhr bin ich dort."

Der Mann kann Alles verlieren, ehe er den Ruhm der Unerschrockenheit wagt: sein eigentliches, unveräußerliches Erbe, sein höchstes Bewußtsein im Kreise der Männer, sein Stolz und Schmuck bei dem schwächeren Geschlecht. Theodors bessere Ueberlegung wich diesem Gefühl, und in dem Moment, wo der Streit anfing einige entfernte Personen herbeizuziehen, versprach er kurz und trocken, der Einladung seines Gegners zu folgen. Erhitzt von so heftigen Gemüthsbewegungen ging er nun an Ewalds Arm auf die Straße, und als sie von weitem die glänzend beleuchteten

Fenster der Gräfin Malvina sahen, erinnerte ihn Jener, daß sie Beide dort erwartet würden. Es war Theodor willkommen, seinen Gedanken zu entfliehen, und sich in den Wirbel geselligen Verkehrs zu stürzen; denn er fürchtete heute die nächtliche Ruhe. Selbst der Blick auf das verhüllte, matt schimmernde Fenster Helenens weckte ihm nur trübe Vorstellungen, und er ging rascher vorwärts, sich umzukleiden, und mit Ewald hinüberzueilen, wo ihm schon im Vorhause Musik und festliches Geräusch entgegenscholl.

Malvina verließ beim Eintritt der Freunde ihren Vetter, mit dem sie gesprochen hatte, und begrüßte Ewald leicht wie immer, Theodor hingegen aufmerksamer, aber mit sichtlicher Befangenheit. Ihr liebliches Gesicht überflog eine höhere Röthe, da er ihr gegenüber stand, und weil er glauben mußte, sein heutiges Mißgeschick veranlasse diese Verlegenheit, fing er, stolz und gereizt, zuerst davon zu sprechen an.

„Ich weiß Alles von meinem Cousin," sagte sie, „aber, bitte: denken Sie nicht mehr daran! Machen Sie mir die Freude, Ihren Verdruß bei uns zu vergessen. Es giebt heute herrliche Musik, der fremde Virtuos wird mit unserm Ewald wetteifern."

Der Ton, in welchem Malvina sprach, so sanft und bittend, wie er ihr sonst nicht eigen war, erinnerte Theodor plötzlich an die fast vergessene Begebenheit der vorigen Nacht. Er strafte sich selbst über den eiteln Wahn, aber er konnte sich nicht abläugnen, daß die Aehnlichkeit mit der Stimme seiner unbekannten Freundin außerordentlich groß war, und unwillkürlich versank er einige Augenblicke in Nachdenken.

„Lieber Veltheim," fuhr Malvina noch herzlicher fort,

„Sie sind wahrhaftig zu gut und zu gefühlvoll unter diesen Menschen. Ich hasse das ganze Wesen recht von Herzen, seit ich einen Blick, durch die gemalte Pracht, in die Coulissen gethan habe. Wären Sie doch weit davon, in Verhältnissen, die besser für Sie passen. — Zwar nein — ach nein, das möcht' ich wieder nicht. Es würde uns zu weh thun, Sie zu verlieren, und allerdings giebt es keine interessantere Kunst, keine, die so erfreut, so allgemeine Aufmerksamkeit gewinnt, Herz und Phantasie so allmächtig fesselt."

„Die Musik trauert," sagte Ewald hinzutretend, „über die Partheilichkeit, mit welcher ihre glückliche Schwester gerühmt wird."

„Die Musik?" fragte Malvina neckend, „oder ihr eitler Priester?"

„O, der gönnt seinem Freund heute den vollen Schein der Sonne," antwortete er, „selbst wenn keine ihrer Strahlen ihn selbst beglückt."

„Sie sind immer derselbe," sagte sie, „und nur ernsthaft am Instrument. Aber, ohne Scherz, lassen Sie uns heute versuchen, ob unsere Kunst unsern Freund erheitern kann. Wir haben die schönen vierstimmigen Gesänge, die er liebt; er muß selbst mitsingen, nicht wahr, Veltheim?"

„Bei Gott, das war der Ton wieder," dachte Theodor, und blickte wie verzaubert in Malvinens sanft freundliches Gesicht; aber plötzlich fuhr sie in ganz verschiedener Art fort: „Ich mag die Meier gar nicht wieder sehen, da ich weiß, daß sie so boshaft ist; man kann keine Freude mehr an ihrem Spiele haben. Apropos, Ewald, künftige Woche giebt sie

wohl die Sappho, ich denke sie mir reizend; — man darf es nicht versäumen.“ —

Es giebt Tage und Stunden im Leben, deren wir uns, wenn sie vergangen sind, so undeutlich erinnern wie einer Landschaft, die wir im Morgennebel sahen. Die mannigfachen Gegenstände, Nähe und Ferne, sind gleich umhüllt, nichts tritt einzeln aus der Dämmerung hervor, und der ungewisse Blick vermag nichts aufzufassen, um es der Zukunft zu bewahren. So war für Theodor der Rückblick in diese Nacht der Fröhlichkeit, und in die Stunden des folgenden Tages.

Die streitenden wechselnden Empfindungen seiner Seele sollen hier nicht angedeutet werden; er selbst vermochte sie nicht zu sondern. Nur der Wunsch, Helenen noch einmal zu sehen, trat aus dem Nebel hervor, und der größte Theil des Tages ward angewandt, ihn zu befriedigen. Aber eben heute war sie nicht an dem gewohnten Platz, und als er endlich an ihre Thür zu klopfen wagte, erschien die alte Magd, ihm zu sagen: die Frau sei kränker wie gewöhnlich, Helene dürfe sie keinen Augenblick verlassen. So war die Stunde herbeigekommen, wo er an dem bestimmten Ort erwartet wurde; Ewald begleitete ihn. Die Gegend, einsam und wild an sich, war es mehr noch in dieser frühen Jahreszeit. Das dichte Gehölz entbehrte den Schmuck des Laubes, ein tiefer dunkler Wasserstrom führte rauschend das letzte Eis in starren Massen mit sich fort. Ewald und Theodor waren die Ersten auf dem Platze, bis nach kurzem Warten der Andere, ebenfalls mit einem Gefährten, erschien. Sein Ansehen war wild und wüst, seine Stimmung lärmend,

überspannt und unnatürlich, im auffallenden Gegensatz mit Theodor, dem der Ernst des Augenblicks so feierlich an's Herz sprach, daß er einige Worte sagen zu müssen glaubte, die das Aeußerste abwenden könnten. Ein prahlender Ruf zum Angriff beantwortete sie, und man griff zu den Waffen.

Eben so verschieden war das Benehmen der Beiden, als sie sich nun im Kampfe gegenüberstanden. Theodors Bestreben, den wüthenden Jüngling zu schonen, das er sich zur Pflicht gemacht hatte, mußte bald einer sorgsamen Vertheidigung weichen, da jener heftig auf ihn eindrang, und sein Schicksal wollte, daß nach wenigen Gängen der ungestüme wilde Gegner mit einer Wunde am Boden lag, die allem Anschein nach gefährlich war. Wie vernichtet stand Theodor am Stamm des Baumes, der das Haupt des Verwundeten stützte, während der Begleiter des Unglücklichen nach Hülfe eilte und Ewald sein Blut zu stillen versuchte. „Fliehe!" rief Ewald aus, „es bleibt Dir weiter keine Wahl; ich hoffe, Du bist nicht unvorbereitet. Leider kann ich Dich nicht, wie ich wohl gern thäte, mit den Mitteln zur Flucht ausstatten. Du weißt, in wessen Dienst meine Habe Schiffbruch litt."

Theodor weigerte sich standhaft, seinem Rathe zu folgen, obgleich der Verwundete ihn selbst dazu ermahnte. „Macht, daß Ihr fortkommt, Veltheim!" sagte er mit matter Stimme, aber aller Kraft im Ausdruck, „ich fürchte, die verwünschten Raben über uns krächzen mein Sterbelied; was wollt Ihr's abwarten, bis die Reise fortgeht? — Mir hilft es nichts, wenn Ihr die Zeche bezahlen müßt." —

„Ich kann nicht gehen," sagte Theodor erschüttert; „ich

müßte der furchtbaren Ungewißheit erliegen, die ich mit mir nähme.“

„Geh in's rothe Vorwerk,“ bat ihn Ewald, „dort bist Du für jetzt sicher, es liegt abgeschieden; Du wirst leicht einen Vorwand finden, einige Stunden zu verweilen. Ich bringe Dir heute noch eine Nachricht, wie es mit ihm steht. Jetzt geh' um Gottes willen!“

Theodor ging wie betäubt am Rande des rauschenden Wassers fort, das, gleich einer schauerlichen Melodie, die schrecklichen Gefühle seines Gemüths begleitete. Er sah oft zurück, bis der Ort des Entsetzens zu entfernt war, um noch erkannt zu werden, dann verdoppelte er seinen Schritt, gleichsam den verfolgenden Geistern der Erinnerung zu entfliehen. Mitten im Gebüsch lag endlich das einsame Haus vor ihm, das er suchte; die sinkende Abendsonne warf glänzendes Licht in die Fenster, sie strahlten wie schimmerndes Gold. Todtenblaß trat er in's Haus; sein Vorgeben: ‚er sei auf einer Wanderung krank geworden,‘ fand leicht Glauben. „Ihr seht übel aus, Herr,“ meinte eine alte Frau, „ich will Euch hinaufbringen in ein stilles Kämmerchen, unten lärmen die Kinder, Ihr kommt nicht zur Ruhe.“

Indessen sank die Sonne bald, nach jenen prächtigen Abschiedsblicken, hinter schwarzes Gewölk nieder, und schnelle Dämmerung verbreitete sich über die Gegend. Theodor starrte ohne Gedanken in die melancholische Einsamkeit hinaus; es war nur ein Gefühl in seiner Brust, das schreckliche Bewußtsein einer That, die, nachdem sie gethan war, keine Entschuldigung mehr in ihm fand. Die alte Frau hatte ihm Thee und Licht gebracht und das reinliche Bett in

der Kammer zum Gebrauch empfohlen; er bezahlte Alles reichlich, aber er trank nicht, und fuhr fort, in die Nacht hinauszublicken und der Musik der Wellen zu horchen. Als es später ward, lauschte er ängstlicher auf jedes Geräusch, und sein Herz schlug hoch, wenn der Hofhund murrte oder die knarrende Pforte bewegt ward. Es mochte schon zehn Uhr sein, als ein Ton, wie das Rollen eines Wagens, sich durch die Stille hören ließ. Es kam näher, die Pforte ward geöffnet, er hörte sprechen, und bald darauf trat die alte freundliche Frau ein, einen versiegelten Zettel in der Hand. Er enthielt die wenigen Worte: ‚Bedienen Sie sich des Wagens, um an dem bewußten Orte Nachricht über Ihre Angelegenheiten zu erhalten.' Die Handschrift kannte Theodor nur zu gut. Er nahm Abschied von der Hausfrau, stieg in den Wagen, der pfeilschnell mit ihm davon flog, und befand sich, ohne diesmal die Zeit gemessen zu haben, vor der Thür des geheimnißvollen Landhauses. Wie jenes Mal, öffnete die Dienerin, stumm, mit umhüllter Leuchte, und als er sich in dem düstern Zimmer mit seiner räthselhaften Freundin allein sah, fragte er sich selbst: ‚ob die Begegnisse dieses Tages Wahrheit, oder Erzeugniß eines fieberischen Wahns wären?'

„Wir sehen uns früher wieder," hob sie an, „als ich meinte; aber der traurige Zufall hat über Sie entschieden. Ueberlassen Sie sich nun, ich beschwöre Sie, der Leitung der Freundschaft. Sie müssen fort von hier, ehe eine Stunde vergeht; für Ihre Reise ist gesorgt. Gehen Sie nach G*** und vollenden Sie dort das wohlthätige Studium, dem Sie früher geweiht waren. Keine Bedenklichkeiten hindern Sie,

die Mittel zu gebrauchen, die eine Unglückliche Ihnen bietet. Ja, eine Unglückliche, Bedauernswürdige, der die Güter des Lebens so nichtig scheinen, daß Sie ihr nicht verpflichtet werden, indem Sie etwas davon annehmen. Ach! was sage ich, Sie werden den heißesten Wunsch eines kummervollen Herzens erfüllen, wenn Sie mich, unbekannt und unerforscht, an die Stelle der verklärten Freunde treten lassen, die Ihre hülflose Jugend unterstützten. Wollen Sie, Theodor?"

„Ich will," sagte er erschüttert von der Bewegung, mit welcher sie sprach, „aber — um Gottes willen! bin ich wirklich ein Mörder?"

„Er lebt noch," antwortete sie gefaßter als vorher, — „obgleich in großer Gefahr. Was möglich ist, soll geschehen, ihn zu erhalten. Und noch Eins! — Das Mädchen, das wir Beide kennen, wird nicht schutzlos sein. Gehen Sie in's Nebenzimmer, dort ist Schreibzeug und Licht, sagen Sie ihr Lebewohl, aber nur wenig Worte, die Zeit ist kostbar."

Theodor ging und kehrte nach einigen Minuten mit dem Briefe zurück. Sie trat ihm näher und nahm es aus seiner Hand. „Die Gefühle," sagte sie, „die dies Papier ausspricht, sind vielleicht nicht mehr so warm, wenn Sie nach Jahren zurückkehren; Zeit und Trennung entscheiden über die Liebe; — ich weiß das und will nichts dagegen hören. — Leben Sie wohl, im Hofe hält der Wagen; Sie hören von mir, wann Sie den Ort Ihrer Bestimmung erreicht haben."

„Ich kann so nicht scheiden!" rief Theodor aus. „Sie scheinen jede Regung meines Herzens zu kennen, aber Sie wissen nicht, wie heilig mir die Liebe jenes Mädchens ist. Mag die Zeit über Alles Macht haben, sie wird eine solche

Zuneigung nicht antasten. Darf ich der Versicherung glauben, daß Helenens Schicksal in Freundeshänden ruht?"

„Sie dürfen," erwiederte sie lebhaft, aber mit zitternder Stimme. „Bei Allem, was dem Menschen heilig und werth ist, verbürge ich Ihnen meine Sorgfalt für sie."

„Und wird der Schleier niemals fallen," fragte er, „der mir die unbekannte Wohlthäterin verbirgt?"

„Niemals," sagte sie, — „nein, niemals. Gehen Sie jetzt, und noch einmal — leben Sie wohl!"

Theodor wagte nicht, diesen Worten den Gehorsam zu weigern; sie hatten etwas gebietendes, das gegen ihre frühere Rührung seltsam abstach. Aber kaum war er wenige Schritte gegangen, und trat eben über die Schwelle des Nebenzimmers, wo das Licht, bei welchem er geschrieben hatte, erloschen war, als die leichten Schritte der geheimnißvollen Unbekannten hinter ihm ertönten und ihre Hände ihn bebend festhielten. — „Es könnte das letzte Mal sein," sagte sie, „daß wir in dieser Welt einander gegenüber ständen, und darum soll das Abschiedswort nicht einer traurigen Förmlichkeit zum Opfer gebracht werden. Gottes Segen über Sie, sein bester Segen! Alles was sorgende Liebe wünscht, wenn sie am reinsten liebt, werde Ihr Theil. Vielleicht, wenn ich nicht mehr bin, erfahren Sie einst, wer mit diesem Segen von Ihnen schied."

Theodor hatte sich auf die dargereichten Hände niedergebeugt, die die seinigen fest umschlossen, und küßte sie mit Thränen der Rührung. Er stand noch wie in den Boden gewurzelt, als die Erscheinung lange verschwunden war und die gewohnte Führerin zur entgegengesetzten Thür eintrat.

Ein Reisewagen wartete unten, und fest in eine Ecke gedrückt, ließ er die Bilder der nächsten Vergangenheit staunend an seinem Geiste vorübergehen.

Während Theodor seine Reise ununterbrochen fortsetzte, und am folgenden Abend schon seiner Bestimmung nahe war, pochte es in der Dämmerung an die fest verriegelte Hausthür seiner ehemaligen Wohnung gegenüber. Die Magd öffnete nur ein klein wenig, und sah durch die Spalte einen alten Mann in Grau gekleidet, der nach Helene Wehrmann fragte, und seine Bitte um eine kurze Unterredung mit ihr sehr nachdrücklich durch ein Stück Geld unterstützte. Alsbald erweiterte sich die Oeffnung der Thür, und nachdem der Gast ziemlich lange forschend beim Licht einer Lampe betrachtet worden war, ließ die Pförtnerin ihn in eine öde Unterstube treten, wo er einige Minuten auf die Jungfer zu warten, ersucht ward. Nicht wenig erstaunt über den späten Besuch, erschien Helene. Ein schneller Blick zeigte ihr, daß keiner ihrer wenigen Bekannten vor ihr stand, sondern ein fremder Mann, in höherem Alter, mit freundlichen, ruhigen Zügen, klaren, dunkeln Augen, in einem einfachen, aber sehr anständigen Anzuge. Nicht weniger genau betrachtete der Fremde Helenen, ehe er, langsam und bedächtig, sein Hiersein entschuldigend, Theodors Namen nannte, und nach einer kurzen, vorsichtig eingeleiteten Nachricht von seiner Abreise, dasselbe Briefchen hervorzog, das Theodor am Abend vorher geschrieben hatte. Helene erblaßte, indem sie las. „Armes Kind,“ sagte der alte Mann theilnehmender, als sein ruhiges Phlegma erwarten ließ, „ich bin nicht mehr jung, aber es ist nicht so lange her, seit ich es gewesen bin,

daß ich den Schmerz in Ihrem Gesichte nicht verstehen sollte. Sein Sie getrost, die Trennung geht vorüber."

„Ach, es ist nicht darum," antwortete sie, „ich denke jetzt nicht an mich. Aber er hat einen Mord auf der Seele, und ist nun flüchtig wie Cain! Wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, als er dies schrieb! Ich kenne ihn, sein Herz ist nicht hart, und in der weiten Fremde gibt es nun Niemand, der ihn tröstet. Aber was müssen Sie denken," fuhr sie beschämt fort, „daß ich so kindisch klage. Sie wissen vielleicht nicht einmal, daß er meiner Mutter Pflegekind und mein Bruder war."

„Bis er noch mehr ward," sagte der Gast, „nicht wahr? Uebrigens dürfen Sie ruhig sein, der wilde Bramarbas lebt noch, und es steht besser mit ihm, als Theodor glaubt. Sehen Sie mich an, Kind. Haben Sie Zutrauen zu mir?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Helene, „was in mir zu Ihrem Vortheile spricht. Ich habe Sie nie gesehen, und Ihre Stimme lautet mir, als ob ein Vater zu seinem Kinde spräche."

„Um so besser," sagte der Fremde, und bat Helenen, ihn einige Minuten anzuhören. „Haben Sie jemals von Feen gehört?" fragte er dann, mit eben dem unbewegten Gesicht und der eintönigen Stimme. — Helene sah ihn zweifelnd an, er blieb ernsthaft wie zuvor.

„Meine Mutter erzählte manchmal so etwas, aber — ich weiß nicht, ob ich Sie verstanden habe."

„Vollkommen," erwiederte er. „Eine Fee also, die über Veltheims Schicksal wacht, hat den gestrigen Unfall

benutzt, um ihn seinem früheren Beruf zurückzugeben, dem er nie hätte untreu werden sollen. Er fühlte die Dornen lange schon, mit denen er hier kämpfte, aber er mochte sich nicht losreißen, weil sein Herz an Ihnen hing. Jetzt war keine Wahl. Er ist auf dem Wege nach G***, wo er sein medicinisches Studium wieder beginnt; und ein nützliches Leben, ein ehrenvolles, gesichertes Alter, ist, denke ich, mit einem kurzen Opfer nicht zu theuer erkauft."

„O, gewiß nicht," sagte Lehnchen, „und wehe mir, wenn ich Schuld gewesen wäre, daß er sein Glück verscherzte. Sein größtes Glück! denn, lieber Herr, ich habe die armen Menschen immer bedauert, die sich selbst so schmerzlich verläugnen müssen. Liebe heucheln, wo man haßt, Freude und Scherz, wenn man innerlich trauert; — eher wollt' ich das Schwerste erdulden. O nein, und wenn es mir Alles raubte, was mein Glück ist, ich würde mich nicht weniger freuen, ihn auf dem Wege zu wissen, den ein würdiger, lange verklärter Freund für ihn gewählt hat. — Aber warum soll diese schöne Nachricht denn wie ein Kindermährchen klingen? Lassen Sie es uns wahrhaft und treu behandeln. Sie, Sie waren der Wohlthäter, der sich seiner annahm; warum wollten Sie meinen Dank verschmähen?"

Herr Rost, so nannte sich der Fremde, lehnte sehr ernsthaft diese Vermuthung ab, aber er setzte nichts anderes an ihre Stelle, und so blieb Helenen der einmal gefaßte Glaube um so mehr, da nach einem langen Gespräch ihr neuer Freund mit der Bitte um ihr Vertrauen schied, und sich rühmte, von Theodor zu ihrem Schützer bestimmt zu sein. Er ging dann, und sie kehrte, halb traurig, halb erfreut, zu

dem Bette ihrer Kranken zurück. Manche Thräne floß wohl in der Nacht auf den kurzen liebevollen Brief, den sie wieder und wieder las, aber sie besaß ein Herz, dem das Glück des Geliebten tausendmal theurer als das eigene ist, und sie hielt es nicht zu hoch erkauft, selbst wenn ihre Hoffnungen der Preis sein sollten.

Frühling und Sommer kamen. Mit ihnen manche Veränderung, manches Blühen und Verwelken. Während Helenens Herrschaft durch langsames Verzehren dem Tode immer näher kam, endete im Nachbarhause ein Schlagfluß schnell und unerwartet das Leben des Grafen Hallenstein. Die arme Helene, nur von dem Bilde des Vergehens umschwebt, sah dem prächtigen Leichenzuge nach, und dachte ahnend an einen zweiten, der bald genug aus der Thür des stillen Hauses beginnen mußte. Hier erschien der Tod dem lächelnden Engel gleich, der Leiden endet; erschöpft vom Nachtwachen, aber mehr beruhigt als erschüttert, ging Helene von dem Bette der Todten in eine entfernte Kammer, wo jedoch die ungewohnte Ruhe nach so geschäftigen Tagen ihr peinlich war, statt ihr wohlzuthun. Für ihr eigenes Schicksal durfte sie nicht sorgen. Rost hatte seit jenem ersten Besuch oft nach ihr gefragt, sein Ton wurde väterlicher, je mehr er in ihre offene Seele blickte, und sie lernte ihn als den einzigen Freund betrachten, der das Band der Liebe zwischen ihr und dem Entfernten festhielt. Wie glücklich war sie, als er ihr einen zweiten Brief von Theodor brachte, dessen liebevolle Sprache sein Bild in aller Wärme der Gegenwart vor ihre Seele zauberte; wie viel glücklicher noch, als er sie aufforderte, ihm zu antworten.

Sie widmete die Stunden der Nacht diesem lieben Geschäfte; auf derselben Stelle, wo sie so oft mit ihm sprach, schrieb sie nun jeden kleinen Umstand seit ihrer Trennung nieder, und ihr langer Brief malte die klare Seele, das stille Treiben, die unveränderte Liebe des kindlichen Mädchens so treu, wie der glatte Spiegel des See's seine Ufer, und die Bilder des Himmels malt. Verwundert, daß Theodor ihres alten Freundes nicht erwähnte, erzählte sie ihm Alles von seinem ersten Erscheinen an, und pries gerührt die väterliche Sorge, mit welcher Rost sie über ihre Zukunft beruhigt hatte. ‚Ich weiß nicht,‘ schrieb sie, ‚welche Pflichten er mir anweisen will, wenn der Tod dies öde Haus noch mehr verödet haben wird, aber ich traue seiner Versicherung, daß er Deinetwegen für mich sorgt. Ich traue ihm so gern und freudig, weil ich Dir seinen Schutz danke, wie Alles, was mich erfreut.‘ — —

Der nächste Morgen nach dem Tode ihrer Frau brachte Helenen Rosts Besuch. Er kündigte ihr an, sie möge bereit sein, ihm zu folgen, und versprach ihr eine ländliche Wohnung und Gelegenheit, für ihre Bedürfnisse zu arbeiten. Aber ehe sie das Haus verließ, das, so finster und ungesellig, so voll trauriger Bilder, doch ihre schönsten Stunden gesehen hatte, ward ihr noch ein rührender Beweis der Liebe und Dankbarkeit. Die Todte hinterließ ihr ein kleines Erbe, das Helenens Unerfahrenheit und Genügsamkeit Reichthum schien, und sicher angelegt war, um die Zukunft des jungen Mädchens vor Sorgen zu sichern. Mit heißen Thränen überschritt Helene im einfachen Trauerkleide die Schwelle, ihre Füße wankten; es war nicht überflüssig, daß Rost einen

Wagen bereit hielt, sie an ihren neuen Wohnort zu führen. Lange war sie nicht aus dem Krankenzimmer gekommen. Das Korn, das jetzt hoch und gelb der Ernte entgegenreifte, hatte sie nicht keimen, nicht emporwachsen sehen, nicht die Blätter jung und zart, im Hervorsprossen begrüßt, die jetzt dunkelgrün, üppig die Bäume kleideten. Ihr Herz erweiterte sich, als der Wagen die Stadt hinter sich ließ, und eine weite Gegend, wo Gebüsch mit Wiesengrün und wallenden Kornfeldern wechselten, und ferne Berge in bläulicher Ferne emporstiegen, ihrem Blicke sich aufthat. Die Sonne stand schon tief am Himmel, ihr abendlicher Schein gab der Landschaft jene Ruhe, die sich unserm Gemüth mit unerklärlichem Zauber mittheilt, und die der glanzvolleren Beleuchtung des Tages mangelt. Helene verstand die Stimme der Natur, und sie war harmonisch mit ihren Gefühlen. Ein Leben hatte sie sanft zur Ruhe gehen sehen, dem Gestirn gleich, das vor ihr niederschwebte; aber sie wußte ja, das Gestirn ging wieder auf, strahlender und lichter, am nächsten Morgen. Stille Thränen begleiteten seinen Weg, dem irdischen Schmerz und der ewigen Hoffnung geweint.

Rost saß schweigend an ihrer Seite, bis der Wagen in ein Dorf einlenkte, an dessen äußerstem Ende er sie auszusteigen bat. Ein eisernes Gitterthor führte hier in einen Lustgarten. Große, grüne Rasenplätze, von uralten Linden und niederm Gebüsch umgeben, breiteten sich vor einem einfachen, geschmackvollen Landhause aus; steinerne Stufen, mit allen Blumen der Jahreszeit besetzt, führten zu der Thür; das streifige Sonnenlicht, und die Riesenschatten der hohen Bäume ruhten abwechselnd auf dem anmuthigen Bilde.

Helene stand einen Augenblick überrascht von dem Anblick, und folgte dann ihrem Führer durch die labyrinthischen Gänge des Gartens, wo dichter Schatten, nur zuweilen von einem goldenen Strahl gebrochen, sie empfing. Bald aber öffnete sich die Aussicht wieder; ein klarer See, rundum mit Pappeln bepflanzt, lag vor ihnen, über ihn hin ein zweites Haus, klein, aber nicht weniger angenehm, mit grünen weinumsponnenen Wänden, aus denen die blitzenden Fenster hervorschauten. — „Dort," sagte Rost, und wies auf ein Oberstübchen des Hauses, „schimmern die Fenster Ihrer Wohnung, Lehnchen. Es wohnt sich da nicht viel anders, als in den Zweigen des Baumes, wo der Vogel sein Häuschen baut; ich hab' es selbst erfahren. Der Gärtner ist Ihr Wirth; Alles, was Sie bedürfen, wird von der Familie besorgt werden. Das Gut gehört der Gräfin Hallenstein, die den Sommer hier zubringt. Sollten Sie ihr zufällig bekannt werden, so bitte ich mir die Ehre aus, Ihr Onkel zu sein. Das erspart uns Erklärungen, die eben so weitläuftig als unnütz wären."

Helenens Gemüth, so still und bescheiden, so wenig vom Glücke verwöhnt, bedurfte mehrerer Tage, um sich die Vortheile ihrer Lage zuzueignen, ja sie nur möglich zu denken. Die heitere Ruhe ihrer reinlichen Wohnung, der Blick in eine Umgebung, die ihr paradiesisch schien, die Gefälligkeit ihrer gutmüthigen Wirthe, ließen keinen Wunsch in ihr zurück, als den einen, den sie mit kindlicher Zuversicht in der Zukunft erfüllt zu sehen hoffte. Ihr alter Freund säumte nicht, auch für Beschäftigung zu sorgen. Er brachte bald eine Arbeit, die Fleiß und Kunst erforderte, Muster und Nähge-

räth, Seide und Garn, kurz Alles, was ein Mädchen erfreuen mag, die an Thätigkeit gewöhnt ist, und keine andere Zerstreuung kennt. Auch Bücher erhielt sie von ihm, und jetzt las sie nach und nach in köstlichen Erholungsstunden die Dichter, von denen Theodor so oft mit Begeisterung gesprochen hatte. Welch' ein Genuß, wenn sie hier auf Stellen traf, die seine Stimme ihr einst gesagt hatte! Sie tönte ihr dann wieder, lebendig gegenwärtig, und sein Bild stand vor ihrer Seele, als hätte die Sehnsucht es aus der Ferne beschworen.

Bei den Abendspaziergängen, die Helene im Garten machte, begegneten ihr oft die Damen aus dem Herrschaftshause, vor denen sie dann mit ängstlich schüchternem Gruß vorüberging, wenn Ausweichen unmöglich war. Malvinens vollendet schöne Gestalt, ihr liebliches Gesicht, die freundlichen Augen, womit sie, neugierig wie es schien, aber sehr wohlwollend die Fremde anblickte, nahmen Helenen für sie ein, während der stolze Ernst ihrer Mutter sie erschreckte. Die Gräfin Hallenstein war noch immer regelmäßiger schön als ihre Tochter. Glänzend schwarzes Haar, dunkle, feurige Augen, lebhaft wie ihr Geist, Züge wie der Maler sie sucht, um ein Ideal zu bilden, eine zarte, marmorweiße Haut, aber auch marmorbleich ohne die Farbe der Kunst, eine hohe majestätische Gestalt, von fürstlichem Anstande und allen Grazien unterstützt. Das war ihr Bild, wie Helene es fand, als sie sie zuerst sah. Aber es lag ein Ausdruck von Stolz und Härte, von Freudlosigkeit und heftig quälender Leidenschaft in den schönen Zügen; die wunderschönen schwarzen Augen konnten Blitze aussenden, und wenn das süße

Lächeln des feinen Mundes fehlte, das so bezaubernd wirkte, wie der Sonnenstrahl aus düsterer Wolke, so hatte diese stolze Schönheit nicht halb die Reize ihrer blonden anmuthigen Tochter. Die tiefe Trauerkleidung, die Beide trugen, machte die Erscheinung der Gräfin noch finsterer, während Malvina, wie ein lächelnder Genius, den Schmerz mit der Hoffnung zu vermählen schien. — Es blieb einige Zeit unter ihnen bei Gruß und Gegengruß, bis es Malvinen gelang, in Abwesenheit ihrer stolzen Mutter die Schüchternheit des jungen Mädchens zu überwinden, und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, nach der sie sich in dieser Abgeschiedenheit von Herzen sehnte. Auch Helene fand Gefallen an dem gemeinschaftlichen Spaziergange, zu dem die Gräfin sie einlud. Je demüthiger sie vor Vornehmen zurückwich, um so höher schätzte ihre Unerfahrenheit Malvinens freundliches, unbefangenes Benehmen, und sie stimmte beim Abschiede aufrichtig in ihren Wunsch ein: man möge sich bald wieder zusammenfinden. Die junge Gräfin war jetzt zu einer Ungeselligkeit verdammt, die ihr ganz neu und fast unerträglich war, und Helene lernte zum ersten Mal in ihrem einfachen Leben den Reiz des Umgangs kennen; Grund genug für Beide, um mit großem Interesse auf das Rauschen eines Schrittes zu hören, und bei jeder Krümmung der Irrgänge die Erscheinung der gewünschten Gesellschafterin zu erwarten. Mädchen — sollten sie auch so verschieden sein, wie Malvina und Helene, haben hundert kleine Berührungspunkte, die leicht Vertraulichkeit wecken, und wenn das Alter uns ungesellig und zurückhaltend macht, denken wir mit rührender Lust an die Tage, wo eine gemeinschaftlich versuchte Tändelei, ein

hübscher Walzer, ein geliehenes Muster, oder die Besichtigung unserer kleinen Putzschätze uns zusammenführte, und den Grund zu dauernder Freundschaft legte. — So wuchsen auch hier Vertrauen und Neigung, ja es schien, als ob die Verschiedenheit der Mädchen ihren Umgang noch anziehender machte; denn während Helenens Ernst von Malvinens gaukelnder Lebendigkeit gemildert ward, und ihre Schüchternheit nach und nach einem gezwungenen Anstande wich, wußte sie oft die flatternde Laune der Gräfin an ernste Gegenstände zu fesseln, und Malvinens Bedürfniß nach offener Mittheilung konnte nicht glücklicher befriedigt werden, als wenn sie das Gemisch von Sorgen und Freuden, Erwartungen und widersprechenden Wünschen in Helenens verschwiegene treue Seele niederlegte. Nich ohne Bangigkeit vor dem Zusammentreffen mit Malvinens Mutter ging Lehnchen endlich über die Schwelle des Herrschaftshauses durch viele prächtige Gemächer in die Wohnung ihrer neuen Bekannten, und sie zitterte vor ängstlicher Scheu, als die Gräfin eintrat. Doch da sie sich höflich, wenn gleich kalt begrüßt sah, wagte sie erst einen schüchternen Blick auf die Dame zu werfen, und nach einiger Anstrengung muthig und bescheiden die Fragen zu beantworten, die Jene an sie richtete. Der stolze Ernst der Gräfin schien ihr heute mehr traurig als abstoßend, es war etwas Schmerzhaftes in ihren Zügen, das Helenens Mitleid aufrief, und die Furcht milderte. Je öfter sie sie wiedersah, je gewisser wurde ihr diese Bemerkung, und ihr Mitleid wuchs, da sie den sichtbaren Schmerz der Seele mit der Trauerkleidung in Verbindung glaubte, die die schöne Frau trug. Nach und nach erschien das zauberische Lächeln

des Wohlwollens auf dem blassen Gesicht der Gräfin, wenn sie mit Helenen sprach; sie rief sie selbst zu sich, bei der Begegnung im Garten, und als die Abende länger wurden, brachte sie Lehnchen regelmäßig in der Gesellchsaft der Damen zu. Sie fand in Malvinen eine Lehrerin in allen Künsten der Nadel, und ihre Arbeiten, die Rost fleißig brachte, gewannen nicht wenig dabei. Oft horchte sie mit großer Freude Malvinens Harfenspiel, oder dem Gesange der Mutter und Tochter, und der Ausdruck in den Tönen der Gräfin ergriff dann ihr Herz mit einem Gefühl, das von Liebe und Furcht gemischt war. Eben so oft mußte Lehnchen den Damen vorlesen. Sie hatte dies Geschäft lange bei ihrer verstorbenen Frau verwaltet, und war also nur in sofern bange, als sie hier strengere Richterinnen vermuthete. Aber ihr ungekünstelter und doch so gefühlvoller Vortrag mußte gefallen, und der klare Verstand, mit dem sie Alles auffaßte, was ihr neu war, nahm ihre ältere Gesellschafterin immer mehr zu ihrem Vortheile ein. Ihr reines Gemüth entfaltete sich in solchen Stunden so ganz, daß es keine Regung darin gab, die ein aufmerksamer Blick nicht ausgefunden hätte. Sie glich dem Gebirgswasser, das Gras und Blumen auf seinem Grunde zeigt, während das Innere der Gräfin, wie ein wilder Strom, eine dunkle Tiefe bedeckte. Helenens theilnehmendem Gefühl entging es nicht, wenn zuweilen ein Wort des Gesanges, eine einfache Erzählung, eine rührende Stelle des Buches, aus dem sie las, oder irgend etwas anderes, das Niemand ahnete, die Gräfin schmerzlich ergriff, und selbst die verborgenste Thräne ward nicht so verstohlen getrocknet, daß sie es nicht bemerkt hätte. Ihre Blicke hingen

dann bekümmert an der Trauernden, und alle Saiten des Mitgefühls erklangen in ihrer Brust, indessen Malvina von all' diesem inneren Leben nichts bemerkte. So flößte ihr endlich die Frau, deren stolzes Gemüth die Liebe von sich zu weisen schien, heiße Theilnahme, ja eine fast leidenschaftliche Neigung ein, der sie keinen Namen zu geben wußte.

Zwei Jahre waren nun seit jenem Abend verstrichen, wo Theodor als Flüchtling die Stadt verließ. — In G*** angekommen, fand er einen Brief seiner Beschützerin und Wechsel, die reich genug waren, ihn mehr als sorgenfrei zu erhalten. Der Brief enthielt die Bitten, sich seinem Beruf mit Ernst zu weihen, ein tiefes Schweigen über die letzten Vorgänge zu beobachten, und selbst Helenen nichts davon zu entdecken, vor dem Ende seiner Studien nicht zurückzukehren, und alle Nachrichten an Helenen und die Unbekannte unter der Adresse: „Herrn Rost' — einem genannten Handelshause zu übergeben. Theodor bediente sich bald dieser Gelegenheit, seine Bereitwilligkeit zu versprechen, und zugleich an Lehnchen zu schreiben. Er erhielt nun regelmäßig jedes Vierteljahr das ansehnliche Geschenk, mit einigen Zeilen begleitet, und einen langen Brief seiner Geliebten, der ihm die unvergeßlichen Stunden an ihrer Seite zurückbrachte, und ihrem Bilde, das still freundlich in ihm lebte, neue Lebensfrische gab. Sehnsucht nach ihr, nach ungetrennter Vereinigung, die schon so nahe gewesen war, beschlich dann wohl sein Herz, aber er hatte jetzt mit der früheren Liebe die Wissenschaft ergriffen, seine erste Wahl, sein heißer Jugendwunsch, und was dazwischen lag, hatte ihn über Täuschungen belehrt, denen seine Phantasie einst unterlag. Er konnte

jetzt dem Zufall danken, der ihn aus jenen Verbindungen riß, um so mehr, da er nach kurzem Aufenthalt in G*** die völlige Genesung seines verwundeten Gegners erfuhr. So trug er die Verbannung von Helenen mit Muth, nur bemüht, sie durch Eifer und Fleiß abzukürzen. Bald nach ihm war auch der junge Graf Hallenstein angelangt, ein sanfter, kränkelnder Jüngling von ernstem Sinn, der lärmende Freuden mied, und sich an Theodor schloß. Er war nach dem Tode des alten Grafen der Erbe aller Lehngüter, die er mit Malvinen zu theilen wünschte, und wozu er die Einwilligung ihrer Mutter besaß. Aber der Wankelmuth des launigen Mädchens erweckte ihm Zweifel; mit herzlicher Vertraulichkeit theilte er seine Liebe und ihre Sorgen Theodor mit. Dagegen verließ Jener ihn nicht, wenn er litt, und oft gelang es Theodors liebevoller Sorge, ihm Linderung zu geben, wenn andere Mittel fehlschlugen. Der Wunsch der Freundschaft, der Eifer für ein so herrliches Wissen, ließen ihn keine Mühe scheuen, seines Gefährten wankende Gesundheit zu stützen; er weihete ihm ununterbrochen Aufmerksamkeit und jedes Hülfsmittel der Belehrung, und nichts glich seinem Entzücken, als er die bleichen Wangen des Jünglings sich röthen sah, als er erst kleine, dann größere Anstrengungen ertrug, als die Zufälle der Kränklichkeit nach jahrelanger Sorge nachließen, zuletzt verschwanden, und der Graf unter Thränen der Rührung ihn seinen Retter nannte. Diese schönen Erstlingsfrüchte seines Berufs führten Theodors Geist an das einsame Grab des alten Doctors, und er glaubte noch einmal seine kräftige Stimme zu hören, wie sie ihm im Traume zurief: ‚Du hast nichts Größeres von

dem Glücke bekommen, als das Vermögen, unzähligen Menschen das Leben zu erhalten!' —

Die letzten Briefe, die Theodor zu Ende des zweiten Jahres erhielt, waren von einer bedeutenden Geldsumme zur Erlangung der Doctorwürde begleitet und enthielten zugleich Anweisung auf eine jährliche Rente, deren Größe ihn erschreckte. Wir theilen aus den Briefen folgendes mit:

„Die Antwort auf meine letzte Frage hat mich überrascht. Lassen Sie mich gestehen, daß ich Ihre Empfindung für Helene Wehrmann für so vorübergehend hielt, als den goldenen Saum der Wolke, die jetzt vor mir schwebt, und in wenig Minuten keine Spur ihrer Verklärung mehr zeigen wird. Ich weiß, wie oft Liebe, der Sonne gleich, ihren Gegenstand verherrlicht, und wie leicht das veränderte Gefühl ihm nehmen kann, was er nie besaß. Aber, wenn Sie sich nicht täuschten, wenn Zeit und Entfernung Ihre Treue bewährten, so habe ich geirrt, und diese seltne Neigung verdient den Kranz. Kommen Sie denn, wenn Alles für Ihre Zukunft geschehen ist, Helenen zu überraschen. Ich entlasse Sie nun des Versprechens der Verschwiegenheit gegen Ihre Lebensgefährtin; gegen jeden Andern versiegle es auf immer Ihre Lippen. Wir sehen uns nie wieder. Der Wagen steht bereit, der mich diesem Ort und meinem Vaterlande entführt. Denken Sie meiner, wie man verstorbener Freunde denkt. Ja, denken Sie meiner im Genuß des Glücks, das ich Ihnen erflehe; mein Gefühl für Sie verdient Ihr Andenken. Mag es hier ein dunkler Schleier verhüllen, es wird mir

dahin folgen, wo unsere Mängel und Schwächen gleich Nebeln im Morgenroth zerfließen.‘

Tief gerührt weilte Theodors Blick auf den Schriftzügen, die ihm, wie es schien, der letzte Beweis einer so geheimnißvollen Neigung sein sollten. Alle dunkeln Räthsel dieser Verbindung gingen in dem Augenblick, wo sie sich auf immer lös'te, an seiner Seele vorüber. Sein seltsames Schicksal, das schon früh ihm die natürlichen Stützen des Menschen entriß, ließ ihn auf dem Lebenswege von einem Alter zum andern sorgende Schutzgeister erscheinen und verschwinden, und sie alle hatten in wunderbarer Uebereinstimmung denselben Pfad zum Glück für ihn gewählt. Aber wie dieser Weg und seine Begleiter auch wechseln mochten, überall fand er die freundliche Gefährtin wieder, die er schon in der Wiege geliebt hatte. Er war ihr ohne Wanken treu geblieben, und hatte dies Gefühl männlich gegen die Zweifel eines Wesens vertheidigt, das ihm zuweilen im magischen Lichte der Erinnerung gefährlich zu werden drohte. Jetzt war es sein höchstes Sehnen, Helenen wieder zu sehen, das einzige Geheimniß mit ihr zu theilen, das er ihr bis jetzt vorenthielt, und sich für immer mit ihr zu vereinigen. Der Graf wollte ihn begleiten; ihn zog sein Herz nicht minder zu Malvinen, die über seine Wünsche entscheiden sollte, und er wartete nur seinem Freunde zu Liebe noch einige Wochen.

Es war zu Anfang des Mai's, in der schönsten Blüthenzeit, als im Hause der Gräfin festliche Anstalten zum Empfange ihres jungen Verwandten gemacht wurden. Erst vor einigen Tagen war Malvina mit ihrer Mutter auf's Land zurückgekehrt, und Lehnchen, die den gewohnten Umgang im

Winter schmerzlich vermißte, hatte sie mit einer Freude empfangen, die Malvinen einigermaßen für den Verlust der städtischen Annehmlichkeiten entschädigte. Helene wußte lange, welche Beziehung zwischen ihrer vornehmen Freundin und dem Erwarteten statt fand, und wenn gleich Malvinens Aeußerungen über ihn schwankend waren, glaubte sie doch, sie sehe ihm liebevoll entgegen, und um so freudiger mischte sie sich unter die Geschäftigen, die sein Zimmer ausschmückten, Säle und Hausraum mit Kränzen zierten, überall duftende Blumen aufstellten, oder mit künstlichen Händen an dem Putz arbeiteten, den die junge Dame zu seinem Empfange tragen sollte. Malvina war überall gegenwärtig, leitete Alles mit Einsicht und Geschmack, und flog wie ein Schmetterling von dem Gärtner, der sich im Saale beschäftigte, zu der Putzmacherin, die den Besatz ihres Florkleides ordnete.

„Es macht mir Spaß,“ sagte sie zu Helenen, „zu Anfang des einförmigen Landlebens Gelegenheit zu so angenehmer Thätigkeit zu finden. Sehen Sie nur, wie schön der Saal ist! Da- und dorthin kommen noch hohe Orangenbäume. Es muß aussehen, als ob die Tafel im Garten stände. Kommen Sie, Lehnchen, wir müssen uns nach der Putzmacherin umsehen, es wird Alles schwer und steif unter ihren Händen, wenn man nicht nachhilft. Bei alledem ist es doch zu arg, daß der schöne Abend so hingeht, und man nicht ein Stündchen gewinnt, ihn zu genießen.“ — Helene folgte ihr, sie nahm das Kleid singend aus der Hand der Arbeiterin, und trug es vor den Spiegel. — „Allerliebst!“ rief sie aus, „sehen Sie doch, Lehnchen, es ist wahr, sie macht es gar zu hübsch, ich freue mich auf den Anzug. —

Aber nun muß ich in's Freie, der Kopf thut mir weh, und die Sonne scheint lockend in's Fenster." Damit ergriff sie den Arm ihrer geduldigen Gespielin, und zog sie hüpfend die Treppe hinab.

„Wenn Sie indessen denken, Lehnchen," hob sie mit veränderter Stimme an, „daß ich dem künftigen Morgen sorglos entgegensehe, so denken Sie falsch. Sie wissen, was die Mama wünscht, was der Graf Alfred wünscht, und was ich — nicht wünsche."

„Sie nicht?" rief Helene bestürzt; „ach! dann kommen mir alle festlichen Anstalten traurig vor, statt mich zu erfreuen. Aber die gnädige Gräfin wird Ihre Neigung nicht zwingen wollen."

„O nein," antwortete Malvina, „aber mein eigner Verstand spricht sehr zum Vortheil ihrer Wünsche. Der Graf ist gut, recht hübsch und recht gebildet; er besitzt jetzt alle Güter meines seligen Vaters, und liebt mich schon lange so treu, daß es undankbar wäre, seine Liebe nicht zu erwiedern. Man sage, was man wolle, von der Nichtigkeit des Reichthums; es bleibt allemal ein Glück, das sich schwer entbehrt, wenn man es einmal besaß."

„Vielleicht," sagte Helene schüchtern; „aber alle Reichthümer der Erde wiegen keine Stunde liebender Vereinigung auf."

„Sie haben Recht," seufzte die Gräfin. „Bin ich glücklicher, wenn mich prächtige Wände umgeben, als im einfachen Hause? Bin ich glücklicher im schönsten Kleide, und im Staatswagen, als die Genügsamen, die wenig bedürfen? Ist die Mama glücklich, die doch Alles besitzt, was Men-

schen sich wünschen? Ich kann zuweilen recht traurig an die Zukunft denken. Denn Alfred ist kränklich, und auf's mindeste gesagt, etwas eigensinnig, eifersüchtig, weil er gerade nicht schön ist, und auch nicht sehr lebhaften Geistes. Er hat mich unbeschreiblich lieb, aber mein Gott! das ist ja gar nicht wünschenswerth, wenn man es nicht erwiedert. Zum Glück giebt es Keinen unter denen, an die ich denken darf, der mir besser gefiele, und so kann ich wenigstens hoffen, keine unglückliche Frau zu werden, wenn ich dem Willen der Mama folge."

„Mich dünkt, liebe Gräfin Malvina," sagte Lehnchen, „Sie sollten hier nur Ihr Herz fragen?"

„Ganz gewiß will ich das," erwiederte sie lebhaft. „Im Ganzen ist mein Herz auch mit Alfred im Bunde. Schon als Kinder waren wir immer beisammen, und Keiner war mir so lieb als er. Er tanzte wunderschön, ich war beständig seine Tänzerin; er bestellte meine Lieblingstänze, schrieb mir Noten, schnitt mir Federn, lehrte meinem Papagei hübsche Phrasen, und scheute selbst Gefahren nicht, mir gefällig zu sein. Der gute Alfred! ich freue mich, ja wahrhaftig, ich freue mich recht, ihn wieder zu sehen."

Helene schwieg, erstaunt über den schnellen Wechsel der Gefühle, den ihr Herz nicht begriff, und auch Malvina ging eine Weile nachdenkend an ihrem Arme hin. „Es wird dunkel und feucht," sagte sie, als der See vor ihnen lag; „sehen Sie, wie der Nebel über dem Wasser liegt; ich muß eilen, und will den näheren Weg durch den Küchengarten gehen. Gute Nacht! Morgen Abend sehen wir uns hoffentlich wieder, der Tag wird geräuschvoll sein, und manches entscheiden."

Als Helene am Morgen erwachte, begrüßte sie den wolkenlosen Himmel mit guten Wünschen für Malvinens Glück, ohne zu ahnen, daß der Tag auch für sie bedeutend, ja unvergeßlich werden sollte. Alles war noch still um sie her, und sie saß schon angekleidet am offenen Fenster, ehe die Regsamkeit des Tages den reizenden Schauplatz vor ihr belebte. Flüsternder Morgenwind regte die zarten Spitzen der Pappeln, der See lag spiegelhell und ruhig im Schooß der grünen Landschaft, über dem Gebüsch des Gartens ragten die höchsten Fenster des Herrschaftshauses freundlich hervor, aber nichts regte sich als der stolze Schwan auf dem Wasser, der mit seinen Flügeln die kleinen Wellen theilte. Da blies ein Postillon lustig auf der nahen Straße; Helene hörte das Rollen des Wagens, hörte, wie er am Gatterthor hielt, und vermuthete die Ankunft des Grafen. Sie sah noch gedankenvoll in jene Gegend hinüber, wo der Ankommende wahrscheinlich Alles im tiefen Schlafe fand, während liebende Ungeduld ihn getrieben hatte, der Nacht die Ruhe zu stehlen. — Sie sah über den See hin, in das hellgrüne Gebüsch, dessen Blätter im Morgengolde zitterten, und erblickte einen Mann, der mit starken Schritten aus den Bäumen hervortrat. Ihr Herz klopfte bei einer Ahnung, die der Verstand verwarf. Ein Gartenarbeiter kam in diesem Augenblick um den See hin, dem Fremdling entgegen, und ward von ihm angerufen. Helene sah, wie er nach ihrer Wohnung wies, wie der Andere den Hut abnahm, grüßend von ihm schied, und seine Schritte verdoppelte. Noch einen Blick, und sie stürzte ihm entgegen; es war Theodor! —

Die Stunden dieses langen Morgens vergingen dem-

glücklichen Paare in wechselseitigen Mittheilungen, in Planen für die frohe Zukunft, so flügelschnell, daß der Mittag da war, ehe Theodor sich erinnerte, er müsse seinen Freund im gräflichen Hause aufsuchen, dessen Wohnung er theilen sollte. Der Graf entbehrte ihn so ungern, daß er ihm den Vorschlag that: ihn nebst Helenen auf einer Reise in die Schweiz zu begleiten, die er an Malvinens Seite machen wollte, wenn sie seine Wünsche erfüllte. Unter hundert andern Dingen erwähnte Theodor auch dieses gegen die froh erröthende Braut, und sie nickte ihm Beifall, während ihr zu Muthe war, als wäre alles ein Traum, und sie müsse jetzt unfehlbar erwachen. „Wir können dann," sagte Theodor, „uns irgend ein Plätzchen wählen, unsere Hütte zu bauen, glücklich im Genuß der treuen Liebe, selbst wenn es wirklich nur eine Hütte wäre."

Mehr als einmal hatte er schon Lebewohl gesagt, aber immer fand sich noch etwas zu erzählen, zu fragen, und er riß sich endlich gewaltsam aus ihren Armen. Sie sah ihm durch den Garten hin nach, ihre stille Seele war von so mannigfachen Bildern erfüllt, daß sie der Einsamkeit bedurfte, um sie zu ordnen. Die Musik des Festes im Herrschaftshause erscholl durch die Luft, die Töne lockten Thränen freudiger Rührung in Lehnchens Auge. Sie fühlte unter allen Glücklichen sich die glücklichste, und ihr frommes Herz erhob sich dankend zum Himmel.

Des Grafen Kammerdiener erwartete Theodor schon, und öffnete ihm ein geräumiges Zimmer, wo er sein Gepäck fand, sich schnell umkleidete und in den Gesellschaftssaal hinabging. Alfred nahm seine Hand, und stellte ihn der Gräfin als sei=

nen theuersten Freund vor. Sie empfing ihn höflich, aber stolz und kalt, wie eine Fürstin; ihr hoher Anstand, und die Schönheit ihres Gesichts erregten seine Bewunderung, aber er fühlte sich nicht frei, nicht unbefangen in ihrer Nähe.

Ein sehr gewählter, überladener Anzug schadete heute ihren Reizen, aber er verstärkte das Imposante ihrer Erscheinung. Sie war mit Brillanten bedeckt; künstliches Roth malte ihre blasse Wange. Jetzt trat auch Malvina herzu, den alten Bekannten herzlich begrüßend. Ihre jugendliche Fröhlichkeit, ihre leichte Bewegung, und das zarte Gewebe, das sie umfloß, bildeten den auffallendsten Contrast mit der steifen Pracht ihrer Mutter. Das Gespräch ward nun allgemeiner; die Gräfin wandte sich oft an Theodor, aber ihre Fragen und Bemerkungen zeigten, daß sie seine frühere Geschichte nicht kannte, und dies verwirrte ihn in Gegenwart der übrigen; er antwortete einsylbig, weil es ihm eben so unpassend schien, ihre Meinung über einen so unwichtigen Gegenstand zu berichtigen, als unredlich — einen Theil seines Lebens zu verläugnen, und er fühlte sich von dem peinlichsten Zwange befreit, da Malvina, der ein Bedienter etwas zugeflüstert hatte, ihn von ihrer Mutter abrief.

„Lieber Freund," sagte sie, „es findet sich jetzt gleich Gelegenheit, Ihre Kunst auszuüben. Eine alte treue Dienerin unseres Hauses ist plötzlich krank geworden; wollten Sie wohl einen Augenblick nach ihr sehen? Sie hat mich als Kind gewartet, und ist uns lieb wie eine Verwandte, deßhalb soll auch die Mama bis nach Tische nichts erfahren."

Theodor eilte fort, Malvina folgte ihm, er fand die Kranke sehr schwach, verordnete schnell etwas, bat Malvinen,

einen Boten nach Arznei zu schicken, und die alte Frau an einen stillen Ort zu bringen. Die junge Gräfin beschäftigte sich liebevoll um ihre Wärterin, tröstete sie, und empfing die Hoffnung, die Theodor geben konnte, mit so herzlicher Freude, daß sie ihm noch einmal so schön vorkam. Als Beide endlich wieder in den Saal traten, war Ewald der erste Gegenstand, den Theodor erblickte. Er zog seinen Freund, lebhaft wie sonst, in ein Fenster, umarmte ihn stürmisch, und pries die gute Wirthschaft des Sparsamen, die ihn in in den Stand gesetzt hatte, eine so glückliche Veränderung zu bewirken. „Gottlob," sagte er, „daß mein Gewissen nun ruhig schlafen kann. Du warst mein Pflegesohn, ich hatte Dich in Thaliens Dienst gebracht, und es hat mich oft genug gequält. Aber ist ihr Sold Dir so ersprießlich geworden, Dir den Doctorhut aufzusetzen, so laß wenigstens Deinen Lorbeerkranz ruhig an einem Ehrenplatze trocknen, da Dein Haupt ihn nicht mehr trägt."

Beide fanden nun Stoff genug zu langer Unterhaltung, in den Erinnerungen froh verlebter Tage. Theodor mahnte Ewald an den Blick durch sein Fernrohr, an die nachmalige Erkennung der heiligen Cäcilie, und die stille Liebe, die nun am Ziele war. „Und Du?" fragte er ihn, „hast Du noch immer kein ähnliches Ziel gefunden?"

„Die Musik," antwortete Jener, „ist meine rechtmäßige Gemahlin, möchte sie nur immer über 52 leichtfertige Dirnen siegen, die meine Liebe mit ihr theilen. Zu dem Allen gesellt sich noch der heimliche Götzendienst für Malvinen, dem ich wohl nie entsagen werde. Die Bemühung um ihre Gunst hat etwas mit der Wagniß des Spiels gemein, und

zieht mich vielleicht deshalb so sehr an. Denn eben so ungewiß, als das Glück meiner Karte, ist in ihrem Gemüth Sonnenschein oder Frost.“

Der Ruf zu Tische unterbrach die Freunde. Eine feenhaft geschmückte Tafelrunde, ein prächtiges Mahl, versteckte Musikchöre, und die unsichtbare Gegenwart der flüchtigen Freude vereinten sich hier, Stunden zu Minuten umzuschaffen. Es war spät als die Gesellschaft auseinander ging, um sich im Garten zu vertheilen. Als Malvina, mit einem Kreis von Gästen, dem Gärtnerhause nahe kam, sah sie Lehnchen seitwärts im Gebüsch, und blieb einen Augenblick zurück, um mit ihr zu sprechen. „Liebe Helene,“ sagte sie eilig, „Sie würden mich recht erfreuen, wenn Sie später ein Stündchen zu der Mama gingen; sie scheint nicht ganz wohl zu sein, und ich darf hier nicht fehlen. Lassen Sie sich nicht abweisen; ich weiß, sie hat Niemand lieber als Sie. — Meinen Glückwunsch, kleine Verschwiegene! Ich weiß Alles von Alfred, und wer weiß, ob wir den Myrthenkranz nicht mit einander tragen. Ihr Veltheim hat noch ein gutes Werk im Schlosse zu thun, er ist bei der alten Bonne, die schnell krank wurde. Nun adieu.“

Indessen war Theodor in ein entlegenes Zimmer zu der Kranken geführt worden. Er fand die bestellten Arzneien, gab ihr Tropfen ein, und setzte sich an's Bett, die Wirkung zu erwarten. Aber wie er, vor sich hinsehend, auf die Tapete des kleinen Stübchen blickte, war es ihm, als erhelle ein Blitzstrahl eine dunkle Gegend, deren bekannte Scenen, in dem schnellen Lichte unerwartet hervortretend, alles Gegenwärtige verschlangen. Zu tief hatten diese seltsam ver-

schränkten Formen sich einst seinem Gedächtniß eingeprägt; er trat an's Fenster, er sah in den Garten, und die Thüren schienen dieselben, deren er sich von jenem unvergeßlichen Abend erinnerte. Dagegen war er jetzt aus dem Gesellschaftssaal durch einen schönen Vorplatz über eine breite steinerne Treppe geführt worden, und alle Gegenstände, die er sah, hatten keine Aehnlichkeit mit dem düstern engen Wege, den er damals gehen mußte. Aber es war ihm unmöglich, die Gedanken von jenen Bildern abzuziehen. Er glaubte die Stimme zu hören, so bewegt und traurig, glaubte die Stelle zu erkennen, wo die Unbekannte ihn zitternd festhielt, um auf ewig Abschied zu nehmen. So aufgeregt von wehmüthigen Gefühlen und ruhlosem Forschen, ging er nach einer Viertelstunde — die Begleitung eines jungen Mädchens, das ihn hergeführt hatte, ernstlich ablehnend — und indem er absichtlich den Weg vermied, den er gekommen war, wandte er sich nach der entgegengesetzten Seite, und öffnete auf gut Glück die erste Thür. Ein langer schmaler Gang lag vor ihm, er sah sich abermals auf dem Gebiet seines Traumes, und seine Wanderung fortsetzend, langte er in einigen düstern Kammern an, die der Dienerschaft zu gehören schienen, aber jetzt verlassen waren. Noch ein Gang, und zuletzt die enge, schlechte Treppe, das kleine Vorhaus, und eine Thür in's Freie, wo hohe Bäume einen einsamen Platz beschatteten. Mechanisch ging er weiter; die hohe Buchenwand des Gartens zeigte ihm den Weg und das Gärtnerhaus lag als Ziel in der Ferne. Die Thür des Küchengartens war nur angelehnt, er verdoppelte seinen Schritt, und fand Helenen eben im Begriff, das Haus zu verlassen, um Malvinens

Wunsch zu erfüllen. Arm in Arm gingen sie nun durch die abendliche Dämmerung; indem Theodor ihr die letzten Ereignisse mittheilte, durchstrichen sie den stilleren Theil des Gartens, der schwärmenden Gesellschaft ausweichend, bis der Mond über den Pappeln am See aufstieg, und Helene ihm gute Nacht sagte, weil das Licht in den Zimmern der Gräfin sie an ihr Versprechen mahnte. Die Dienerschaft war sehr beschäftigt, die Gesellschaft im Garten zu bedienen; Helene fand also Niemand in den Vorzimmern. Behutsam öffnete sie die Thür eines großen Gemachs, durch welches man zum Cabinet der Gräfin gelangte; es war Licht darin, aber die trüben Flämmchen der herabgebrannten Wachslichter ließen sie den Hintergrund nicht erkennen; sie hätte sich allein geglaubt, wenn nicht der heftige Ausruf: „Wer kommt?“ — die Anwesenheit der Gebieterin des Hauses verrathen hätte. Die Gräfin saß an ihrem Schreibtisch, sie schien geschrieben zu haben, aber ihr Licht war erloschen, und ihr Kopf ruhte in der Hand. Helene zog sich schüchtern wieder nach der Thür, indem sie sehr ängstlich den Wunsch der Gräfin Malvina anführte, die gnädige Frau nicht ganz allein zu wissen. „Und außerdem,“ fuhr sie fort, „führte mich mein Herz her! Ich bin heute so glücklich geworden, und ich wünschte Ihnen das zu sagen; denn Ihre Güte nahm ja immer Theil an mir. Aber ich gehe gleich wieder, sobald Sie mir die Störung vergeben haben.“

„Bleiben Sie,“ sagte die Gräfin, „kommen Sie näher. Es ist gut, daß Sie gekommen sind.“ Ihr Ton wurde milder bei jedem Worte. Helene trat schüchtern heran. Auf dem blassen Gesicht der Gräfin war jede Spur der Schminke

verwischt, ihre Augen hätten Helenen verweint geschienen, wenn sie begriffen hätte, was in diese Augen Thränen locken könnte. Ihr Haar war in Unordnung, das kostbare Kleid trug sie noch, aber die Brillanten und Spitzen lagen vor ihr auf dem Schreibtisch neben Papieren und Schreibgeräth.

„Sie sind krank!" rief Helene aus, deren gutes Herz bei diesem Gedanken die angewöhnte Scheu und den unfreundlichen Empfang vergaß. „Lassen Sie mich die Gräfin Malvina rufen, oder jemand Andern, der Ihnen gewiß helfen kann; ich meine den Doctor Veltheim, der mit dem Grafen gekommen ist."

Helene war bei diesen Worten vor der Gräfin niedergeknieet, und hatte ihre eiskalten Hände ergriffen. Ein freundlicher Druck lohnte ihre Theilnahme.

„Ja, ich bin krank," sagte die Gräfin, „aber, liebes Kind, Ihr Arzt kann mir nicht helfen. Leiden der Seele heilt er nicht, so groß seine Kunst sein mag! — Genug davon. Sie wollten mir Ihr Glück erzählen; das wird mir wohlthun. Ich empfing Sie nicht gut, glauben Sie indessen, daß es mich freut, Sie hier zu sehen." —

Helene erzählte nun umständlich den Theil ihres einfachen Lebens, der mit Theodor in Verbindung stand, ihre Trennung, das heutige Wiederfinden, und die Hoffnung baldiger Vereinigung. — „Sie haben ihn heute gesehen," sagte sie, „und gewiß begreifen Sie nicht, wie der fein gebildete, kluge Mann ein so einfaches Mädchen wählen konnte. Ich selbst weiß es nicht, und fühle, daß ich seine Liebe wohl vergelten, aber nicht verdienen kann."

„O nein," antwortete die Gräfin in einer Bewegung,

die dem Gegenstande nicht entsprach, „ich denke nicht so. Wenigstens jetzt nicht. Ein reines Herz und ein unverkünstelter Verstand sind Schätze, die nur in strafbarer Verblendung verkannt werden können.“

„Unsere Liebe ist alt,“ fuhr Lehnchen fort, „sie stammt aus den ersten Jahren unseres Lebens; das ist es wohl, was sein Herz zu mir zog. In der Wiege schon war er mein Freund; mein erstes Wort war sein Name. Wie oft mußte meine Mutter mir wiederholen, wie sie ihn fand, wie genau beschrieb sie seine Kleidung, sein Gesicht, und wie aufmersam hörte ich ihr zu! Bald standen wir allein, zwei Waisen, ohne Geschwister, ohne ein anderes Band, mit dem zärtlichen Andenken an gemeinschaftliche Eltern. Ach, gnädige Frau, ich habe heute manche Thräne geweint, daß ich den Segen meiner Mutter entbehre; sie war auch Theodors Mutter, und liebte uns Beide gleich.“ —

„Gott segne Dich!“ rief die Gräfin aus, und zog Helenen an sich; „er schenke Dir alles Glück der Erde, und mache Deine fromme Seele zur Wohnung des Friedens. Beglücke den Mann Deiner Wahl, und der Segen Deiner und seiner Mutter wird auf Dir ruhen. Denke meiner bei diesem Andenken.“ — Sie nahm eine Perlenschnur vom Schreibtisch, und knüpfte sie mit zitternder Hand um des Mädchens Hals. „Vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ich reise morgen mit Malvinen nach Hallenstein; es ist ungewiß, wann wir zurückkommen, und der Graf wird uns folgen.“

„Morgen?“ fragte Helene erstaunt, „und weiß die Gräfin Malvina — —?“

„Noch nicht, aber es ist auch für sie das Beste. Alfred hat heute feierlich um sie geworben; sie wird in Hallenstein ihren Entschluß ohne Bestürmung fassen können. — Gute Nacht, liebes Kind, und — lebe wohl. Ich habe noch einen wichtigen Brief zu vollenden."

Helene küßte weinend ihre Hände, Thränen erstickten jedes Wort, sie stand auf, um zu gehen, aber ihr zögernder Schritt wurde an der Thür aufgehalten. „Helene!" rief die Gräfin; sie kehrte zurück, erschreckend vor der bleichen, zitternden Gestalt. „Helene, trauen Sie sich den Muth zu, ein Geheimniß zu bewahren, selbst vor Ihrem Bräutigam?"

„Wenn es Sie erfreuen könnte, würde das Schwerste mir nicht zu schwer sein."

„Ich könnte Ihrer Hand jenen Brief vertrauen," fuhr Jene mit schwankender Stimme fort, auf das Papier zeigend, das vor ihr lag. „Aber, Lehnchen, bei Deinem Glücke, bei der Ruhe Deines Herzens, öffene ihn nicht, bis das Grab mich umschließt. Bewahre ihn heilig, daß kein Auge — aber nein — nein, es giebt tausend Zufälle, die dies arme Blättchen Dir entreißen könnten." — Sie nahm den Brief, und zerriß ihn schnell und heftig.

„Gnädige Frau," sagte Lehnchen zagend, „ich bin arm, ohne Erfahrung, aber ich habe ein treues Herz. Darf ich sagen, daß ich Sie liebe, und kein Opfer scheuen würde, etwas für Sie zu thun?"

„Wohlan!" sagte die Gräfin nach einer Pause des heftigsten Seelenkampfes. „So mag der Augenblick sein Recht haben, und die Sorge der Klugheit mag von der Sehnsucht nach Mittheilung vernichtet werden. Ja, Du hast ein treues

Herz; ich habe Dich lange geprüft! Wisse denn, Theodor hat eine Mutter! Er ist mein Sohn! — Dieses Herz, das jetzt so schwach ist, hat jahrelang gerungen. Stolz und Abneigung, ein Unrecht zu gestehen, haben immer gesiegt. Der heutige Tag hat entschieden. Ich glaubte mich stärker, als die Natur ein Mutterherz bilden wollte; — ich stand dem Kinde gegenüber, das ich fremder Liebe hingab; — kalt und unbewegt stand ich ihm gegenüber, während meine Brust von tausend Qualen erschüttert ward. Ich darf ihn niemals wiedersehen. Bei Anbruch des Tages will ich fort, und nicht früher, als wenn ich nicht mehr bin, sollst Du ihm das Geheimniß meiner Schuld entdecken."

Ein Strom von Thränen begleitete diese Worte. Helene lag stumm auf die Hand der Weinenden gebeugt, ihre Kniee bebten, ihr Herz schlug hoch von Schmerz und Rührung bewegt.

„Funfzehn Jahre alt," fuhr die Gräfin fort, „lernte ich, ein armes Mädchen, Theodors Vater kennen. — Die seltene Aehnlichkeit des Sohnes mit ihm giebt Dir ein Bild seines Aeußern; seine Erscheinung auf der Bühne verführte mein Herz und meine Phantasie, ich sah ihn oft, ich sah ihn ohne Wissen meiner Verwandten, und verband mich mit ihm auf immer, indem ich meine Vaterstadt an seinem Arm heimlich verließ, und ein unglückliche Ehe leichtsinnig wie mein Busenband knüpfte. Ich betrat das Theater nur selten; der Beifall, den meine jugendliche Anmuth erwarb, entschädigte mich nicht für manches Weh an der Seite eines harten Mannes, dessen Behandlung bald in Tyrannei ausartete. Damals sah mich der Graf Hallenstein, und faßte eine Neigung

für mich, die ihn bewog, Stand, Reichthum, und den Stolz seiner Ahnen, mir zu opfern. Ich liebte ihn nicht — und dennoch verließ ich meinen Mann, und das Kind in der Wiege um einen hochtönenden Namen. — Deine reine Seele kann meine Schuld nicht fassen. — Aber eben so wenig begreifst Du ihre Strafe. Nie habe ich genossen, was ich so schwer erwarb. Nie hat Malvinens Lächeln mein Mutterherz erfreut, weil ihr verlassener Bruder es mit schmerzlicher Reue erfüllte, und die tödtliche Ungewißheit seines Schicksals mich zu seiner Mörderin machte. Ruhelose Nachforschungen, heimlich und verstohlen in's Werk gerichtet, beschäftigten meine Seele, aber alle waren vergebens, bis das Schicksal mir den alten Komiker zuführte, den Du Rost nennst, der ehemals mit mir und Veltheim bei einer Bühne war, und nun seinen Sohn fand. Er ward mein Vertrauter, ich belohnte ihn reich, und betete für seine Erhaltung; denn nur er konnte ein Band weben, das ich — frevelnd gegen die Natur — zerriß. Durch ihn erfuhr ich jeden Schritt, ja jede Empfindung des theuern Kindes! — Welche Kämpfe habe ich damals gekämpft! Als ich im Erfrischungszimmer des Theaters mit Hülfe meines Vertrauten meinen Sohn zum ersten Male sah, und die Mutterliebe mich zu ihm zog, während mein stolzes Herz den Gedanken verwarf, als Schuldige vor meinem Kinde zu stehen." —

Ein Schritt im Vorzimmer unterbrach die Gräfin. Helene ging nach der Thür. Die Kammerfrau meldete, der Herr Doctor wünsche die gnädige Frau wegen der Kranken zu sprechen. —

„Unmöglich!" rief die Gräfin Helenen zu, „ich kann

ihn nicht wiedersehen. Ergreife einen Vorwand, geh' hinaus. Rette mich um Gotteswillen vor einer Erschütterung, die meine erschöpften Kräfte nicht mehr ertragen."

„Ich werde Alles thun, was Sie wünschen," sagte Helene, „aber es wird mir das Herz brechen. Ach, es wird einmal auch Ihr Herz brechen, daß Sie Ihrem guten Sohne das Glück versagten, in den Armen einer Mutter zu ruhen. Kann es denn eine Demüthigung geben zwischen Mutter und Kind? Und eine Schuld, wo die Liebe mit so heiliger Stimme spricht? O, gnädige Frau, Sie haben uns Alles gegeben, aber wir achten es nicht gegen das Eine, das Sie uns rauben wollen."

„Laß ihn kommen," antwortete sie, und sank mit verhülltem Gesicht in ihren Sessel zurück.

Lehnchen ging hinaus. Die tiefe Stille im dämmernden Zimmer ward nur von den Seufzern des Schmerzes unterbrochen. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür, und Theodor stürzte zu den Füßen seiner Mutter. Leise schluchzend blickte Helene auf die Vereinten. — Die fröhliche Gesellschaft kehrte in diesem Augenblick singend in's Haus zurück.

Es war Mitternacht, als die Liebenden das Gemach der Gräfin verließen. Von der Reise am nächsten Morgen war nun die Rede nicht mehr. Als Lehnchen Malvina wiedersah, erhielt sie von ihr die Nachricht ihrer Verlobung, und die Wandelbare pries sich jetzt als die glücklichste Braut. Beide Mädchen gingen zusammen zum Traualtar, von dem Segen der Mutter begleitet, die nun erst Ruhe und Glück kannte. Malvina erfuhr nie, welches Band der Verwandt-

schaft sie mit Theodor verknüpfte, aber sie fuhr fort, ihm schwesterliche Neigung zu schenken.

Ehe die Reise begann, wozu Alfred und Theodor schon früher den Plan entworfen hatten, dankten die Neuvermählten Helenens altem Freunde — in welchem sie nun erst den Vater des Käthchens wiederfand — bei einem geheimen Besuch seine treue Sorge. „Ihr könnt mir immer ein freundliches Andenken bewahren," sagte er, „denn ich war der Erste, der die Gräfin für Lehnchen einnahm, und wahrhaftig, Theodor, ich hätte sie selbst geheirathet, wenn Sie nicht treu geblieben wären."

Sophie'ns Erinnerungen.

— — „Kein Vergessen dieses Lebens —
Alles, was ich that und litt,
That und litt ich nicht vergebens,
Alles, Alles nehm' ich mit."

Elise Gr. v. d. Recke.

Mein Vater war Prediger in einem Dorfe an der Elbe. Unsere Gegend bot keine erhabenen Naturschönheiten; der Reisende verließ sie kalt, wie er sie betrat; dennoch, wie viel schönere ich sah, blieb sie immer mit jugendlichen Reizen meinem Gemüth eingedrückt. Der spiegelglatte Fluß, die blumige Wiese am niedern Ufer, unser freundlicher Baumgarten, das reinliche Haus, Alles ist mir lieb, theuer und unvergeßlich. Meine Mutter hatte ich früh verloren; aber ihre Liebe lebte im Herzen des ehrwürdigen Vaters fort, dessen einziges Kind ich war. Dicht an der ländlichen Kirche, unter blühendem Flieder, war die Ruhestelle der Mutter; um sie her lagen zwei meiner Brüder, die ich nicht kannte, und ein einfaches Kreuz zierte die Stätte. Dahin wandelte ich Abends am Arme des Vaters, wenn der Mond sein bleiches Licht auf die Gräber goß, und hörte ihn von der Mutter sprechen, wie lieb und gut, wie fromm und thätig sie war. O, es ist schön und erhebend, von guten Menschen zu stammen, edlen Seelen verwandt zu sein, sollten wir ihnen auch nur auf dem Fluge in höhere Welten nachschauen. Ihre

Tugenden, ihre Frömmigkeit bleiben als ein Erbtheil bei uns zurück, und das unverdorbene Gemüth empfindet darin einen heiligen Beruf zu treuer unermüdeter Nachahmung.

Wir waren arm aber glücklich! Mein Herz kannte keinen unbefriedigten Wunsch. Wenn unsere Erndte gesegnet war, wenn ich fleißig im Felde geholfen hatte, wenn die hohen Wagen mit dem Reichthum der Erde schwankend in unsern Hof fuhren, und mich daheim der zufriedene Blick des Vaters und ein geringes Mahl empfing; wenn dann endlich Sonntags die Leute mit dem bunten Kranz erschienen, und ihn jubelnd im Hausflur aufhingen, dann war meine Brust voll der reinsten, süßesten Freuden. Selbst kleine Sorgen würzten unser Leben; oft ging es karg zu, und der Vater sorgte lange vorher über eine wichtige Ausgabe; wir richteten Alles noch sparsamer ein, und ich konnte wohl meinen kleinen Schatz opfern, der einem längstgewünschten Putz entgegenreifte.

Solcher unvergeßlichen Freuden genoß ich viele, und wer hätte mir in diesem Augenblicke einen Tausch bieten dürfen, wer mir die Freudenthräne des Vaters abgekauft, die auf mein von ihm gesegnetes Haupt fiel? Ja, wenn der Reiche in seinem kalten Glanze die seligen Gefühle des Armen wüßte, den er bedauert und verachtet, er würde anbetend das Gleichgewicht erkennen, das Gottes Güte in unser Leben gelegt hat.

Meine Erziehung besorgte der Vater, und widmete ihr alle Stunden der Muße. Viele Kenntnisse erlangte ich dadurch, die man sonst selten bei einem jungen Mädchen findet; mein Geist reifte früh und erhielt eine ernste Richtung,

die mir doch keine jugendliche Lust störte. Ich las und sprach englisch und französisch; doch außer diesen Sprachen und einem geringen Anfang von Musik, blieben mir die Talente fremd, die in der Welt glänzen. Auch von den weiblichen Arbeiten verstand ich nur das nöthige, feinere künstliche Werke der Nadel sah ich, wenn es dann und wann geschah, mit Verwunderung und mit brennendem Wunsch nach gleicher Geschicklichkeit. Umgang hatte ich eigentlich gar nicht. Ich stand allein, und ahnete nur die Wonne in der Vereinigung gleichgestimmter Gemüther. Meine Lectüre war meistens Geschichte, und einige wenige Dichter, die mein Vater besaß; doch waren dies nur ältere Werke. Der Genuß an den jüngeren Früchten des deutschen Genius blieb mir für spätere Zeiten aufgespart, wo er oft Sorgen und Kummer aus meiner Seele verscheuchte.

So war ich sechszehn Jahre geworden, als in unserem Dorfe die Neuigkeit erscholl, die Herrschaft werde auf einige Zeit herkommen. Das Gut gehörte einer Wittwe, die es noch nie besucht hatte, und es bedurfte daher mancher Vorkehrung, um das Schloß für sie wohnbar zu machen. Arbeiter aller Art belebten beim ersten Sonnenstrahl des jungen Jahres unser stilles Dorf, die Pforten des Herrenhauses thaten sich auf, im Garten wurde Axt und Schaufel gebraucht, und der herrschaftliche Sitz in der Kirche neu geschmückt. Mit der gewöhnlichen Lust der Jugend am Neuen, noch nie Erlebten, sah ich diese Zurüstungen. Das würdige Alterthum des Schlosses entzückte mich, täglich malte meine Phantasie an dem Bilde der Besitzerin, und verflocht diese neue Begebenheit in das einfache Gewebe meines Lebens. Madame Neu-

haus, so hieß unsere Herrschaft, war krank und suchte hier Genesung; diese Idee gab meinem weichen Herzen zu allen schmeichelnden Gefühlen noch das des Mitleids; ich wurde nicht müde, an sie zu denken, für sie zu wünschen und zu sorgen. Noch bedeutender aber ward mir ihre Erscheinung durch die Vorbereitungen der Dorfschaft zu einem feierlichen Empfange, in welchem auch mir eine Rolle zugetheilt war. Mein Vater hatte ein schönes Gedicht im Namen der Gemeinde gemacht, und an der Spitze geschmückter bekränzter Mädchen meines Alters sollte ich es überreichen. Der Abend kam, wie schlug mein Herz! Ein Bote verkündete uns die Ankunft der Herrschaft, wir Mädchen standen am Schlosse in einem großen Kreis, alle Väter und Mütter des Dorfes in Reihen auf dem Wege; mein Vater, in der ehrwürdigen Tracht seines Amtes, unter ihnen. Da fuhr der Wagen langsam durch sie hin. Eine bleiche, halbverschleierte Dame lehnte sich freundlich grüßend heraus; ein lautes: ‚Willkommen!‘ und —‚Gott segne Sie bei uns!‘ scholl durch die Luft, und jetzt hielt der Wagen am Schlosse. Die Bedienten sprangen ab, und öffneten den Schlag, ich nahete nicht ohne Zittern. Noch jetzt steht das Bild der liebenswürdigen Matrone vor mir, wie ich sie damals zuerst sah, und eröffnet gleichsam den Zug von allen wechselnden Gestalten, die seit jenem Abend glänzend und trübe vor mir vorüber gingen. Ich warf einen Blick auf ihr leidendes Gesicht; ich weiß nicht, warum mir gerade meine Mutter einfiel. Thränen, die ich nicht zurückhalten konnte, drängten sich in meine Augen, und mochten wohl die wenigen Worte entstellen, die ich schon vor Verwirrung schlecht genug sprach. Aber auch Madame Neu-

haus war wunderbar gerührt. Sie trocknete sich die Augen, nannte mich eine liebe freundliche Erscheinung, und reichte mir und den näherstehenden Mädchen die Hände. Unseren Eltern dankte sie noch einmal, beschied meinen Vater den nächsten Morgen zu sich, und ging am Arm ihres Mädchens in's Schloß.

Wie beneidete ich den Vater, als er am andern Morgen wohlgeschmückt den Weg zu der Gutsbesitzerin antrat. Er blieb lange aus; ich sah einmal über das andere vor die Thür, und lief ihm endlich eine gute Strecke entgegen. Aber er war nicht freundlich und heiter, wie sonst, und hatte ganz den trüben Blick, mit welchem er aus Häusern zu kommen pflegte, wo schweres Uebel wohnte, dem nicht zu helfen war. Ich hatte ihn schon manchmal so gesehen, und wußte, er sah es gerne, wenn ich seine Trauer schweigend ehrte, und so that ich auch diesmal. Still setzten wir uns zu Tische; ich wagte nichts zu fragen, bis der Vater ein Päckchen aus der Tasche zog, und, es öffnend, mir wohl dreißig blinkende Goldstücke zeigte. „Sieh einmal, Sophie," sagte er, „alles dieses Gold ist mir für die Armen des Ortes anvertraut. Du weißt, in wie mancher Hütte bittre Noth herrscht, und die soll nun alle durch Gottes Fürsorge gelindert und gehoben werden. Der Herr vergißt und verläßt die Seinen nicht! Ich habe jetzt oft gebangt und ängstlich gesorgt um so Manchen, dem ich nicht zu helfen wußte, und da liegt die Hülfe vor mir, wunderbar und herrlich herbeigeführt. — Bei dem allen aber ist mein Herz traurig; denn es ist mir, als hätte ich heut erst wahren Kummer gesehen. Unsere Gutsherrschaft, Sophie, ist sehr beklagenswerth! Vor zwei

Jahren hat sie ihre einzige Tochter verloren, im funfzehnten Jahre, an langwährenden Leiden. Sie soll Dir sehr ähnlich gewesen sein, so sehr, daß Madame Neuhaus von Deinem Anblick auf's heftigste erschüttert worden ist.

Bewegt schwieg der Vater, und senkte die Augen herab, ich sah eine Thräne auf seinen Teller fallen, und schmiegte mich in seine Arme. „Der Herr bewahre jedes Vater- und Mutterherz vor gleichem Schicksal,“ sagte er, „und tröste die Verlassene durch den Glauben. Was mich aber noch härter dünkt, als solch' ein Verlust, ist die Ausartung eines Kindes, und ich fürchte, Madame Neuhaus hat auch diese Erfahrung gemacht. Ich hörte schon früher von einem Sohne reden, der sehr wild und ungehorsam sein soll, und einige Aeußerungen von ihr selbst bestätigen das Gerücht. Sie brach schnell ab, als ich ihres Sohnes erwähnte, und ihr finstrer Schmerz war seitdem noch vermehrt. Der Anblick eines so tief gewurzelten Grams hat die Stille meines Herzens recht schmerzlich gestört, und mir die Wahrheit wieder lebendig eingeprägt, daß das Glück selten bei dem Ueberflusse wohnt.“

Der Vater ging an seine Arbeit, und ich mit der meinen in den Garten; aber immer wandten sich meine Augen nach den Fenstern des Schlosses, und meine Gedanken weilten bei der einsamen Bewohnerin. Es war das erste Mal, wo das Weh des Lebens mir nahe trat. Mit trauriger Bewunderung sah ich, daß es die von mir angestaunten Wohnungen des Glücks nicht verschonte, während unsere Herzen unter niederm Dache fröhlich schlugen. Ich fühlte eine recht innige Sehnsucht, die traurige Mutter wieder zu sehen, mich

ihr zu nähern, sie kindlich zu lieben; es schien mir, als gäbe meine Aehnlichkeit mit ihrer Verlornen mir ein Recht dazu, und wehmüthig erinnerte ich mich, daß ihr erster Blick mir meine Mutter zurückgerufen hatte.

Ein Zufall sollte meinen Wunsch erfüllen, und zugleich den Grund zu allen künftigen Begegnissen meines Lebens legen. Doch, nicht Zufall, nein — höhere Veranstaltung leitete den unbemerkten stillen Bach, der bis dahin unter Blumen floß, in das stürmische Meer der Welt. Denn nur der 'ängstliche Kampf mit den empörten Wogen kann dem entronnenen Schiffer die Ruhe im Hafen süß machen; nur duldend konnte ich erringen, was jetzt mein Alter schmückt: Ruhe und Zufriedenheit. Lange blieb Madame Neuhaus unsichtbar, und selbst Sonntags in der Kirche hingen meine Augen vergeblich an der herrschaftlichen Kapelle dicht neben mir, die mit ihren vollwangigen Engelsköpfen mich als Kind schon mit staunender Bewunderung erfüllte, und jetzt doppelt anziehend für mich war. Endlich trat sie einmal während des Gesanges einsam hinein. Sie sah krank und matt aus, ich blickte oft verstohlen nach ihr hin, und war zum ersten Male während der Predigt zerstreut, so daß ich nur halb den herzlichen Vortrag des Vaters vernahm, dem gerade heute die Geschichte vom verlornen Sohne zum Grunde lag. Er sprach so rührend und schön, alle Zuhörer waren sichtlich ergriffen, aber niemand heftiger, als die Gutsbesitzerin, die ihre strömenden Augen in ihr Tuch verbarg. Des Vaters Muthmaßung kam mir in den Sinn, ich ahnete die schmerzliche Seite, die jetzt vielleicht in dem Herzen der Leidenden erklang. ‚Ach, gewiß, gewiß,‘ dachte ich, — ‚auch ihr Sohn

ist ein Verlorner!' — Sie schien mir bleich und immer bleicher zu werden; eben verließ der Vater die Kanzel, und der Gesang hob an, als sie aufstand und mit schwankenden Schritten nach der Thüre ging, die auf den Gottesacker führte. Es war mir unmöglich, sie allein gehen, vielleicht einer Ohnmacht nahe, ohne Hülfe zu lassen. Leise erhob ich mich, schlich ihr durch die nächste Kirchthür nach, und kam noch eben zeitig genug, die fast Sinkende zu unterstützen. Sie sah mich befremdet, aber freundlich an, und auf meine schüchterne Bitte, sie begleiten zu dürfen, legte sie ihren Arm in den meinen. Stumm gingen wir bis an das Schloß, ich fühlte ihr Zittern, und wählte die erste Gartenthür, um sie durch Schattengänge zu führen. Aber wir waren kaum zu einem Rasensitze gelangt, als sie erschöpft niedersank, und in einen Strom von Thränen ausbrach, während ich sehr bewegt vor ihr knieend ihre kalten Hände mit meinen Küssen bedeckte. „O, Wilhelm, Wilhelm!" rief sie aus, und hob ihre Augen zu dem unbewölkten Himmel empor, „Gott zählt die Thränen, die um Dich fließen, verlornes Kind! Du wirst nicht wiederkehren, nie werden sich diese Arme Dir wieder öffnen!"

„Er wird wiederkehren!" rief ich heißweinend aus, „o gewiß, Sie werden noch wie jener Vater sprechen: ‚dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden, er war verloren, und ist wieder gefunden.'"

Ich erschrak, als diese Worte meinen Lippen entflohen waren; ich hatte sie in der höchsten Bewegung ausgesprochen. Eine schnelle Ueberlegung sagte mir, es zieme mir nicht, von einer Angelegenheit zu sprechen, die nur der Zufall vor das

Ohr einer Fremden gebracht hatte. Aber die ehrwürdige Frau zürnte nicht. Sie umfaßte mich inniger, sie nannte mich einen Engel, der Worte des Trostes an ihr Herz geredet habe, sie bat mich, diesen Abend zu ihr zu kommen, um ihr die trüben Stunden der Einsamkeit kürzen zu helfen, und stolz und glücklich verließ ich sie an der Thüre des Schlosses, wo uns ihr Mädchen entgegen eilte.

Unvergeßliche Tage waren es, die ich nun lebte. Jeden Abend nach gethaner Arbeit ging ich zu Madame Neuhaus, die mich immer lieber gewann, mich immer mütterlicher behandelte. Ich ehrte sie mit der begeisterten Liebe, mit welcher sich junge Herzen so gern an einen würdigen Gegenstand heften. Ihr Unglück, ihre sanfte Trauer, die höhere Bildung, die sie mir nach und nach zeigte, vielleicht auch der mir ungewohnte Glanz ihrer Umgebungen, erhöhten täglich mein Gefühl. Ehrfurchtsvoll betrat ich jedesmal die hohen schallenden Gänge des Schlosses, die breiten Doppeltreppen, die gewölbten Säle. Sammet und Seide bedeckten die Wände, goldene Leisten zogen sich um die Felder, und schwere gediegene Meubles, mit kostbarem Schnitzwerk überladen, vereinten Pracht mit Bequemlichkeit. Schöne biblische Geschichten traten lebendig aus dem düstern Grunde der Gobelintapeten hervor, und ergötzten mich mehr, als alles andere. Stundenlang konnte ich vor Joseph stehen, den seine Brüder verriethen, und der dann wieder im Glück ihr Helfer ward, — oder schaudernd das Haupt des Johannes anschauen, und die tanzende geschmückte Jungfrau, der es zum Opfer fiel. Madame Neuhaus aber, die dies Alles besaß, erschien mir wie eine Fürstin, nur kränkte es mich doppelt, daß es sie gar

nicht freute. Welch' ein Glück, ihr zu gefallen, um sie sein zu dürfen, zu ihrem Troste nöthig zu sein! Sie sprach mir täglich von ihrer Tochter, bewunderte meine Aehnlichkeit mit ihr, schilderte sie mir oft bis zum Anschauen, und überließ sich ganz einem grenzenlosen Schmerz. Erfinderisch durch die Liebe, that ich nun Alles, um mich mehr und mehr diesem Bilde anzuschmiegen; denn Madame Neuhaus verhehlte mir nicht, daß sie die erste süße Empfindung nach ihrem Verlust meinem Anblick verdanke. Ich ordnete meine Haare anders, und ganz nach der bei uns unbekannten Mode, wie die Verstorbene sie getragen haben sollte; ich kleidete mich immer weiß, genau wie sie, und suchte mir Alles anzueignen, was ich von ihren kleinen Gewohnheiten vernahm; denn hoch erhaben, wie ein Engel, stand sie vor meiner Phantasie, und nichts glich dem Vorzuge, ihr ähnlich zu sein. Und wohl mir! nicht blos auf äußere Nachahmung schränkte sich mein Bestreben ein. Anna Neuhaus war auch besser gewesen, als viele ihres Alters; sie war sanftmüthig, thätig und hülfreich gewesen, und so wollte auch ich sein. Das sind die schönen Früchte jener Tage, denen ich hie und da in meinem Leben begegnete, die alle vergänglichen Vortheile überdauert, die meinem Herzen Frieden gebracht haben. Auch meine Ausbildung gewann in diesem Umgang. Madame Neuhaus ließ sich von mir vorlesen; sie besaß eine kleine Bibliothek, meistens ernster belehrender Schriften. Ich las französisch oder deutsch, und sie suchte zuerst meine Aussprache der fremden Sprache zu verbessern, die ich hier nicht hatte üben können. In weiblichen Arbeiten war sie Meisterin; es fehlte mir nun weder an Mustern, noch an Unterweisung.

Wie glücklich kam ich oft nach Haus! Mein guter Vater nahm dann an Allem herzlichen Antheil; er besah und bewunderte meine Werke, freute sich meines Fleißes, und hielt die Geschenke so werth, die ich ihm hie und da von meiner Arbeit machte. Abends nach dem Essen, wenn wir unter der Linde vor dem Hause saßen, erzählte ich ihm, was wir gelesen oder gesprochen hatten, und vernahm über Alles sein Urtheil, seine Belehrungen, seinen freundlichen Rath. Ach, in den Wirbel des Lebens gerissen, alt geworden in herben Erfahrungen, und von der Schwere eines schwülen Lebenstages gedrückt, wie wehmüthig süß ist der Blick, den wir rückwärts auf den Aufgang unserer Sonne werfen; wo wir noch in Vater= und Mutterarmen ruhten, und an diesen treuen bewährten Herzen unsere kleinen Sorgen vertrauend niederlegten, wo Elternliebe unsere Pfade ebnete, unsere Schritte leitete, unsere Freuden theilte. So schnell, so bewußtlos entschwinden die lächelnden Tage, unsere Führer verlassen uns, und wir suchen vergebens eine gleiche Liebe, eine gleiche Treue in der weiten fremden Welt.

Der Frühling war vorbei. Die Aehren begannen zu reifen, golden breitete sich der Segen über das Feld aus. Der dichter belaubte Schloßgarten bot erquickenden Schatten gegen die Hitze, Alles stand in Ueppigkeit und Pracht da. Madame Neuhaus ließ Zimmer für einige Gäste einrichten. Sie erwartete ihre Schwägerin, ihren Neffen und eine andere junge Verwandte. Ich half der alten Kammerfrau treulich bei der Einrichtung, und freute mich unbefangen der neuen Bekanntschaften, von denen ich mir viel Vergnügen versprach. Aber diesmal hatte ich mich getäuscht, und die Angekommenen

wollten meiner Vorstellung nicht entsprechen. Ganz anders, wie Madame Neuhaus, war die Commerzienräthin Frank, und schwerlich würde sie, wie diese, mein Herz gewonnen haben. Stolz, Eigennutz und Härte waren so deutlich auf ihrem Gesicht ausgeprägt, daß ich abgeschreckt wurde, ohne noch ganz die leserliche Schrift in diesen Zügen zu verstehen. Auch war sie nicht freundlich gegen mich, und beobachtete mich scharf und mißtrauisch aus der Ferne. Sie musterte meinen Anzug, verhöhnte meine Nachahmung ihrer verstorbenen Nichte, und sprach mir gleich anfangs die Gleichheit ab, die mir so lieb geworden war. Ihr Sohn hingegen erkannte diese an, und gefiel mir schon deswegen besser, als seine Mutter. Er war etwa 24 Jahre alt, ein blonder wohlgewachsener junger Mann, dem ein scharfer Verstand aus den Augen blickte. Er wußte von Allem mitzusprechen, hatte viel Witz, und eine Besonnenheit, die fast ein reiferes Alter anzukündigen schien. Immer sehr reich und sorgfältig gekleidet, galant gegen jüngere, höchst aufmerksam gegen ältere Frauen, gewann er sogleich die Meinung für sich, und war schon jetzt die Stütze einer ausgebreiteten Handlung, da sein Vater nicht mehr lebte. Seufzend zählte mir Madame Neuhaus seine Tugenden vor; ich verstand sie wohl, sie dachte an Wilhelm, den sie seit jenem Morgen nach der Kirche nicht wieder erwähnt hatte. Wie gern hätte ich mehr von ihm gewußt! Es war mir so unmöglich, zu begreifen, wie man einer solchen Mutter ungehorsam sein könne. — Minna Frank, die Nichte der Commerzienräthin, gefiel meinen Augen besser, als meinem Herzen. Sie war schön, lebhaft und zierlich. Ihre glänzenden schwarzen Augen zogen meinen

Blick an, ihr eleganter Anzug, die Schönheit ihrer dunkeln Locken, die Freiheit ihrer Bewegungen, alles an ihr kam mir unendlich reizend vor. Aber es fehlte ihr an einem Etwas, das mir Zutrauen gegeben hätte, und so warm meine Seele nach Vereinigung mit einer Freundin rang, hier konnte ich sie nicht finden. Minna, die einige Jahre vor mir voraus hatte, übersah mich völlig; auch hatten wir keinen Berührungspunkt. Sie wußte von der neuesten Musik, von Opern und Trauerspielen zu sprechen; Moden, Bälle und Maskeraden, von denen ich nichts wußte, füllten ihre Unterhaltung. Was mich entzückte, war ihr alt, oder völlig unbedeutend; ich hörte nur von weitem dem Gespräch mit ihrem Vetter zu, und als ich mich einige Mal bescheiden an sie wandte, bemerkte ich, tief gekränkt, einen spöttisch-lachenden Seitenblick, den sie jenem zuwarf. So wenig befriedigt kam ich von der ersten Mittagstafel im Schlosse zurück, der auch mein Vater beigewohnt hatte. Der erfahrene Mann lächelte schmerzlich über die Heftigkeit, mit welcher ich meine getäuschten Erwartungen betrauerte. „Gutes Kind," sagte er, „wie oft wird sich diese erste Erfahrung wiederholen. Wohlwollende Menschen begegnen uns seltener im Leben, als kalte abstoßende Beurtheiler, die unser Gutes verkennen, während sie die Mängel geschäftig an's Licht ziehen. Aber mehr als unsere Freunde nützen uns diese; denn sie zwingen uns, den Blick strenger auf uns selbst zu richten. Denke immer, daß Madame Neuhaus in Dir ihre Erinnerungen liebt, sei deshalb mißtrauisch auf ihren Beifall, und bestrebe Dich durch untadelhaftes Betragen die zu gewinnen, zu denen Dein Aeußeres nicht so vortheilhaft spricht."

So weh es mir that, Madame Neuhaus seltener zu sehen, kam ich doch jetzt nicht oft auf das Schloß. Zu unfreundlich empfingen mich dort die Gäste, und zu schüchtern war ich, um dies zu ertragen. Kam ich aber, so traf ich Madame Neuhaus trüber als lange, und es schien, als ob auch sie die Tage der Einsamkeit zurück sehnte. Die Commerzienräthin, die recht zum herrschen geboren war, übte eine Art von Ueberlegenheit gegen sie aus, die ich mir damals nicht erklären konnte, jetzt aber der Gewalt zuschreibe, welche harte Charaktere so sicher über schwache gedrückte Seelen gewinnen. Denn der Unglückliche verliert die Kraft, sein Geschick zu lenken, und den einmal weggeworfenen Zügel halten jene mit rauhen Händen für immer fest. Das Alles sah ich wohl, so schimmernd auch Freundschaft und Liebe darüber ausgebreitet ward, und war herzlich froh, als zu Ende des Sommers die Städter zurückzogen, und es wieder still wie vormals ward. Auch in der Natur ward es nun stiller. Der reiche Segen war eingebracht und die Felder leer, die Schwalben rüsteten sich zum Fluge in die Ferne, Morgen und Abende wurden kühl, und die Bäume bekamen gelbes Laub. Im Garten blüheten die Astern vielfarbig und schmückten die Beete noch einmal recht festlich, ehe sie beraubt und öde da stehen sollten. Warum zürnen doch so viele diesen lieben Blümchen, weil sie Boten des Herbstes sind! Sollten wir sie nicht doppelt lieben, als ein freundliches Lebewohl, das das scheidende Jahr uns zuruft? Sind sie nicht wie holde Abendsterne, die des Winters Nacht einleiten? Der Herbst war mir immer eine recht angenehme Jahreszeit. Er stimmt meine Seele ernst, feierlich, aber nicht trübe.

Neigt sich doch Alles zur Ruhe nach vollbrachter Arbeit; warum sollen wir die Natur nicht gern zum Schlummer eingehen sehen, die so viel schaffte und wirkte? Auch unser Alter ist ja nur ein stiller, freundlicher Herbst, nach schwülem, thätigem Sommer, der Tod ein ruhiger Winterschlaf, aus dem uns ein schönerer Frühling zu neuer That und Kraft erweckt.

Mit dem Winter glaubten wir Madame Neuhaus zu verlieren, und das ganze Dorf trauerte darüber; denn es gab seit ihrem Hiersein keine arme Hütte, in die nicht Trost und Hülfe eingezogen, keinen Kranken, dem nicht Labung, keine Waise, der nicht Kleidung und Unterricht geworden wäre. Mein ehrwürdiger Vater war Vertheiler dieser Wohlthaten. Er vermochte nun zu helfen, wo er sonst nur rathen und trösten konnte, und jetzt erst war er ganz glücklich in seinem segensvollen Amte. Wie mußte uns daher der Entschluß der Dame erfreuen, auch diesen Winter hier zu leben. Ihre Schwägerin sparte keine Mühe, sie zurück zu rufen; sie stellte ihr die traurige Einsamkeit des Landlebens vor, die Gefahr zu erkranken, die Abgeschiedenheit unseres Dorfes; — aber diesmal blieb Madame Neuhaus fest, und ich jauchzte im Stillen darüber. Unsere Vorlesungen gingen nun wieder an; alle Abende ging ich durch den Herbstnebel auf das Schloß, wenn der Vater in der Studirstube arbeitete und mich nicht vermißte. Dann machte ich bei Madame Neuhaus den Thee, und blieb bei ihr, bis die späteren Stunden mich zu Hause riefen, wo ich beim Abendessen nicht fehlen durfte. So schnell war mir noch nie die Zeit bis zu Weihnachten entflohen. Ich hatte jetzt schon genug gelernt, um

für Madame Neuhaus etwas arbeiten zu können; der Vater sollte auch reich beschenkt werden, da gab es viel zu thun, und die Tage hatten Flügel.

Einmal, es war in den Decembertagen, fand ich meine mütterliche Freundin in Thränen. Ich erschrak und wagte nicht zu fragen; doch meine Augen mochten den Wunsch ausdrücken, ihren Kummer zu theilen. „Setze Dich zu mir, liebe Sophie," sagte sie, „Dein gutes Herz soll meinen Gram wissen. Du weißt noch, was ich Dir schon einmal von meinem Sohne sagte; es ist so schwer, ein Kind zu verklagen, darum schwieg ich immer, aber Tage und Nächte verfolgt mich sein Bild; der Schmerz wird mich tödten, wenn ich ihn nicht ausspreche. Ach, und die schrecklichen Zweifel, ob ich auch in den frühesten Jahren etwas versah, durch Schwäche oder Härte! Wilhelm war freilich immer wild und ungebändigt, doch glaubte ich sein Herz gut und mir anhängend. Mein Mann war ihm strenge, hielt ihn karg, um seinen Hang zur Verschwendung zu zügeln, und Wilhelm ward nur ungestümer und eigenwilliger durch den Zwang. Seine ausschweifende Lebhaftigkeit hinderte ihn am Fleiß, er haßte die Studien, und trieb sich dagegen gern in Feld und Wald umher, jagte, durchschwamm die wildesten Wasser, bestieg die höchsten Berge, die tollsten Pferde. Er wollte keine andere Laufbahn wählen, als den Kriegsstand, und was er wollte, wollte er mit der äußersten Heftigkeit. Sein Vater drohete, ich bat; Alles vergebens, bis des Vaters eiserner Wille ihn dennoch beugte und er die Akademie bezog, um Medizin zu studiren. Aber kaum war er dort, als Klagen sich drängten, und wir nur durch Kummer und Sor-

gen erfuhren, wir hätten einen Sohn. Er schwärmte umher, statt die Hörsäle zu besuchen, mischte sich in alle Händel, schlug sich bei jeder Gelegenheit, und mußte endlich nach einem Duell, das Aufsehen machte, den Ort seines Aufenthalts verlassen. Kurz vorher war mein Mann gestorben; die Nachricht von Wilhelms Schicksal beugte mich noch tiefer. Dennoch nahm er seine Zuflucht zu mir, und ich vergab ihm auf Annens sanfte Bitten. Doch unmöglich konnte ich seinem Begehren willfahren, noch jetzt Soldat zu werden. Mein Mann hatte noch sterbend diesen Stand für Wilhelm verworfen, ich durfte nicht thun, was seinem Willen so entschieden widerstrebte. Ich ließ Wilhelms Kenntnisse prüfen; sie waren trotz seines Leichtsinns nicht gering, und ich bestand darauf, er müsse seine Laufbahn verfolgen. Als er von mir ging, gerührt und Gutes verheißend, sah ich ihn zum letzten Mal. Alles, was mir von nun an von ihm zu Ohren kam, mußte mein Herz zerreißen. Das war nicht mehr Leichtsinn, das waren Flecken der Seele. Durch seine Tante, die ihn liebte, erhielt ich diese Nachrichten schonend genug, doch die Wunden waren unheilbar. Eine Schuldenlast drückte ihn, ich weigerte mich sie zu bezahlen, und seine Briefe blieben aus. Da starb meine Anna, und ich fiel in eine schwere Krankheit. Meine Schwägerin pflegte mich, ich wünschte sehnlich zu sterben. Als ich genesen war, fragte ich nach Wilhelm; Alles schwieg. Ich drang auf Antwort, und meine Schwägerin sagte mir nach und nach, was ich ja doch wissen mußte, daß Wilhelm meiner unwerth, seines Namens, seines Vaters unwerth sei. Sie rieth mir, ihn auf einige Zeit aus meinen Augen zu verbannen, seine

Schulden zu bezahlen, doch weiter nichts mehr für ihn zu thun; nur von diesem Mittel, das ich noch nie versucht hätte, ließe sich noch Hülfe erwarten. Ich schrieb an Wilhelm, wie sie es wollte, ich hoffte mit Zittern auf eine kindliche Demüthigung, auf eine Bitte; vergebens. In kurzem war er verschwunden. Ich verfolgte seine Spur bis Hamburg, ein englisches Schiff hatte ihn aufgenommen. Ich habe keinen Sohn mehr. Fremde stehen mir liebend zur Seite, mein Kind lebt fern, und fragt nicht nach der Mutter; nicht einmal die Gegend kenne ich, in die sein Ungehorsam ihn trieb. Ach, Sophie, wie bitter sind diese Gedanken. Ich kann nur mit neidischem Gram meiner Schwägerin Glück sehen; ja selbst Heinrichs Bestreben, mir Wilhelm zu ersetzen, that mir nur weh, und seine Vorzüge verwundeten mich, statt mich zu erfreuen. Darum, ja ich will es nur gestehen, floh ich hierher, wo ich vergessen will, was ich verlor!" — — Schmerzlich bewegt hatte ich dieser Erzählung zugehört, und auch da sie geendet war, blieb ich stumm. Aber meine Thränen flossen, und Madame Neuhaus verstand die Sprache des Mitgefühls. Sie war von nun an noch traulicher und herzlicher gegen mich, gab mir manches kleine Geschäft, nannte mich ihre liebe Tochter, und beschenkte mich am Weihnachtsabend so reich, daß ich mehr beschämt, als erfreut vor allen Schätzen dastand. Am liebsten aber war mir ihr Bild in Gold gefaßt, das ich tragen durfte und als ein Pfand ihrer Liebe betrachtete. Sie brachte den Winter recht leidend zu, und gegen den März ward sie ernsthaft krank. Sogleich erlaubte mir der Vater, alle meine Zeit ihrer Pflege zu widmen, und ich verließ sie nun gar

nicht. Ach, mir war, als sollte ich noch einmal eine Mutter verlieren, und mit einem kindlichen Herzen stand ich an ihrem Krankenlager. Sie fühlte das, und ihre Augen suchten mich stets zuerst, wenn sie sich öffneten. Als die Kranke wieder aus dem Bette sein konnte, überraschte uns der Besuch der Madame Frank. Heinrich und Minna begleiteten sie wieder, und Alle zeigten so viel Theilnahme an Madame Neuhaus, daß ich ihnen in's Geheim meinen Widerwillen recht herzlich abbat. Hatte unsere Kranke nun gleich Pflege und Unterhaltung genug, so wollte sie mich doch nicht missen; ich blieb also, und suchte, so viel ich konnte, durch gefälliges, bereitwilliges Betragen die Fremden zu gewinnen, und ihre Kälte, die mich drückte, zu entfernen. Bei Minna schien es mir ziemlich zu gelingen. Sie ließ sich gern bedienen, hatte bald dies, bald jenes Verlangen, das ich freundlich erfüllte, und so entstand unter uns wenigstens ein geselliges Verhältniß, obgleich ihm alle Uebereinstimmung fehlte. Ich erkannte gern ihre Ueberlegenheit an; wenn sie so schön auf dem Flügel spielte, wenn sie kunstreich und angenehm sang, wünschte ich im Stillen, von ihr lernen zu können, und war zu Hause noch oft bis in die Nacht am Clavier, denn nun erst fing ich an es zu lieben. Heinrich pflegte sie mit der Flöte oder mit seiner recht hübschen Stimme zu begleiten; auch war er immer mit uns, wenn wir kleine Spaziergänge machten, und es schien mir, diese Beiden verständen sich wohl, und liebten einander, woran ich heimlich meine Freude hatte, denn sie waren ja Verwandte, wie Geschwister erzogen, und beide hübsch und artig. Weniger aber, als die jungen Leute, konnte die Commerzienräthin sich an meine Gegenwart ge-

wöhnen. Sie war nicht unartig, aber es schimmerte etwas feindseliges durch ihre Freundlichkeit, und jedes Wort, das sie an mich richtete, enthielt einen versteckten Tadel. Bald war es mein Anzug, bald meine Art mich zu verbeugen, oder mein Wuchs, meine lebhafte Farbe, kurz nichts entging einem feinem Spott, der mir im Herzen wehe that, so wenig auch alle diese Dinge einen wahren Werth hatten. Auch ich konnte die Commerzienräthin nicht lieben, und wahrlich nicht blos um meinetwillen. Ich vermißte an ihr, bei aller Geschliffenheit, jene Feinheit des Herzens, die ich wohl kannte, ohne die große Welt gesehen zu haben, und recht schmerzlich betrübte es mich, daß sie so oft von Wilhelm redete, und der weinenden Mutter, die sie doch liebte, alle seine Fehler noch einmal vorzählte. Dann hielt sie auch wohl ihres Heinrichs Werth dagegen, und schloß mit dem Beweise: wie Madame Neuhaus in Wilhelms Kindheit zu schwach gewesen wäre, so daß der Sohn nun ihre Schwäche kenne und keck auf ein zu weiches Mutterherz baue. — Ueberhaupt schien es ein Zug in dem Charakter dieser Frau, mit wahrhaftem Vergnügen etwas hartes, verwundendes auszusprechen, und dem Gekränkten dabei kühn in's Gesicht zu sehen, um die Wirkung nicht zu verfehlen. Mir, in meiner glücklichen Einsamkeit, in dem frommen Umgange eines edlen Greises, war ein solches Gemüth eine neue, unerhörte Erscheinung, und noch jetzt kann mein Herz sie nicht fassen. — Worte können so tief, so schmerzlich verletzen! Sollten wir nicht zittern, etwas hartes, kränkendes auszusprechen, wie wir zittern würden, einen tödtlichen Stahl zu führen? Und kann man sich im Glück gegen das Unglück erheben,

ohne eine warnende Stimme im tiefsten Herzen zu vernehmen?

Unsere Gäste verließen uns endlich wieder, da eben der Frühling in aller seiner Pracht erschien. Geschäfte riefen die Commerzienräthin zu Hause, doch sprach sie von baldigem Wiederkommen. Madame Neuhaus konnte jetzt im Freien der herrlichen Luft genießen, auch ein wenig umher gehen; aber sie blieb schwach, und der Arzt nannte ihre Krankheit ein unheilbares, langsam zerstörendes Uebel. — Mitten im Sommer kamen Franks wieder, dieses Mal ohne Minna. Die Mutter richtete sich ganz häuslich bei uns ein, der Sohn ging ab und zu, und achtete des ziemlich weiten Weges nicht, um jede Muße von seinen Handelsgeschäften hier zu genießen. Mir zeigte die Commerzienräthin diesmal ein freundlicheres Gesicht. Sie verlangte oft meine kleinen Dienste bei ihrer Toilette, die sonst Minna besorgte, sie würdigte mich, mehr mit mir zu sprechen, und wenn sie tadelte, so dünkte es mich doch, als wünsche sie mich besser und gebildeter. So sehr mich dies befremdete, so sehr war ich darüber erfreut. Es ist so herrlich, mit aller Welt im Frieden zu leben; mit innigem Vergnügen fühlte ich mein Herz von der Bitterkeit befreit, die ein ganz fremder Gast in demselben gewesen war. Heinrich mußte jetzt oft mit mir Musikübungen anstellen, und so weit ich auch zurück war, hatte ich doch viel Vortheil davon. Wenn er aus der Stadt kam, brachte er mir Noten mit, erst ganz leichte Sachen, dann schwerere, auch Lieder, und endlich viele der schönen Opern, von denen ich Minna so oft hatte sprechen hören. Da ging mir eine ganz neue herrliche Welt auf,

und je mehr ich in das Reich der Melodieen eindrang, je feuriger wurde mein Fleiß, je größer der Genuß, mit dem er mich lohnte. — Wiederum war es Herbst, die Städter sehnten sich in ihre Mauern zurück. Heinrich sollte noch einmal zu Hause reiten und dann seine Mutter abholen. Ich war diesen Abend länger, als gewöhnlich, auf dem Schlosse geblieben; es dunkelte schon, und Heinrich bot mir den Arm, mich nach Hause zu führen. Langsam gingen wir durch den Abendnebel hin, mein Führer unterhielt mich mit ungewohnten Schmeicheleien; ich war nicht geübt, diese Sprache zu beantworten, und zu erstaunt, um mich leicht und schicklich zu benehmen. Wie froh war ich also, da wir das Pfarrhaus erblickten, und nun unter den Linden, an der Hausthür, standen. Dankend wollte ich entschlüpfen. Aber Heinrich hielt meine Hand und drückte sie an seine Lippen. „Sind Sie absichtlich hart gegen mich," sagte er, „oder ahnen Sie wirklich nicht, wie schwer mir heute der Abschied wird?" Zitternd stammelte ich etwas, der Himmel weiß, wie unpassendes, und hörte nur noch, wie er im gehen erwiederte: ‚er müsse einen Fürsprecher an mein Herz wählen, das sich ihm und seiner Liebe zu verschließen scheine.'

Bestürzt und nachdenkend trat ich in unser Haus und in die schon erleuchtete Wohnstube. Der Vater saß bei einem Buche recht vertieft, und reichte mir nur freundlich die Hand. Ich setzte mich weit von ihm weg und überlegte Heinrichs seltsame Worte. So war er nie gegen mich gewesen, und gleichwohl kannten wir uns schon so lange. Immer freundlich und zuvorkommend — besonders seit einiger Zeit — hatte sein Betragen doch nie etwas warmes oder trauliches ge-

habt. Ja selbst heute noch fehlte seinen Worten ein Etwas, das zum Herzen dringt und alle Zweifel zur süßen Gewißheit auflös't. Oder fehlte etwa nur der erwiedernde Ton in meiner Brust? Freilich hatte ich nie etwas für Heinrich empfunden, und auch in mir lebten Ideale, still gepflegte Träume von Liebe und Uebereinstimmung, wie sie jedes Mädchenherz hegt, und wie sie so selten in die Wirklichkeit hervortreten.

Der Vater mußte mich heute erinnern, daß es Zeit zum Abendessen sei. Bei Tische sprach er fast allein; aber er war zu heiter, um es zu bemerken, und wie ich mich auch nach Mittheilung sehnte, ich konnte dem ernsten Vater nicht erzählen, was mir begegnet war. In Mutterarmen mag es leichter sein, so etwas auszusprechen; vor dem Manne schließt sich das jugendlich schüchterne Gemüth zu, wenn der Augenblick kommt, wo es von der Ruhe der Kindlichkeit scheidet. Zum ersten Male hielten Gedanken mich auf meinem Lager wach. Ich war recht froh, Heinrich morgen nicht mehr zu treffen. Doch in wenig Tagen kam er zurück, und wie wollte ich ihm dann gegenüber stehen? Erst tief in der Nacht entschlief ich, und erwachte, als die Sonne schon hoch heraufgestiegen war. Es war Sonntag; ich ging in die Kirche, und hier fand ich Ruhe. ‚Befiehl dem Herrn Deine Wege,‘ sagte der Vater, das schien mir ein Zuruf an mein banges Herz, und recht gestärkt verließ ich das Gotteshaus. Die Commerzienräthin kam mir auf dem Kirchhofe entgegen, und nahm freundlicher als je meinen Arm. Sie sprach viel, am meisten von ihrem Sohne; ich hörte sie nur halb, ihre Verwandlung war mir ein Räthsel. Im Garten fanden wir

Madame Neuhaus. Sehr bleich und leidend saß sie, dicht umhüllt, in der milden Herbstsonne; ihr liebevoller, zärtlicher Blick hieß mich willkommen. „Das ist schön, liebe Schwester,“ sagte sie, „daß Sie Sophie'n mitbringen. Wir können nun gleich mit ihr reden, und das ernste, was wir ihr zu sagen haben, findet das gute Kind in der rechten Stimmung. Komm her, liebe Sophie,“ fuhr sie fort, und streckte ihre Arme aus, in die ich zitternd und ahnungsvoll mich schmiegte, — „wenn ich noch Freude genießen kann, so ist es in diesem Augenblick. Mein Neffe liebt Dich, er hat Dir schon gestern sein Herz aufgeschlossen, meine Schwägerin wünscht die Verbindung auf's innigste, und mich wird es noch am Rande des Grabes erfreuen, Dich und Heinrich, Eins durch das Andere, glücklich zu sehen. Hätte ich selbst noch einen Sohn gehabt, Sophie,“ setzte sie mit bebenden Lippen hinzu, „Du wärest meine Tochter geworden.“

Die Commerzienräthin unterbrach sie schnell. „Denken Sie jetzt nicht daran, Frau Schwester, denken Sie nie mehr daran. Sophie ist auch so Ihre Tochter; wenn sie unsern Wunsch erfüllt, gehört sie uns Allen gleich an. Ja, liebe Sophie, seit ich Ihre stillen Tugenden ganz kenne, habe ich der Neigung meines Heinrich von Herzen Beifall gegeben, und ich frage Sie nun in seinem Namen, ob Sie ihm Ihre Hand und Ihre Liebe schenken wollen?“

Meine Thränen flossen heiß in meinen Schooß, mein Herz war so bestürmt; — so ernst und feierlich trat mein künftiges Schicksal vor mich. Ach, wer lehrte mich wählen, wo ich selbst mich nicht verstand! — „Lassen Sie mir Zeit,“ schluchzte ich, „das unerwartete, undenkbare hat mich zu

sehr verwirrt." — Madame Neuhaus schloß mich in ihre Arme. „Frage Dein Herz, mein Kind, und Deinen ehrwürdigen Vater. Doch nimm noch die Versicherung in Dein Gemüth auf, daß es der beste verdienstvollste junge Mann ist, der um Dich wirbt, der nie seine Aeltern gekränkt, nie seinen Ruf befleckt hat. Ueberlege das wohl, das übrige ist Nebensache, und soll Dich nicht bestimmen." Da umarmte mich auch Madame Frank, versicherte, mein ‚Ja' würde sie zur glücklichen Mutter machen, und legte einen Brief von Heinrich an den Vater in meine Hand, mit dem ich mich nun entfernen durfte, — froh in die Einsamkeit und an des Vaters theilnehmendes Herz zu flüchten.

Wie im Traum langte ich zu Hause an; der Vater machte noch Krankenbesuche, ich ging in den Garten und suchte das stillste Plätzchen. War es wirklich wahr, was seit gestern geschah? Warb die Frau für ihren Sohn um mich, die sonst so abstoßend und kalt auf mich hernieder sah? Und ihr Sohn! — so weit war ich immer entfernt gewesen, ihn mir geneigt zu glauben, daß ich ihn vielmehr in Gedanken für Minna bestimmte. Ja, bei aller Prüfung fand ich nichts in meinem Herzen, was der Liebe glich, wie ich dies Gefühl mir dachte. Heinrich gefiel mir wohl, doch das war alles. Kam er, so war es mir lieb; ging er, blieb ich ruhig und froh. Er war angenehm von Gestalt und Wesen, fein, unterrichtet, geistreich, überall beliebt; — was konnte ich an ihm vermissen? Und dennoch war nichts fröhliches in meiner Unruhe, nicht die stille Seligkeit in meiner Brust, die, wie ich glaubte, dem heiligsten Bunde nicht fehlen dürfe. Doch — konnte dies auch wohl anders sein? Zum ersten Male trat mir

ein neues überraschendes Geschick nahe, und zwang mich, den Blick in die verhüllte Zukunft zu richten, die ich, kindlich zufrieden mit der Gegenwart, noch nie in's Auge gefaßt hatte. Nur Eins ging recht hell aus dem unruhigen Getümmel verworrener Bilder hervor, daß ich meine geliebte Madame Neuhaus erfreuen konnte, daß ich ihr künftig näher angehören sollte.

Dem Vater war es aufbehalten, mich ganz zu beruhigen. Er verstand, in meinem Herzen zu forschen und dunkle Gefühle klar und deutlich zu entwickeln. Wie ernst und rührend waren seine Prüfungen, seine sanften Fragen, und wie überzeugend sein Ausspruch! Ja, ich durfte dem Manne, der mich liebte, meine Hand mit frommer Zuversicht reichen, da keine Abneigung ihm mein Herz entfremdete, und gute Menschen seine Tugend verbürgten. Nur dies war es, wofür mein Vater der waltenden Vorsehung dankte. Ansehen und Güter blendeten ihn nicht, und auch ich hatte zu viel Seligkeit unter dem niedern Dache der Pfarrwohnung genossen, um höheres von äußerer Pracht zu hoffen.

Heinrich kam nach kurzer Zeit wieder, und wir wurden auf dem Schlosse feierlich verlobt. Alles war glücklich und froh, auch ich war es; denn der feste Entschluß, sein Leben zu erfreuen, seine Sorgen redlich zu theilen und ihm mit treuer Neigung anzuhangen, hatte mir Heinrich schon viel werther gemacht, und heiße Dankbarkeit für seine Liebe zu dem unbedeutenden Mädchen brachte ihn meinem Herzen noch näher. Mein guter Vater sah das mit wahrer Freude; aber doch umwölkte sich sein Auge, wenn wir der Trennung ge-

dachten, und nur die Aussicht, ich werde im Sommer viel hier sein, konnte sie erträglich machen.

Ein ganz anderes Leben begann nun. Madame Frank nahm mich mit in meine künftige Heimath; ich wurde allen Bekannten vorgestellt, und in einen Wirbel von Lust gezogen, der mir ganz neu war. Wie staunte ich, als meine anspruchslose Garderobe hier völlig verworfen ward, und man mir lauter schöne Kleider brachte, die ein Geschenk meiner lieben Madame Neuhaus waren. Ganz fremd war ich mir geworden, wie der Spiegel mein Bild so geschmückt zurück warf. Auch Andere mußten mich jetzt mit günstigeren Augen ansehen, da ich glücklich war. Wenigstens rühmte man meine lebhafte Farbe, meinen Wuchs, mein Haar, und Heinrichs Mutter, die sonst alles dies getadelt hatte, war nicht die letzte. Ich selbst glaubte nichts davon. Viel besser gefiel ich mir in meiner einfachen Tracht, als jetzt, mit Locken, Bändern und Blumen geschmückt, im reichen Putz. Doch genügte mir an meines Bräutigams Wohlgefallen, das er mir täglich auf's zärtlichste versicherte. Auch freute mich die Zufriedenheit seiner Mutter; denn ob ich sie gleich noch immer nicht lieben konnte, so strafte ich doch oft genug mein widerspenstiges Herz deswegen, und bemühte mich doppelt, ihr Gehorsam und Achtung zu zeigen, um mich mit mir selbst auszusöhnen. Minna war nicht mehr im Hause, eine andere Verwandte hatte ihre Gegenwart gewünscht, und kurz vor meiner Verlobung war sie abgereis't. — Der erste Tag meines achtzehnten Jahres war mein Hochzeittag. Es war ein später Herbsttag; aber noch lächelte die Natur, und der feierliche Morgen begrüßte mich mit den schönsten Sonnen-

strahlen. Lächelnd, unter Thränen, empfing mich auch der Vater beim Frühstück; wir brachten eine ernste, heilige Stunde mit einander zu, die ich nie vergesse. Sie weihete mich zum dulden und tragen, zum opfern und verläugnen, das ja unser Aller Loos ist auf Erden. Gegen Mittag mußte ich mich schmücken; Madame Neuhaus hatte mir den Kranz gewunden; ihre Kammerfrau, die alte Frau Behrend, befestigte ihn auf meinen Locken, und besorgte meinen Putz, der heute ganz einfach war. Als ich nun mit Heinrich den Kirchgang begann, und unter unsern Linden so viele alte Bekannte mich grüßten, mich segneten, mir die Hände reichten; als ich an der Mutter Grab vorüber ging, so tief bewegt, so voll von den verschiedensten Gefühlen; als am Altar der Vater uns erwartete, mit seinem grauen Haar und seinen ehrwürdigen, mich so unendlich rührenden Zügen, und ich die zitternde Stimme vernahm, die die ersten Worte kaum hervorbringen konnte; — wie heiß flossen da meine Thränen, wie innig suchte meine Seele Gott im Gebet. Diese kleine ungezierte Dorfkirche hatte meines Lebens ernsteste Abschnitte gesehen. Hier ward ich getauft, vor diesem Altar legte ich die Gelübde der Tugend ab, und hier stand ich nun abermals am Scheidewege des jungfräulichen Lebens. Auch meine Aeltern hatten vor demselben Altar den priesterlichen Segen empfangen; konnte ich mehr von Gott erflehen, als mir ein Glück zu geben, wie das ihre, und ein Herz, wie das der Verklärten?

Vom Altar ging es nach dem Schlosse, wo mich die rührende Liebe einer zweiten Mutter empfing. Madame Neuhaus hatte es sich nicht nehmen lassen, für Alles zu sorgen,

was ich bedurfte; ich ward mit dem Hausrath ausgestattet, der für die eigene Tochter schon früher bereit lag. Sie selbst zeigte mir alles; mit stiller Wehmuth, überrascht, stand ich vor dem Reichthum. „Nimm das aus Mutterhänden an, liebe Sophie," sagte sie, „und höre zugleich einen neuen Beweis von der Liebe und Redlichkeit Deines Lebensgefährten. Ich wollte diesem Geschenk eine kleine Summe für Deine Bedürfnisse hinzufügen, allein Heinrich hat es sich ausdrücklich verbeten, da Du allein, ohne alle Mitgift, ihm am theuersten sein würdest. Du verdienst Dein Glück, Sophie, Dein guter Vater verdient es; laßt es mich Verarmte mit genießen."

Still und geräuschlos ging der Tag hin, recht nach meinem Wunsch, im engen Kreise liebender Menschen. Aber ach, der andere Morgen kam, und ich mußte nun vom Vater scheiden, mußte mein freundliches Dörfchen verlassen. Wer malt eine solche Trennung! Der Vater suchte sich zwar zu fassen, aber ich kannte sein Gesicht, ich sah wohl den Kampf seiner Seele. Zehnmal kehrte ich zurück, warf mich ihm noch einmal schluchzend um den Hals, empfahl ihn der alten treuen Magd, die mich als Kind gepflegt hatte und jetzt, auch weinend, neben mir stand. Endlich saß ich im Wagen, und meine trüben Augen sagten jedem Gebüsch ein Lebewohl, an dem wir vorüberflogen. Madame Neuhaus begleitete uns; sie wollte bis zum Frühling in der Stadt wohnen, und das war mir große Freude; so war ich doch nicht ganz fremd in dem neuen Wirkungskreise. Wirklich kam ich in eine neue Welt! Mein prächtiges Haus, die geschmackvollen kostbaren Geräthe, die seidenen Vorhänge, die glänzenden Kronleuchter,

Uhren und Gemälde, Alles sah mich so fremd an, daß ich kaum wagte, davon Besitz zu nehmen. Mir war es wie den Helden der Feenmährchen, die mir meine Wärterin erzählte, wenn sie, aus einer stillen Hütte in goldene Paläste versetzt, erwachen. Ein glänzender Ball feierte gleich den ersten Abend unser Fest. Ich tanzte viel, und war recht froh, wie ich es am Morgen nicht geglaubt hatte. Nach der Tafel kam ein Zug reizender Mädchen in Bauerntracht. Sie nannten sich die Mädchen unserer Gemeinde, und brachten mir Glückswünsche und artige Geschenke, in Blumenkörben versteckt. Alles war fröhlich, liebreich und gütig gegen mich, und ich so empfänglich der Liebe und des Dankes. Warum muß mit den Jahren der süße Glaube schwinden, den die Jugend für Freundschaft und Wohlwollen in sich trägt? Auch dies ist eine Blüthe jener Frühlingszeit, an die wir alle mit stiller Sehnsucht zurück denken, wenn die Sonne des Lebens niederwärts sinkt.

Freuden und Sorgen der Häuslichkeit folgten den Festen; beide waren mir süß. Ich hatte viel zu lernen, und lernte gern, obgleich es mich immer noch dünkte, als hätte Heinrichs Mutter nicht die beste Art zurecht zu weisen. Ihre Belehrungen mußten nun einmal immer etwas scharfes haben; gewiß ohne ihren Willen, denn seit sie mich für ihren Sohn begehrte, war sie stets freundlich und sogar aufmerksam gütig gewesen. Aber bei allem, was wir beide thaten, einander zu gefallen, fehlte ewig der Einklang unserer Gemüther, den keine Kunst ersetzt. Jeder Augenblick offenbarte dies. Was mich aber am meisten schmerzte, war ihre Härte gegen ein stilles, demüthiges Wesen in unserem Hause, dem

ich wohlwollte. In der Handlung war nämlich ein Halbbruder des verstorbenen Commerzienraths, Herr Samuel Frank, ein alter, etwas schwacher Mann, der — wie uns Madame Frank täglich sagte — zu keinem Geschäft tauge und bei ihr das Gnadenbrod esse. Dies bittere Wort schon reichte hin, meine Freundlichkeit für den alten Mann zu verdoppeln, der mir mit ängstlicher Höflichkeit entgegen kam; und bald genug erkannte er in mir ein theilnehmendes Herz. Er sah wohl, wie ich erröthend die Augen auf meinen Teller heftete, wenn Mittags oder Abends bei der Mahlzeit die Reihe von Jahren hergezählt ward, in denen man ihn erhielt, wenn ihm Madame Frank ein Kochrezept oder eine Wirthschaftrechnung zu kopiren oder Federn zu schneiden gab, mit dem Zusatz: ‚es müsse ihn doch freuen, wenigstens zu etwas nützlich zu sein,' wenn sie ihm am Ende jeder Woche ein ärmliches Taschengeld zahlte, und ihn ermahnte, es nicht zu verschleudern. Oft suchte ich dann meines Mannes Blicke, verwundert, daß er so ruhig das Empörende anhörte, doch ohne Muth, seine Mutter gegen ihn zu tadeln. Dagegen that ich nun alles, den Onkel Samuel zu entschädigen. Ich dachte darauf, seinen ärmlichen Anzug durch kleine Geschenke zu verbessern; ich nähete für ihn, ich trug ihm oft selbst ein kleines Frühstück auf sein Zimmer, und wo ich ihn sah, sprach ich freundlich mit ihm, und hörte ihn gern an, was ihm besonders wohl zu thun schien. Dafür empfing ich zwar manches höhnende Wort von der Mutter, aber auch einen recht beredten Dank von dem Erfreuten, und hatte bald die Genugthuung daß die Dienstleute, auf mein Beispiel, Herrn Frank, besser und achtungsvoller begeg-

neten. Ach, konnte ich mir doch selbst zuweilen nicht verhehlen, eine seltsame Laune des Schicksals hatte mein Loos geworfen; — mich, die anspruchslose Feldblume in ein Blumenbeet versetzt, wo rings umher sorgsam gepflegte köstliche Pflanzen prangten, und mein einziger Werth, eine stille Nützlichkeit, nichts galt. Was hatte auf mich des Gärtners Auge gelenkt? Wie ich Heinrich immer mehr kennen lernte, seinen Hang für Glanz und Schimmer, sein Talent, in der Gesellschaft zu gefallen, seinen treffenden Witz, sein Wohlgefallen am gefeierten, hervorstechenden; sah ich oft mit tiefem Schmerz: wir waren nicht für einander geboren. Auch bemerkte ich wohl manchmal, er wünsche mich anders, so schonend er es auch zu erkennen gab, und ich that, was ich konnte, um seine Wünsche zu erfüllen. Ich putzte mich reich nach der neuesten Mode; ich zwang mich, die wenigen Talente geltend zu machen, die ich besaß, und überwand Schüchternheit und Widerwillen, um eine schwere, oft geübte Arie in Gesellschaft zu singen oder mich auf dem Klavier hören zu lassen, da mir täglicher Unterricht eine leidliche Fertigkeit gegeben hatte. Ich gab kleine Feste, ich ordnete alles auf's zierlichste, ich sann auf neue geschmackvolle Ueberraschungen, auf theure Freuden, die mich selbst ermüdeten, von denen man aber sprach, sie schön und entzückend fand. Jedes Beifalllächeln der Menge trug mir dann einen zärtlichen Blick von Heinrich ein; aber alles war doch nur mühsam errungenes Glück, und erfreute mich nicht. Fleiß und Wirthlichkeit, stille Heiterkeit im häuslichen Leben, Ausdauer in Mühen, und freundliches Sorgen für das Wohl des Hauses, das waren meine angebornen Vorzüge, und nach diesen fragte

Niemand. Hatte ich doch Geld und Gut, und Dienerinnen die Menge, durften wir doch nicht sparen, brauchte ich doch nicht zu arbeiten. Wenn man meinen Mann um die modische Frau, um die geistreiche glänzende Gesellschafterin beneidete, wenn ich überall umringt, von Allen bewundert ward, dann war er glücklich — und nur dies Glück konnte ich ihm nicht geben. — Wehe dem, der seiner Natur entgegenstreben soll, um heilige Pflichten zu erfüllen! Nie wird der Zwang zur Wahrheit, und das Herz erkrankt, wie ein junger Stamm im fremdartigen Boden. — —

Wenn Gedanken dieser Art mich schmerzten, oder irgend ein Zweifel mich drückte, eilte ich in die Heimath, an des Vaters Herz. Hier fand ich Trost, Rath und Sänftigung meiner Sorgen. Es ist ein großes Glück um einen bewährten, tugendhaften Freund. Er weiß unsern Vorstellungen die schwarze Farbe zu nehmen, die eine lebhafte Phantasie jedem geringen Uebel so gern leiht, und was dann noch bleibt, lehrt uns sein frommer Zuspruch ertragen. Welche selige Augenblicke waren es, wenn ich die Heimath wieder sah, das rothe Pfarrdach mir von weitem erschien, und der Vater, froh überrascht, mich begrüßte. Besser und fröhlicher verließ ich ihn immer, würdiger seiner Erziehung und seiner Liebe. Ach, ich ahnete nicht, wie bald er mir fehlen sollte; sein weißes Haar mahnte mich vergebens an einen nahenden unersetzlichen Verlust.

Als Madame Neuhaus im Frühjahr wieder auf's Land ging, war ich noch öfter in unserm Dörfchen. Mein Mann und meine Schwiegermutter wünschten es sehr, daß ich unsere Tante nicht der Einsamkeit überließe; also blieb ich mehr

bei ihr, als in der Stadt, und fühlte erst recht von neuem die Freuden des Landlebens. Mir war wie einem Sangvogel, der, lange im Käfig gehalten, plötzlich die Thür offen findet, und nun von Ast zu Ast, von Blüthe zu Blüthe eilend, die Kraft seiner Flügel prüft. Madame Neuhaus freute sich meiner Fröhlichkeit, um so mehr, da noch ein neues Glück mir aufgegangen war. Ich sollte Mutter werden; und wie viel Hoffnungen baute ich auf den erwarteten frohen Zeitpunkt! Mein Kind sollte den Vater mehr an sein Haus fesseln, ihn andere Freuden lehren, ihm die Mutter so lieb machen, daß sie keiner Künste mehr bedurfte, sich sein Herz zu erhalten. Das waren Träume, wie so manches, was uns beglückt; aber liebliche, süße Träume, und auch für diese muß der Mensch die Vorsehung preisen. Ist es denn etwas anderes um das ganze Treiben hienieden? Einst werden wir erwachen und einsehen, warum wir so und nicht anders träumten.

An einem hellen Sommertage fuhr ich aus den dunkeln Thoren der Stadt, um Madame Neuhaus zu besuchen. Mein Mann hatte früh eine Reise in Geschäften begonnen; wir waren mit der Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens geschieden, und ich genoß, von ganzer Seele erfreut, das herrliche Wetter und die blühenden reichen Fluren, durch die der Weg sich zog. Unerwartet hielt ich vor dem Herrenhause; Niemand kam, mir zu öffnen; ich eilte in's Haus und die Treppe hinan. Bestürzt kömmt mir ein Bedienter entgegen; seine Züge haben etwas ängstliches, das mich erschreckt; ich frage hastig nach Madame Neuhaus. ‚Sie sei spazieren gegangen,‘ antwortete der Mann, ‚und man wolle sie su-

chen.' „Spazieren?" rufe ich aus, „und weiter als in den Garten? und mit wem? Wo ist Frau Behrend?"

„Sie begleitet die Madame," versetzte er; doch so unsicher war seine Rede, daß ich ihn zitternd beschwor, mir zu sagen, ob er ein Unglück verberge, ob Madame Neuhaus krank sei? „Gewiß nicht, Madame," sagte er nun offener, „meine Herrschaft ist wohl, und ich will sogleich gehen, ihr Ihre Ankunft zu melden."

Voll schrecklicher, unbestimmter Ahnung blieb ich zurück; ein furchtbarer Blitzstrahl schien auf einmal auf das Dunkel herabzuflammen. Mitleidig hatten des Bedienten Augen mich angesehen, irgend ein Unglück mußte mich bedrohen, und mein Vater, so lebensfroh und gesund, war dennoch ein Greis. Es war gerade Sonnabend, wo ich ihn nie zu stören pflegte, bis er spät von der Arbeit ausruhete. Jetzt hielt mich nichts mehr. Ich stürzte die Treppe hinab, und lief athemlos bis zum Pfarrhause; alles schien ruhig. Ich riß die Hausthür auf; Marie erschien nicht auf den Schall der Glocke, und ich trat in die Stube. Ach, mein erster Blick fiel auf ein Krankenbett. Bleich und starr lag der Vater; er kannte die jammernde Tochter nicht. Man riß mich fort, man brachte mich in ein anderes Zimmer; sanft tröstend umfingen mich die Arme der guten Tante; ich vermochte nichts zu fragen. „Armes Kind," sagte sie, „mußtest Du gerade jetzt kommen. Ein Bote an Heinrich ist fort; er sollte Dich behutsam unterrichten."

„Wird mein Vater sterben?" rief ich, „muß ich ihn verlieren?"

„Wir hoffen es nicht," antwortete sie. „Diesen Mor-

gen traf ihn ein Schlag; seitdem bin ich hier, und mein Arzt war glücklicherweise bei mir. Alles erforderliche ist geschehen, und Gott kann helfen!"

Die Nacht brach ein, die bangste meines Lebens; ich ließ mich nicht entfernt halten, und war bis Mitternacht an des bewußtlosen Vaters Bett. Was weiter geschah, weiß ich kaum; denn mehrere Wochen waren vergangen, da ich wieder zum Leben erwachte. Eine unzeitige Entbindung hatte noch in jener Nacht meine Hoffnungen getödtet, und — mein Vater war dahin. Dahin meines Lebens erste Stütze. Wo die Mutter schlief, erhob sich nnn auch sein Hügel; ich allein war übrig. Meine Schwiegermutter und mein Mann waren gekommen; Alle sorgten liebevoll für mich, alle trugen tiefe Trauer, und Heinrich war viel stiller und ernster, als sonst. Ich aber blieb schwach, auch da man mich genesen nannte. Bleich, wie ein Schatten, wankte ich umher, und glaubte, mit den Blättern in die Gruft zu sinken. Der Arzt rieth mir, die letzten schönen Monate zu einer Badekur zu benutzen; die Mutter wollte mich begleiten. Allein kurz vorher erkrankte auch sie, und nun hielt ich es für Pflicht, zu bleiben. Fast erzürnt hörte mein Mann diesen Vorsatz. Er beschwor mich, nicht das einzige Rettungsmittel zu versäumen, und seine Mutter unterstützte ihn kräftig. „Beruhigt es Dich," sagte er, „so will ich an Minna schreiben, die es gewiß nicht verweigert, jetzt Deine Stelle zu vertreten. Nur reise, und brauche gewissenhaft, was Dich uns erhalten soll."

Ich willigte ein, und noch ehe ich reis'te, kam Minna an. Sie war nicht mehr ganz so schön, wie vormals, auch

bei weitem nicht so munter. Vielmehr hatte sie jetzt etwas auffallend trübes und schwermüthiges, das doch, sowohl als ihre frühere Lustigkeit, mehr, wie schöne Kunst, als ganz einfache Natur aussah. Sie nahm das Hausregiment aus meinen Händen, und ich reis'te ab, von Heinrich bis zur Hälfte des Weges begleitet. Madame Neuhaus hatte mir die alte Behrend mitgegeben.

Meine tiefe Trauerkleidung, die Stimmung meines Gemüths und meine Vereinzelung, hielten mich gleich stark von den Vergnügungen der Badegesellschaft zurück; ich machte keine Bekanntschaften; aber viel Genuß gewährte mir die Gegend, welche mir ganz neu und unaussprechlich schön war. Hohe majestätische Berge umgaben mich hier, und ich hatte kaum noch Hügel gesehen; selbst meiner Phantasie war nie ein ähnliches Bild erschienen. Der Anblick dieser himmelanstrebenden Felsen, dieser Grotten und Thäler, dieser rauschenden Quellen, brachte zuerst wieder ein frohes Gefühl in mein zerrissenes Herz; ich erkannte dankbar, wie schön Gottes Erde sei, und meine Thränen floßen hier lindernder, als irgendwo. Nun versäumte ich meine einsamen Streifereien auch keinen Tag; eine leichte Arbeit oder ein Buch begleitete mich jedesmal; — doch bemerkte ich bald, daß es hier noch Einen gab, der, wie ich, die Stille suchte, und in kurzem ward es mir zur Gewohnheit, ihm zu begegnen und seinen stummen Gruß zu empfangen. Es war ein junger Mann, mit einem ernsten, sehr einnehmenden Gesicht, das frühe Leiden auszudrücken schien, und dies war es, was mir seinen Anblick bedeutend machte, und meine Gedanken oft bei ihm weilen ließ, auch wenn ich ihn nicht sah. Selbst trau-

rig, erkennen wir den Traurigen leicht, und fühlen uns ihm verwandt; fröhliche Menschen sind uns nur Erscheinungen, die keine Saite im Innern berühren; für den Leidenden aber erklingen die gleichgestimmten Töne der bewegten Seele; er ist uns nicht fremd, ob wir auch nie seine Stimme vernahmen!

Der Fremde schien eben so zu empfinden; meine Trauer mochte ihm mein Unglück sagen. Sichtbar scheu und ängstlich, wich er jeder Begegnung aus und beugte sogleich in's nächste Gebüsch, wenn irgend eine wandernde Gesellschaft oder ein einzelner Spaziergänger unsere Pfade betrat; nur vor mir floh er nicht. Sein großes feuriges Auge ruhete bei seinem Gruß recht wohlwollend auf mir, als wolle es meinen Verlust erfragen; mich dünkte, er gönne mir, und nur mir, den Mitgenuß seines Paradieses, das er der frohen Menge gern verschlossen hätte. Sprachen ihn meine Züge eben so verwandt und rührend an, als mich die seinigen? Je mehr ich ihn sah, je deutlicher ward mir ein seltsames Gefühl, das schon sein erster Blick erweckte. Es war mir, als hätte ich dies Gesicht schon oft gesehen, wäre oft und mit den schmeichelndsten Empfindungen diesen Augen begegnet. Doch dies war ja unmöglich. Der Kreis meiner Erfahrungen konnte bald durchlaufen sein, und er bot keine Gestalt so edel und männlich, so muthig und erhaben, wie diese.

Es war gegen das Ende der Kurzeit, als mich eines Abends die alte Frau Behrend auf meinem Spaziergange begleitete. Bis hierher hatte sie fast immer das Haus gehütet, und nur auf vieles Zureden heute den Weg mitgemacht. Deswegen war ich auch noch nie so spät gegangen,

und sah zum ersten Mal die Gegend in der zauberischen Abendbeleuchtung. Die Dämmerung sank herab, glühend roth tauchte sich die Sonne in den Fluß am Fuß der Berge; nur ihre letzten Strahlen weilten noch auf der Höhe. In feierlicher Stille stieg der Mond an der andern Seite herauf, und warf seinen Silberschimmer in die verlassenen Thäler. Es war unbeschreiblich schön; ich gedachte meines Verlornen, seiner Liebe und Treue und so manches mondhellen Abends an seiner Seite. Eine süße Gewißheit von der Nähe, von dem Einfluß des Verklärten, umwehete mich in dem heiligen Tempel der Natur; schweigend stand ich neben meiner Gefährtin, und, aus tiefen Gedanken, weckte mich ein Fußtritt. Wir wandten uns Beide; der fremde Mann kam dicht neben uns aus dem Gebüsch hervor. Er blieb, wie überrascht, einen Augenblick stehen, grüßte mich dann, fast bestürzt, und bog schnell in einen Seitenweg ein. Immer mehr nahm die Dämmerung zu; der Mond warf scharfe Lichter auf alle Gegenstände; es ward schauerlich um uns her; wir traten den Rückweg an. Umschauend bemerkte ich, wie der Fremde uns in einiger Entfernung folgte, doch mit dem sichtbaren Bestreben, ungesehen zu bleiben. Vergebens suchte ich mir das räthselhafte dieser Erscheinung zu erklären; erst nahe an unserer Wohnung verlor ich ihn aus den Augen, aber noch in dichter Dunkelheit glaubte ich seine Gestalt in der Nähe des Hauses zu erblicken, und es gelang mir nicht, meine Gedanken von dem Seltsamen abzulenken.

Während unserer Abwesenheit hatte mein Mann mir die Pferde gesandt; der nächste Tag war also mein letzter an diesem Orte, und ich freute mich aufrichtig des Wiedersehens,

um so mehr, da ich gestärkt zurückkehrte, und durch mein verändertes Aussehen die Meinigen zu erfreuen hoffte. Wir packten den halben Tag, und erst nach Vollendung aller Geschäfte ging ich aus, um meinen lieben Bergen ein Lebewohl zu sagen. Aber fast wäre ich erschrocken umgekehrt, als ich die bekannte Gestalt, wieder mir folgend, erblickte; doch faßte ich mich, ging eilend vorwärts, und beschloß nur meinen Spaziergang abzukürzen. So wie ich in's Gebüsch trat, verdoppelte der Fremde seine Schritte, und nach wenig Augenblicken war er neben mir. Ich weiß nicht, warum ich zitterte; aber es war mir unmöglich, den Gruß mit Anstand zu erwiedern, mit welchem er sich zu mir wandte.

„Ich habe Sie erschreckt, Mademoiselle," fuhr er fort, „aber Sie würden mir vergeben, wüßten Sie, welche Wichtigkeit ein Gespräch mit Ihnen für mich hat. Seit gestern beobachte ich Ihre Wohnung, voll Angst, daß der Reisewagen vor der Thür Sie entführen wird, und doch ohne Muth, Sie anders, als hier, anzureden, wo unsere stumme Bekanntschaft begann. Eine einzige Frage, so seltsam sie scheinen mag, erlauben Sie mir. Heißt die alte Frau, die Sie gestern begleitete, Christian Behrend? Steht sie in Ihrem Dienste? Ist ihre vorige Herrschaft vielleicht gestorben?"

Stockend und bebend brachte er die letzten Worte hervor; ich sah ihn an, und die Bläße seines Gesichts erschreckte mich. „Beruhigen Sie sich," antwortete ich rasch; „wenn Sie Madame Neuhaus kennen und lieben, — sie lebt — von ihr selbst ward mir die alte Dienerin zur Begleitung mit hierher gegeben."

„O Gott,“ sagte er, „Sie geben mir einen Trost, den ich nie im Leben mehr hoffte. Möge er Ihnen Segen bringen.“

Er hatte meine Hand ergriffen, die er heftig drückte; in seinen Augen glänzten helle Thränen; ein Gedanke dämmerte in mir auf. „Wer sind Sie?“ rief ich mit sichtbarer Bewegung. „Sollten Sie der verlorene, beweinte Sohn sein, den die Mutter so fern wähnt? O, dann thun Sie Sünde, hier zu verweilen. Eilen Sie, Ihre Mutter zu erfreuen; sie ist krank und einsam.“

Er schüttelte den Kopf und schwieg eine Weile. „Sie meinen es gut,“ sagte er dann, „und ich habe herzliches Vertrauen zu Ihnen. Ihr Anblick hat mich wieder mit der Menschheit verknüpft. Aber zu meiner Mutter zurückgehen, ohne vorher ihre Vergebung erhalten zu haben, — nein, das kann ich nicht. Sie wissen nicht, wie ich verstoßen ward; damals fühlte ich mein Herz brechen; es wird nie wieder heilen. Ich habe Länder und Meere durchirrt; Ruhe fand ich nirgends. Nun bin ich wieder hier. Schon vor vier Wochen schrieb ich an einen Jugendfreund und Vetter, der viel über meine Mutter vermag. Ob sie noch lebte, fragte ich ihn, und bat ihn, meine Rückkehr in's Vaterhaus zu vermitteln. Keine Antwort erscheint. Sechs Wochen wollte ich sie hier erwarten, und dann in einen fremden Welttheil zurückkehren, um diese Gegenden nie wieder zu sehen. Wahrscheinlich, ja gewiß bin ich also auf ewig verstoßen; man scheut sich diese Härte niederzuschreiben, und schweigt. Meine Mutter hat mich nie geliebt; meiner sanftern, bessern Schwester nur hing sie an; das bezeugte der Augenblick, wo sie mich verwarf. Strafbar bin ich gegen sie; aber bei

Gott und dem Glauben an die reine Seele, der ich es jetzt schwöre, schlecht war ich nie!"

„Mich führte mein Engel hierher," erwiederte ich; „was Andere vergebens beginnen, werde ich vollbringen. Trauen Sie auf mich. Nein, Sie kennen Ihre Mutter nicht; Niemand kennt sie so, wie ich; Niemand hat ihre Thränen und ihren Schmerz gesehen. Verweilen Sie hier, und erwarten Sie von mir den Ruf an ihr Herz. Gott im Himmel, weil ein Brief ausbleibt, wollen Sie noch einmal die Stätte verlassen, wo Ihre erste Pflicht Sie hinweiset? Können Sie wissen, was einem Briefe begegnen mag; hat auch mein Mann den Ihrigen gewiß erhalten?"

„Ihr Mann?" — rief er aus, und ich erröthete heiß, ohne zu wissen, warum. — „Sie sind verheirathet? Sie sind Madame Frank? Verzeihen Sie, das wußte ich nicht; Ihre jugendliche, zarte Gestalt hat mich nur zu sehr getäuscht."

Stillschweigend gingen wir eine Minute neben einander her, bis er sich auf einmal rasch zu mir wandte und mir ein schnelles Lebewohl sagte. „Ihren Willen werde ich befolgen," fuhr er fort; „vielleicht gelingt es Ihnen, meinem Gewissen die Ruhe wieder zu geben; — mein Herz hat sie auf immer verloren."

Da stand ich nun überrascht und gerührt, und sah dem Eilenden nach, der bald im Dunkel der Tannen verschwand. Ich weinte recht herzlich, vor Freude und auch vor Trauer. Tausend Gefühle bestürmten meine Seele; sie lagen im Nebel, und ich mochte sie nicht erhellen. Ganz anders hatte ich mir sonst Wilhelm Neuhaus gedacht; dieser fand einen

Bürgen in meinem Herzen; es sprach ihn frei von wahrer Schuld. Nun wußte ich auch, warum sein Blick mich so vertraut ansprach; seiner Mutter schöne Augen waren es, die ich erkannte. — Wie feierlich ward mir nun die stille Höhe, von der ich jetzt auf immer schied! — —

So voll mein Herz auch war, sagte ich doch meiner Gefährtin nichts von meiner Entdeckung. Ich wußte, sie hatte Wilhelm nie geliebt. Alte Leute dieser Gattung vergeben eher unheilbare Herzensfehler, die sich hinter einem geglätteten Aeußern verstecken, als rohe Jugendstreiche. An jenem Abend aber mußte sie ihn nicht bemerkt haben, oder er war vielleicht zu verändert, um von ihr erkannt zu werden. — Unsere Reise endete glücklich. Sehnsucht nach der Heimath ließ mich alle Ruhe vergessen; ich fuhr die letzte Nacht durch, und kam früh am Morgen zu Hause an. Hatte ich zu überraschen gehofft, so erreichte ich meinen Zweck; doch schien es mir, die Ueberraschung war nicht angenehm. Meines Mannes Gesicht zeigte einen Zwang, den er vergebens zu verbergen strebte; Minna kam mir mit verweinten Augen entgegen, und gab auf meine theilnehmende Frage ein heftiges Kopfweh vor, an das ich nicht glaubte. Nur die Mutter war ganz die alte, hatte viel zu fragen, viel zu erzählen, und unterhielt mich absichtlich, so wenig ich auch gestimmt war, es ihr zu danken. Madame Neuhaus war noch auf dem Lande, und ward erst in mehreren Wochen erwartet.

Nach Tische sah ich endlich Heinrichs Augen wieder unbewölkt. Er scherzte, wie sonst, fragte zärtlich nach meiner Gesundheit, und entschuldigte seine frühere Verstimmung mit verdrüßlichen Geschäften. „Und was fehlt Minna?“ fragte ich ihn.

„Du mußt ihr verzeihen," — war die Antwort — „wenn sie Deiner Ankunft weniger froh entgegen sah, als wir, ja wenn sie heute selbst Thränen darüber vergoß. Die gute Zeit, welche sie jetzt wieder bei uns lebte, hat ihr die drückende Lage, aus der sie kam, erst recht fühlbar gemacht. Es thut ihr weh, daß die frohen Wochen schon verschwunden sind, und sie nun in die Hölle zurück muß."

„So schlecht geht es ihr?" fragte ich erstaunt; „ich glaubte sie bei lieben Verwandten; ich dachte, sie hätte unsere Mutter freiwillig verlassen?"

„Du weißt ja," erwiederte er, „die Mutter ist zuweilen wunderlich; dies und das fiel vor, mehreres traf zusammen, und Minna ging, in einer Aufwallung, die sie nun schmerzlich bereut. Jetzt aber bist Du Frau des Hauses, Du kennst Minna kaum; es ist Dir nicht zuzumuthen, sie hier zu behalten. Das habe ich ihr auf ihre Bitte auch gesagt."

„Heinrich," — fiel ich ihm ein, — „was denkst Du von mir! Ich sollte Deine nächste Verwandtin verdrängen, wenn Du ihr Dein Haus öffnen willst? Geh und beruhige Minna; bringe sie her; ich will es ihr selbst sagen, daß sie mir herzlich willkommen ist."

Es war wohl nicht ganz, wie ich sagte. In mir regte sich ein geheimer Widerwille gegen Minna, doch ich glaubte ihn bekämpfen, glaubte vor ihm erröthen zu müssen. Minna hatte mich nie beleidigt. Daß sie ihre Ueberlegenheit zuweilen zeigte, ihre Schönheit, ihren Witz, ihre Talente gern gegen mich geltend machte, das konnte doch nur einen verwerflichen Stolz verwunden, den ich opfern mußte. Wohl dem, dem die Gelegenheit wird, sich selbst zu überwinden;

mir war jetzt ein solcher Sieg gelungen. Mein Mann umarmte mich sehr erfreut; er pries mich weit mehr, als mein widerstrebendes Herz es verdiente. Wir waren Beide zufrieden, und in dem Augenblick dachte ich lebhafter an Wilhelm. „Lieber Heinrich," sagte ich, „Du hast einen Brief von Deinem Vetter erhalten. Hast Du seine Bitte erfüllt? Weiß Madame Neuhaus, daß ihr Sohn in der Nähe ist?"

Meines Mannes Gesicht veränderte sich; er sah mich mit einem Blick an, vor dem ich erschrak. „Was weißt Du von der Sache?" fuhr er auf, und ging an seinen verschlossenen Schreibtisch, an dem er rüttelte. Sein unwürdiger Verdacht empörte mein Gemüth; ich bezwang mit Mühe eine Heftigkeit, aber ich schwieg, und nur Heinrichs Bitten konnten meine Lippen öffnen.

Finster hörte er mich an. „Mische Dich nicht in die Angelegenheit," sagte er endlich, „wenn Dir der Tante Wohlwollen und ihr Leben lieb ist. Danke doch dem Himmel, daß Du nicht in so unangenehme Verhältnisse verflochten bist. Der Brief hat mir, seit ich ihn empfing, Sorge genug gemacht. Ich habe eine sehr bittere Scene mit der Tante gehabt, und nichts ausgerichtet. Sie will ihn nicht wieder sehen, ja, sie will seinen Namen nicht mehr hören, und nach Allem, was man von ihm weiß, wer kann es ihr verargen? — Einmal für allemal, Sophie, wage es nicht, ihr Gemüth noch einmal zu erschüttern; es wäre vergebens, und Du würdest die Folgen zu vertreten haben."

Welche Zweifel, welchen Kummer brachte Heinrich mit diesen Worten in mein Herz! Was sollte ich thun? Dem Verbot meines Mannes, dem Willen der Tante entgegen

handeln — oder schweigen; das Vertrauen eines Unglücklichen täuschen, die Gelegenheit versäumen, Getrenntes zu vereinen, Entzweites zu versöhnen? Ach, hätte mir der Vater noch gelebt! Sein Ausspruch wäre mir Gottes Stimme gewesen, und ohne Menschenfurcht hätte ich das Rechte gethan.

In unserm Hause war indessen alles munter und guter Dinge. Seit Minna wußte, daß sie blieb, war sie wieder ganz die schimmernde frohe Gesellschafterin, wie ehedem. Sie konnte nicht gern allein sein; es gab also jeden Abend ein kleines Fest, das sie anordnete, wie sie es in meiner Abwesenheit gewohnt sein mochte. Meinem Mann gefiel es so, und darum schwieg ich. Gern wäre ich gleich in den ersten Tagen zu Madame Neuhaus geeilt, wohin mich jetzt mehr als ein Verlangen zog; doch die Mutter wollte mit mir, und immer fanden sich noch Hindernisse. Mich unterhielt die stete Geselligkeit wenig. Das ewige Einerlei der Conversation ließ meinen Geist leer; ich sehnte mich nach Stille, und fand mitten in geschmackvollen Vergnügungen Zeit, Herrn Samuel Frank zu vermissen, an den Niemand zu denken schien. Der alte Mann war krank an der Gicht. Die Mutter lächelte über meine Theilnahme, und konnte die bizarre Grille nicht begreifen, diesen Alten bedeutend zu finden. Ich dachte mir ihn recht verlassen, und konnte kaum den nächsten Morgen erwarten, nach ihm zu sehen, sobald seine Krankheit mir bekannt war. Man führte mich durch sein Zimmer, das ich kannte, in ein ärmliches Kämmerchen. Er lag im Bette, und schien viel gelitten zu haben; doch erheiterten sich seine Züge bei meinem Eintritt, und er rief mir entgegen: „Ei, wertheste Frau Muhme, sind Sie wieder da? Das freut

mich, ja das freut mich recht herzlich. Und Sie kommen gar zu mir! Lieber Gott, Sie sind wie ein Engel!"

Er ergriff meine Hand und küßte sie; ich wollte etwas sagen, aber das Wort erstarb mir; denn an der weißen ungeschmückten Wand hing ein lebensgroßes Bild, in dem ich augenblicklich Wilhelm Neuhaus erkannte. Ich mochte nicht sogleich fragen, und konnte doch die Augen nicht von dem Gesichte abwenden, das mich bittend anzublicken schien. „Wie geht es Ihnen?" fragte ich endlich; „ich komme, um zu sehen, ob es Ihnen an etwas fehlt, ob ich etwas helfen kann."

„Sie sind gar zu gut," antwortete er; „selbst auf mich alten unnützen Mann erstreckt sich Ihre Milde. Seit Sie in's Haus gekommen sind, ist es ganz anders. Ich denke oft im Stillen: jetzt bist Du zu glücklich, das kann nicht dauern, und da glaube ich denn, ich werde bald sterben. Der Himmel gebe nur, Frau Muhme, daß Sie auch recht glücklich sind! Zürnen Sie nicht, wenn der alte Samuel Ihnen einen Rath anbietet. Die Frau Schwester nennt mich nun schon dreißig Jahre dumm; ich bin auch sehr schwach, aber die Liebe zu Ihnen und die Dankbarkeit hat mich doch einmal klug gemacht. Schaffen Sie die Minna fort, Frau Muhme, sie bringt Ihnen nichts als Kreuz in's Haus."

„Wie meinen Sie das?" fuhr ich ängstlich heraus; — ich hätte ihn wohl nicht anhören sollen; auch folgte die Strafe dem Vergehen, denn meine friedliche Herzensstille ließ ich hier zurück. Er fuhr fort: „Sehen Sie, liebe Frau Muhme, der Heinrich hatte lange ein Auge auf das Mädchen, ehe er Sie kannte, und Jedermann dachte, sie würden ein Paar

werden; nun hieß es aber auf einmal, er wäre Bräutigam; Minna ging von hier weg, und Sie kamen in's Haus. Das hatte wohl der liebe Gott so gelenkt, vielen Menschen, und vor Allen mir, zum Besten. Aber, wenn ich es sagen darf: das Mädchen ist listig und verführerisch, alte Liebe rostet nicht, und — liebwertheste Frau Muhme — sie brennt lichterloh. Wie Sie fort waren — — —"

„Kein Wort weiter, Herr Vetter," sagte ich mit mühsamer Fassung. „Bedenken Sie, daß Sie von meinem Manne sprechen, dem ich Vertrauen und Liebe schuldig bin."

Ich stand von seiner Seite auf und trat an's Fenster. Meine Brust war voll Bitterkeit, und mein Geist blickte in eine öde finstere Zukunft. „Liebe, beste Frau Muhme," rief mich Samuel mit weinender Stimme, „sind Sie böse? Du lieber Gott, ich habe so lange überlegt, ob ich Ihnen das sagen soll und wie ich es vorbringen will, und nun habe ich es doch wohl ungeschickt angefangen. Ich dachte, es wäre meine Pflicht für Ihre unzähligen Wohlthaten."

„Sein Sie ruhig," erwiederte ich ihm freundlich und reichte ihm die Hand, „ich habe schon alles vergessen."

„Sehen Sie," fing er wieder an, „ich habe keinen Menschen auf der Welt, den ich liebe. Einen hatte ich, der ist nicht mehr da, und seitdem war ich ganz verlassen. Die Frau Schwester und der Vetter ernähren mich, aber ich liebe sie doch nicht. Sie aber sind mir gleich so liebevoll entgegen gekommen; ach Gott, ich möchte fast sagen, wie eine Tochter, und das ungewohnte Glück, einmal so recht von Herzen zu lieben, hat mich denn verführt, Ihnen Alles zu sagen, was ich wußte."

„Wen stellt denn das Bild vor, lieber Vetter?“ fragte ich nach einer Pause.

„Haben Sie niemals den Sohn der Frau Muhme Neuhaus nennen gehört? Der ist es, und es glich ihm damals zum Erstaunen. Wie er auf die Akademie kam, ward er gemalt, und der Vetter Heinrich erhielt das Bild zum Andenken. Nachher haben sie es auf den Boden getragen, da habe ich es heruntergeholt und hierher gehangen. Ja, Frau Muhme, auf mein Wort wird Niemand hören, aber dem ist hartes Unrecht geschehen. Wild war er und unbiegsam, aber gut — gut wie Sie, darauf will ich sterben. Wenn mich alle höhnten, hat er mich getröstet, sein Taschengeld hat er mit mir getheilt, und mir manches Goldstück von der Akademie geschickt. War ich krank, so verließ mich Alles; nur Wilhelm kam, las mir geistliche Lieder und Predigten vor, was dem wilden Jungen gewiß sauer ward, und wachte oft bis Mitternacht an meinem Bette. Dann kam er freilich in schlechte Gesellschaft, verthat viel Geld, machte Schulden, schlug sich, und hörte nicht auf die Mutter. Und Madame Neuhaus ist wohl seelengut, aber wie ein Rohr, hierhin und dorthin, und böse Menschen waren geschäftig. Gott lasse es ihm wohlergehen.“ — —

— — Wir leben oft lange Zeit in einer Verblendung hin, die uns später unbegreiflich dünkt. Ein Zufall entdeckt uns die Wahrheit, und nun drängen sich uns eine Menge Beweise auf, die recht im Hinterhalt gelauert zu haben scheinen, bis der erweckende Blitzstrahl gefallen ist. So erging es jetzt mir. In einem endlosen Gewirr von Gedanken und Gefühlen verließ ich die enge Kammer des alten Man-

nes, und betrat mein stilles Zimmer zum ersten Mal mit dem klaren Bewußtsein: unglücklich durch eine Ehe zu sein, die ich in frommer Zuversicht auf Liebe und Treue geschlossen hatte. — Ja — ich konnte nicht zweifeln — Heinrich liebte Minna früher als mich, liebte sie noch immer! Er war falsch gegen uns beide, leichtsinnig und unbeständig. Tausend kleine Zeugen dieser Wahrheit gab mir die Erinnerung der nächstverflossenen Tage, und mein gekränktes Herz erleichterte sich durch einen Strom von Thränen. Fest entschlossen, schweigend zu tragen, was durch Worte nur trostloser ward, durchkämpfte ich diesen Tag, um Fassung zu erringen. Eine Unpäßlichkeit mußte mir den Vorwand leihen, und ich hatte die traurige Befriedigung, daß nichts mich in der Einsamkeit störte. Ach, welche Kämpfe, welche harte Ueberwindungen legt das Leben einem weichen Gemüthe auf! Nur andeuten kann man sie für gleichgestimmte Seelen; ganz kennt sie allein der Geist der Liebe, der uns siegen hilft.

Ich durchwachte eine bange Nacht, und trat dann, still gefaßt, aber um alle Freuden eines vertrauenden Glückes betrogen, wieder in mein Leben ein. Meine Augen waren einmal geöffnet; ich sah nun hell und deutlich, was mir früher mit Dunkelheit umhüllt war, und der Wunsch, zu Madame Neuhaus gehen zu dürfen, ward nun mein einziger, gewann immer mehr an Stärke. Bei ihr erwartete mich Liebe und Ruhe, die ich hier so sehr vermißte. Unser Haus erhob sich immer glänzender. Es war der Sammelplatz alles Schönen, Reichen und Bedeutenden; jeder Fremde besuchte unsere Gesellschaften, durchreisende Virtuosen wurden

bei uns zuerst gehört, unsere Tafel war ausgesucht, meines Mannes Weine die ältesten und feinsten. Minna schloß mich, mit einem Schein von Gefälligkeit, immer mehr von den Besorgungen meiner Haushaltung aus; ich schien nur ein Gast in diesem prunkvollen Hause, ein armer, fremder Gast, den das Herz in die stille Heimath zieht. Mein Mann überhäufte uns Beide mit Geschenken. Schöne Kleider, Uhren und goldene Ketten, köstliche Shwals überraschten uns oft; wir putzten uns beide mit seinen Gaben; aber nur Minna schien geschmückt, weil sie heiter und glücklich war. An den Winterfreuden, die nun in vollen Gang kamen, nahm die Mutter den lebhaftesten Theil; ich sah es an ihren mißvergnügten Mienen, so oft ich die Tante erwähnte, wie ungern sie jetzt auf's Land gehen würde; dennoch beharrte sie fest auf dem Entschluß, mich zu begleiten, und so ging eine trübe Woche nach der andern hin, die keine Spur hinterließ, als eine herbe Erinnerung. — Endlich kam ein Brief von Madame Neuhaus, worin sie mich dringend zu kommen bat, und nun machte die Mutter Reiseanstalten. Wie leicht ward mir, als der Wagen vorfuhr! Mein Mann umarmte mich mit zärtlichen Worten und Blicken; ich sah ihn fest an, und bittere Thränen füllten mein Auge. Minna konnte ihm nicht nachahmen; ihr glänzendes Auge sprach ihre Freude über meine Entfernung offen aus.

Da rollten wir hin über Schnee und Eis in eine heitere, erhebende Wintergegend, und mir fehlte nur die Einsamkeit, um ganz froh zu sein. Je näher meine Heimath kam, je mehr füllte eine stille, wehmüthige Ruhe meine Brust, die mir unendlich wohl that. Madame Frank war entschlum-

mert; ich konnte mich meinen Gefühlen hingeben. Gewiß, es ist ein falscher Glaube, daß die bunten Zerstreuungen der Gesellschaft ein leidendes Gemüth zerstreuen. Da erst — im Gewühl der Lust — fühlt man sich recht allein; die laute Freude der Welt zerreißt das verwundete Herz langsam, während die Lippe lächelt. Aber in unserer eigenen Brust ruhen die reichen Quellen des Trostes für unverdiente Schmerzen; der Umgang mit der Natur, die freundlich lindernde Zeit lehrt sie uns finden, und wir gewinnen in der Stille an Glauben, was wir an Glück verloren.

Es war kein fröhliches Wiedersehen, was mir bei meiner mütterlichen Freundin bevorstand. Schon der erste Blick in ihr Gesicht belehrte mich, daß ihre verzehrende Krankheit zugenommen hatte, und wenig Tage gehörten dazu, mir die Ahnung zu geben, ich würde sie nicht lange mehr besitzen. Ich war auch nicht mehr die jugendlich frohe Sophie, die sonst in ihren Armen lag; doch schien sie eben so weit entfernt, die wahre Ursache dieser Veränderung zu muthmaßen, als ich, sie ihr zu gestehen. Sollte ich ihr am Grabesrande eine geliebte Täuschung rauben? — Hierüber war ich mit mir selbst einig, weniger in dem, was Wilhelm betraf. Seit ich hier war, umschwebte mich sein Bild wieder mit neuer Lebendigkeit; die Augen seiner Mutter riefen es aus dem Schatten hervor, mit dem meine eigenen Sorgen es umwebt hatten. Wenn ich neben ihr saß, ihr vorlas, ihr erzählte, ihre süße Stimme mich mit lieben Namen nannte, zerschmolz mein Herz bei dem Gedanken an ihn in heißen Schmerz; und gewiß hätte ich in einem solchen Augenblicke der Gefahr für ihr Leben und meines Mannes ernstes Ver-

bot vergessen, hätte nicht die Nothwendigkeit meinen Mund versiegelt. Ich war nie, auch nur einen Augenblick, mit Madame Neuhaus allein; meine Schwiegermutter verließ uns nicht, und fehlte sie ja einmal kurze Zeit, so ersetzte sogleich die alte Behrend ihre Stelle. Die Absicht konnte mir nicht verborgen bleiben — floß sie aus lautern oder trüben Quellen — das fragte ich mich oft, und mein Nachsinnen endete mit immer erneueten Zweifeln. Madame Neuhaus — so dünkte es mich — hatte mich allein zu sich gewünscht; doch ertrug sie mit ihrer gewohnten Sanftmuth die Gesellschaft ihrer Schwägerin, und mir blieb nichts übrig, als für die Verlängerung eines schwachen Lebensfaden zu beten, mit dessen Zerreißen jede Hoffnung für Wilhelm schwand.

Die stille Muße der ersten Nacht, die ich wieder in meiner Heimath zubrachte, wandte ich an, ihm zu schreiben. Daß seine Mutter ihn verworfen hatte, durfte er nicht wissen. Meine Feder weigerte sich, sein bereuendes Herz durch irgend eine Härte zu verletzen. Ich sprach nur von ihrer Kränklichkeit, sagte, daß mein Mann es nicht gewagt habe, sie jetzt so sehr zu bewegen, und beschwor ihn, seinen Aufenthalt nicht zu verändern. Es ist so süß, einen Unglücklichen zu trösten, einem Verlassenen etwas zu sein! — Ich empfand dies in seiner ganzen Stärke. Langer Umgang im gewöhnlichen Leben hätte mir diesen Mann nicht so bedeutend gemacht, als die stille Beschäftigung mit ihm, den ich kaum kannte. Da kamen mir des alten Samuels Worte wieder in den Sinn, und sie stimmten mit dem Eindruck zusammen, den Wilhelms einnehmende Züge auf mich gemacht hatten. Er mußte gut sein — oder sein Gesicht war eine schreckliche

Lüge, an die ich nicht glauben durfte, ohne alles niederzureißen, was meinen Gefühle von Jugend auf theuer gewesen war.

Die traurigsten Wintertage gingen mir hier in sanftem Frieden vorüber, und Weihnachten, die bestimmte Zeit unserer Rückkehr, kam heran, ehe ich es glaubte. Von meinem Manne hatte ich oft Nachricht. Seine Briefe sagten mir viel Schönes, aber es war gekünstelt und drang nicht an mein Herz. Die Liebe hat die geheime Kraft, sich unter jeder Hülle zu erkennen; aber sie versteht es auch, alles unächte rein und leicht vom wahren zu scheiden. Ich antwortete zwangvoll und kalt, weil ich mein Gefühl auszusprechen scheute, und während mein Brief Ruhe ahmete, benetzte ich den seinen mit heißen, glühenden Thränen. War dann jeder Trost meiner Brust entflohen, und mein Sinn recht schwer und trübe, so machte ich einen Gang durch's Dorf, blieb bei dem Pfarrhause stehen, dachte mir die Tage der Jugend, den Vater, mein unschuldvolles Kinderleben, und ging träumend weiter, bis ich neben den Hügeln mich wieder fand, die mein ganzes Glück einschlossen. Freundlich grüßend bot mir Jung und Alt auf dem Rückwege die Hände; die Mütter sprachen von meinem Vater, die Kinder, die mich noch kannten, nannten mich Pfarrers Sophie, und die kleinen Unbekannten drückte ich mit heimlicher Sehnsucht an mein Herz. Ach, auch daß ich kinderlos war, erschwerte das Loos einer freudenleeren Ehe; — eines Kindes holdes Lächeln würde mich getröstet haben, da des Gatten Herz sich von mir wandte.

Kurz vor dem Feste reis'ten wir ab. Ich trennte mich

ungern von der geliebten Freundin meiner Jugend, doch mich rief die Pflicht an den Platz, der mir angewiesen war. Desto froher schien Madame Frank; sie begrüßte die Thürme der Stadt mit einem Ausruf der Freude, und ergötzte sich an dem Gewühl des Weihnachtsmarktes, das unsern Wagen umgab. „Gottlob,“ sagte sie, „daß ich wieder Menschen sehe; die Einsamkeit auf dem Lande könnte mich umbringen. Man muß sehr empfindsam und romanhaft, oder von Jugend auf gewohnt sein, sich mit der Unterhaltung der Bauern zu begnügen, um es dort auszuhalten!“

Wir hielten vor dem Hause. Heinrich und Minna kamen uns freundlich entgegen; doch hatten meines Mannes Blicke etwas unruhiges, das ich auf Wilhelms Angelegenheit bezog. Die Feiertage und mehrere Gesellschaften, die während derselben veranstaltet waren, setzten alle Hände in Bewegung; auch ich hatte noch zu thun, da ich jedem ein kleines Geschenk bestimmte, und so erschien der Tag, dem so viel tausend heitere Kinderherzen entgegenschlagen. Wie es dunkelte, entzündeten sich rund um uns alle Fenster, und hinter jedem dachte ich mir den frohen Jubel, dessen Erinnerung man in den spätesten Jahren noch frisch und zauberisch bewahrt. Auch bei uns brannten hohe, festlich geschmückte Christbäume, und eins nach dem andern ordnete seine Gaben verdeckt in dem weiten, glänzenden Saal. Aber es war still um die prächtig ausgebreiteten Geschenke, weil keines Kindes frohes Erstaunen um uns tönte, und weil eine unsichtbare Scheidewand unsere Herzen entfremdete. Da stand ich vor den reichen Gaben, und wünschte vergebens, mich zu freuen. Warum konnte ich es doch nicht? Sonst, im Pfarrhause, wenn der

Vater, nach langem Harren, mich aus der dämmernden Stube erlös't'te, und ich, an seiner Hand, durch die Thür in die funkelnde Zauberpracht trat, wenn mein Auge, entzückt von dem einfachen Kleidchen, zum flatternden Bande, von da zu der Puppe, dem Farbekasten, dem Bilderbuch schweifte, und ich die Herrlichkeit der Welt zu besitzen glaubte, — da hatte ich noch das Eine, was allein beglückt — frohen Sinn! Jetzt war meine Seele umwölkt von Gram, und gehäufte Schätze konnten mich nicht rühren. Verwundert sah ich Minna's laute geräuschvolle Freude, und fast beschämt schmiegte ich mich in Heinrichs Arme, ihm die Thräne zu verbergen, die meinen Dank entstellte.

Wir hatten einige Freunde zu Tische und unter Scherz und Heiterkeit kam die Mitternacht heran. Minna's Heiterkeit ergötzte Alle. Sie besaß die Gabe, sich mitzutheilen, im hohen Grad, und sprach oft klar in den schönsten Worten aus, was ich wohl lebhaft fühlte, aber nie aus der Heiligkeit des Herzens hervortreten ließ. Ein glückliches Gedächtniß ließ sie dabei immer geschickt anwenden, was sie etwa gelesen oder gehört hatte, und keine Schüchternheit hielt sie ab, selbst ein halbes Wissen freimüthig zu benutzen. Sie war für die Gesellschaft geboren, aller Männer Blicke hingen bewundernd an ihr, und Heinrich verbarg mühsam sein Gefühl fremden Augen; — den meinen konnte er es nicht entziehen.

Ich wollte mich eben entkleiden, da klopfte es an die Hausthür; man öffnete, und in kurzem stand mein Mädchen vor meiner Kammer. Ein Bote von Madame Neuhaus war da; sie reichte mir den Brief, den er gebracht hatte. Be-

stürzt riß ich ihn auf; ich erkannte die Hand der Frau Behrend. Sie schrieb mir, daß ihre Herrschaft gestern erkrankt sei, sich für gefährlich halte, und mich um sich zu haben wünsche. — Wer beschreibt meinen Schmerz, meine Bestürzung! Ich wollte sogleich fort, und eilte, meinen Mann aufzusuchen, mit dem ich mich berathen mußte. Er mußte noch im Speisesaal sein; ich ging die Treppe hinab, den Brief in der Hand, und öffnete hastig die Thür. Aber als sollte meine Seele von dem Gedanken entfernt werden, der sie jetzt ausschließend beschäftigte, traf mein Blick auf Heinrich, der Minna in seinen Armen hielt und liebevoll auf sie niedersah. — „Was willst Du?“ fuhr er erschrocken auf; Minna bedeckte ihre Augen mit beiden Händen. Ich stand wie eingewurzelt, keines Lautes mächtig, und so ließ ich Minna neben mir hin aus dem Zimmer gehen. Sie weinte laut, und neben den entsetzlichen Gefühlen, die mich bestürmten, konnte ich sie dennoch bemitleiden. Der Gedanke des Todes, mit dem ich gekommen war, hatte mich weich und verzeihend gemacht.

„Heinrich!“ — sagte ich, so sanft ich vermochte, und nahete mich ihm, — „Du liebst mich nicht mehr. Laß mich nicht glauben, daß Du mich nie liebtest. Laß mich versuchen, ob ich Dir nicht werden kann, was Dir eine andere ist; ich habe Willen und Muth dazu. Aber vorher ist Eins unumgänglich nöthig. Minna muß unser Haus verlassen; sie wird es um ihrer eignen, um Deiner und auch um meiner Ruhe willen thun.“

„Deine Eifersucht ist so thöricht, als ungerecht,“ — antwortete er, und zwang sich zu einem Lächeln, das mein Herz

zerschnitt. — „Minna ist mit mir erzogen; hätte ich eine Schwester, würde ich so mit ihr umgehen. Sie dankte mir für die Freuden des heutigen Tages, das war es, was Du gesehen hast. Ich habe Dich nicht überredet, ihr eine Zuflucht zu geben, Du selbst nahmst sie auf; nun aber muthe mir nicht zu, Deinem Wankelmuthe gemäß zu handeln."

Er wollte gehen, ich hielt ihn auf und gab ihm den Brief. „Du mußt wohl reisen," — sagte er, schnell verändert, da er gelesen hatte — „ich werde alles besorgen, erwarte nur die Morgendämmerung. Uebrigens, liebe Sophie, wollen wir in Frieden scheiden. Vergieb mir, wenn ich Dir nicht ruhig genug auf Deine seltsamen Grillen antwortete; sie überraschten mich unangenehm. Schlafe jetzt ein paar Stunden, ich will Dich zur rechten Zeit wecken."

Ich warf mich in den Kleidern auf's Bett, und hatte noch nicht geschlafen, als der Wagen vorfuhr. Mein Mann war wach; er half mir einsteigen, nahm freundlich, liebevoll sogar, von mir Abschied, und versprach, mich selbst wieder abzuholen. „Kein Wort von Wilhelm, liebe Sophie," rief er mir noch zuletzt zu; „ich traue Deiner Vorsicht. Bedenke, daß jede unangenehme, erschütternde Nachricht der Tante den Tod bringen kann." — Die Pferde zogen an; ich lehnte mich in die Wagenecke, und bemühte mich vergebens, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. That ich Heinrich, that ich Minna Unrecht? War seine schnelle gänzliche Vergessenheit jenes Vorfalls leichter Sinn oder Vorstellung? — Es giebt so viel Inconsequenz im Menschen, daß uns oft das wahrste im Leben, im Roman unwahrscheinlich sein würde. Die wahren Charaktere sind oft weit we-

niger gehalten, als unsere Forderungen an die dichterischen es verlangen.

Ich fand Madame Neuhaus sehr krank, aber sie kannte mich, und schien sich meiner Ankunft zu freuen. Ihr Arzt war im Schlosse; ich fragte ihn zitternd, was wir zu fürchten hätten; er erklärte ziemlich ruhig, daß er sie zu erhalten hoffe. Da war nun meine ganze Thätigkeit auf ihre Wartung und diese Hoffnung beschränkt. Alles andere wich aus meinem Gedächtnisse; ich bedurfte keines Schlafs, und nur ein Schimmer von Besserung, ein heiterer, schmerzloser Augenblick der Kranken konnte mir Freude geben. Dafür belohnte mich die heißeste, hingebendste Mutterliebe, und selbst dann und wann ein Wort des Wohlwollens von dem alten, sehr finstern Arzt, den ich hochachtete, ob er gleich fast noch nie einen freundlichen Blick für mich gehabt hatte. Dabei war mir auch die Sorge für den armen Wilhelm näher, als je; doch sah ich ein, es durfte mir jetzt kein Wort entschlüpfen, so oft es sich auch auf meine Lippen drängte.

An den letzten Tagen des Jahrs, wo sie vorzüglich angegriffen war, und ich schon manche bange Thräne verstohlen geweint hatte, saß ich in der Dämmerung mit der Frau Behrend an ihrem Bette. Sie war gerade entschlummert, als ein Bedienter leise die Thür aufmachte und mir winkte. ‚Auf meinem Zimmer sei ein Fremder,‘ sagte er, ‚der von meinem Manne käme.‘ Ich eilte hinauf, und vor mir stand eine Gestalt, mir selbst in der düstern Tageszeit noch kenntlich. Es war Wilhelm. Ein Ausruf, der dem Schrecken und der Freude zugleich angehörte, entschlüpfte meinem Munde. Sehr bewegt trat er auf mich zu; ich hörte es an dem Ton

seiner Stimme, die nur bebend begann, und erst nach und nach ihre sanfte Festigkeit wieder gewann. „Zürnen Sie mir nicht,“ sagte er, „daß ich ohne Ihren Ruf hier bin. Es war mir unmöglich, noch länger ein Leben ohne Aussicht und Hoffnungen zu ertragen. Sie schrieben mir, mein Vetter habe meinen Brief noch nicht zu übergeben gewagt; also war doch die Furcht grundlos, daß mich meine Mutter auch auf diesen Brief ohne Antwort lassen wollte, und ich wägte es, in einer Stunde des kindlichen, vertrauenden Glaubens zu kommen, um meine Sache selbst zu führen. Ach, warum sind solche Stunden doch so selten! Schon jetzt hat mich der Muth verlassen. Meine natürliche Scheu vor vergeblichen Bitten kehrt zurück; ich sehe wieder nur die strenge Richterin meiner Fehler, statt der liebenden Mutter, und verzweifle von neuem. Darum stärken Sie meinen Glauben, lassen Sie mich an Ihrer Hand den Weg zur Pflicht gehen, damit ich Ihnen für die wiedergewonnene Ruhe danken kann.“

„Ich habe Ihre Angelegenheit nie aus dem Auge verloren,“ antwortete ich ihm, „und der Himmel wird uns zum Ziele führen. Daß Sie so zur rechten Zeit erscheinen, ist mir ein neuer Beweis davon. Aber jetzt dürfen wir nichts unternehmen. Ihre Mutter, lieber Neuhaus, ist krank. Der Arzt verbürgt ihre Besserung; doch weil sie sehr schwach ist, muß die sorgsamste Schonung angewendet werden. Ueberlassen Sie mir die Wahl der rechten Stunde, und beruhigen Sie Ihr Gemüth.“

„O wie gern,“ sagte er mit großer Innigkeit, „wie gern übergebe ich alles Ihnen! Noch nie hat ein Wesen in der Welt so viel Gewalt über meinen Charakter gehabt, als

Sie. Schon der Gedanke an Sie, Ihr Bild in meiner Seele, der Nachhall Ihrer Stimme konnte mich ganz umwandeln. Es ist wahr, ich bin mißtrauisch und unbiegsam. Die Idee, ich könne noch einmal von meiner Mutter verstoßen werden, empört mein Gefühl. Ich konnte es in mehreren Jahren nicht über mich gewinnen, in kindlicher Demuth ihr zu nahen, ihre Vorwürfe zu dulden, vielleicht harte Zurechtweisungen zu ertragen, und ihre Verzeihung als ein unverdientes Geschenk anzunehmen. Weil ich nach mancher strengen Prüfung fand, daß kein Unrecht an meiner Seele haftete, ja, ich darf es Ihnen sagen, weil ich fühle, daß manches, was man verdammte, einem innern guten Quell entsprang, so befestigte ich mich in einem Trotz, den ich Resignation nannte, und lernte das Urtheil der Welt und die Liebe entbehren. Aber seit ich Sie kenne, ist das anders. Sie lieben meine Mutter, Sie wollen mich ihr wieder zuführen, und ich habe zu erkennen angefangen, daß es mir geziemt, meinen Charakter zu bezwingen, und mich selbst da zu beugen, wo mir Unrecht geschieht. Ich habe mich Ihnen nun ganz offen gezeigt; Sie kennen den größten Fehler Ihres Schützlings. Halten Sie mich deswegen nicht für weniger gut. Glauben Sie an mich, ich bedarf dessen so sehr."

„Ich habe immer an Ihr Herz geglaubt," sagte ich gerührt, und freute mich der Dämmerung, die meine Thränen verbarg. „Gottlob, Ihrer guten geliebten Mutter steht noch diesseits eine große Freude bevor! Was auch die Scheidewand gebaut hat, die so lange zwischen Ihnen stand, wir wollen Sie niederreißen."

„Meine Vergehungen haben sie gebaut," sagte er schmerz-

lich erschüttert. Liebe und Sanftmuth hätten mich leicht zurückgeführt; gegen die Härte lehnte sich meine Seele auf. Ich bin noch nie geliebt worden! Und nur aus bittern Entsagungen kenne ich das Gefühl, das Tausende beglückt."

Er schwieg eine kleine Weile, dann fragte er nach der Krankheit seiner Mutter, nach allen kleinen Umständen, nach dem Urtheil des Arztes, nach den Mitteln, die sie nahm. „Wer wird diese Nacht bei ihr bleiben?" fragte er zuletzt. „Ich selbst," antwortete ich, und er zog mit Heftigkeit meine Hand an seinen Mund. Thränen benetzten sie; ich verstand den Dank, den er nicht aussprach. Wie er dann schnell forteilte, beschied ich ihn auf morgen um dieselbe Stunde wieder her. In der Thür wandte er sich noch einmal um. „Ich habe einen fremden Namen gebraucht, um Sie zu sehen," sagte er; „verzeihen Sie es mir?" — Ich sagte ein leises ‚Ja', und er verschwand.

Mit welchen Empfindungen betrat ich das Krankenzimmer wieder! Ich war so innig gerührt, so mächtig ergriffen von der heiligen Pflicht, Versöhnung zu fördern, die mir Gott sichtlich übertrug. Die Kranke schlief noch immer; ich setzte mich neben sie und betrachtete ihre eingefallenen Züge mit unaussprechlicher Wehmuth. Alles war so still um mich, und diese langsam schleichenden Stunden waren die letzten eines Jahres, das mir manche bittere Erfahrung gegeben hatte. Thränen begleiteten es hinab; — Thränen begrüßten den Glockenschlag, der das neue verkündete.

Nach Mitternacht erwachte Madame Neuhaus sehr unruhig. Sie klagte über heftige Schmerzen; wir weckten den alten Arzt, und er blieb den Rest der Nacht mit uns um sie

beschäftigt. Seine ernsten trüben Mienen machten mich beben; aber ich wagte nicht zu fragen, aus Furcht, etwas Schreckliches zu hören. So kam der Morgen herbei, zwischen banger Sorge und unruhiger Thätigkeit. So verging der Tag und mehrere seiner traurigen Brüder. Wilhelm kam jeden Abend; ich berichtete ihm treu, wie es stand. Wir weinten mit einander, wir theilten Angst und Sorge. Wilhelm war selbst Arzt; er konnte heller sehen, als ich, und mich dünkte, er sah nur zu deutlich ein, was uns treffen konnte. Da sie seit dem Neujahrsmorgen fast ohne Zeichen des Bewußtseins war, so wünschte Wilhelm nur, sie zu sehen; er schien jede andere Hoffnung aufzugeben, und ich mußte ihm versprechen, am nächsten Abend die Behrend zu entfernen, der er nicht traute, und ihn dann vor das Bett seiner Mutter zu führen. Die Finsterniß im Krankenzimmer machte eine Erkennung unmöglich, selbst wenn die Sinne der Kranken weniger umnebelt waren, als wir wähnten.

Unvergeßlich für immer bleibt mir dieser Augenblick, den keine Worte zu malen vermögen. Niedergesunken vor dem Lager der Mutter, das Gesicht auf ihre kalte Hand gepreßt, lag der unglückliche Sohn lange in unendlichem Schmerz. Einzelne Worte einer herzzerreißenden Reue, einer bittern Selbstanklage, die er zuweilen an sie richtete, erreichten nur mein Ohr, und was ich dabei fühlte, wie könnte ich es nennen? Es war ein Gebet, das meiner Brust entströmte, und es ward erhört! — Endlich stand Wilhelm auf; er war bleich wie der Tod, seine Thränen floßen unaufhaltsam; aber aus seinen Augen leuchtete mir die Bürgschaft für sein Herz. Ja, es giebt Momente im Leben, die alles von uns abstrei-

fen, was die wahre Erkennung der Seelen verhindert. Welche Verstellung, welcher Firniß wollte noch ausreichen, wo die ernste heilige Stimme von Jenseits so vernehmlich zu uns spricht! Was damals, einsam in der Gesellschaft des Todes, unsere Herzen gemeinschaftlich fühlten, knüpfte uns mit einem festeren, reineren Bande, als alle irdischen Bündnisse, die die Zeit zerreißt.

Von den Tagen, die in gleichen Bekümmernissen und gleicher Unruhe verstrichen, sage ich nichts, und verweile nur bei dem, der eine kurze Hoffnung und die Entscheidung über alle Wünsche und Plane herbeiführte, die jetzt meine Seele beschäftigten. Madame Neuhaus erwachte aus ihrer Betäubung, sie blickte um sich, fragte nach mancherlei, reichte mir die Hand, bemerkte meine Bläſſe, und gab uns auf unsere hoffnungsvollen Fragen zur Antwort, wie sie sich völlig wohl und ohne Schmerz fühle. Ich war von Freude berauscht, ich weinte und lachte, ich kniete neben ihr nieder, und sprach meine fröhlichen Erwartungen aus. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Täusche Dich nicht, liebe Sophie," sagte sie, „mein Leben ist zu Ende, ich sehe es ohne Betrübniß. Du hast mir die letzten Jahre versüßt, Du bist mir im edelsten Sinne Tochter geworden. Daß ich Dich ganz so betrachte, wird mein Testament beweisen, daß schon vor Deiner Verheirathung gemacht ist. Du bist meine einzige Erbin. Denke meiner als einer liebenden Mutter, vergiß mich nicht, und sei meinen treuen Leuten, was ich ihnen war."

Ich war erstarrt, kein Wort war jetzt mein; aber eine Fülle schmerzlicher, bitterer Empfindungen preßte mir das Herz

zusammen. Der alte Arzt heftete seine Blicke fest auf mich, und die Behrend haschte nach meiner Hand, um sie zu küssen. Empört im Innersten, entzog ich sie ihr, und barg mein Gesicht neben der geliebten Kranken, die erschöpft zurückgesunken war. Wilhelm war also verstoßen, ganz vergessen, und ich sollte die Räuberin seiner Güter sein? Ach, nicht nur sein Erbe, auch die Liebe und den Segen seiner Mutter sollte ich ihm entreißen! Was ich fühlte, mußte leserlich auf meinen Zügen stehen, denn ein guter Mensch verstand mich; die Vorsicht sandte mir eine leitende Hand, deren ich nie mehr, als jetzt bedurfte. Ich ließ der Behrend den Platz am Bette, und ging in ein offenes Nebenzimmer, um meinen Thränen freien Lauf zu gönnen. Eine sanfte Hand zog das Tuch von meinen Augen. Es war der Arzt, der recht ernst, aber auch recht freundlich vor mir stand.

„Habe ich recht gesehen, liebe Madame Frank," sagte er, „so hat Sie die Erklärung Ihrer Frau Tante wirklich überrascht, und nicht angenehm. Wenn das wäre; so hätte ich wohl den Muth, etwas zu äußern, was bisher tief in mir verschlossen blieb, — weil — ich Sie verkannte."

„O Herr Doctor," antwortete ich, „wie schmerzlich kränken Sie mich! Wäre es möglich, daß Sie mir die Absicht zugetraut hätten, ein Glück an mich zu reißen, das mir nicht gehört? Glauben Sie mir, ich verstehe dies Glück nicht einmal zu würdigen; Millionen können mir nicht wieder geben, was ich dort drüben unter dem bescheidensten Dache besaß."

„Ich bitte Sie herzlich gern um Verzeihung," sagte er,

und drückte meine Hand — „Alter und manche ähnliche Erfahrung machen mißtrauisch, und alles, was ich von der Behrend hörte, die diese Verfügung schon lange gewußt hat, befestigte meine Einbildung. Wollen Sie aber nichts mit Unrecht besitzen, so können Sie wohl zuerst zum Besten des Sohnes wirken, von dem Sie ja gehört haben müssen. Gilt Ihnen meine Bürgschaft etwas, so glauben Sie, er ist nicht, wofür seine verblendete Mutter ihn hält. Freilich, liebe Madame Frank, brauchen Sie Muth, um das gute Werk zu thun. Es könnte vielleicht Ihrem Herrn Gemahl mißfallen, Ihnen von Ihrer Schwiegermutter Verdruß zuziehen, daß Sie ohne Ihren Rath handeln; allein es gilt den Augenblick, und Recht thun, ist Gott wohlgefällig; darum kann man immer einmal die Einwilligung der Menschen entbehren."

„Sie sollen mein Vertrauter werden, guter Doctor," rief ich. „Helfen Sie mir vollenden, was ich schon lange gewünscht habe. Ich kenne Wilhelm; er ist hier, und mein größtes Verlangen wird erfüllt sein, wenn ich ihn in den Armen seiner Mutter sehe. Auch weiß ich, daß Niemand meine Hoffnung mißbilligen wird, wenn wir nur das Leben der Tante durch eine solche Erschütterung nicht in Gefahr bringen."

„Es ist nichts mehr zu helfen," antwortete er mir feierlich. „Trauen Sie hier meiner Einsicht, und lassen Sie uns so bald als möglich thun, was wir müssen. Ich selbst will sie vorbereiten, und dann Ihnen das weitere überlassen. Die Behrend müssen wir entfernen, auch das übernehme ich; sie haßt den jungen Neuhaus und ist nicht unschuldig an

seinem Unglück. Seine gute schwache Mutter hat unter böser Leitung gestanden, und wohl uns, wenn wir wieder gut machen können, was Andere übel zu machen bemüht waren."

Der Doctor verließ mich, und ich war nun allein mit einem Schmerz im Busen, dem nur der Wunsch, noch etwas Gutes zu thun, ein wohlthätiges Gegengewicht gab. Daß ich jetzt die beste Freundin meines Lebens verlor, daß meinem Herzen der Gegenstand der jugendlich warmen Liebe entrissen ward, fühlte ich mit tiefem Gram, und hatte keine Thränen, es zu beweinen. Des alten Mannes ernster Ausspruch hatte mich mit tödtlichem Schrecken getroffen; mein Auge war trocken, aber es schien mir, als drängte sich all' mein Leben noch in diesen Tag der Thätigkeit, und versänke dann in leere Nacht. Die Behrend kam, mir zu sagen, daß sie auf des Doctors Anordnung mit dem Wagen in meine Heimath gehen würde, um Madame Frank und meinen Mann schonend zu benachrichtigen und vielleicht mit zu uns zu bringen. Wortreich sprach sie ihre Trauer aus, und stellte die Freude daneben, künftig mir und den Meinen anzugehören. Ich hörte ihr schweigend zu. Wie sie fort war, und alles still um mich war, wie der Tod, horchte ich zittern auf des Arztes Stimme im Nebenzimmer. Er sprach lange, nur einzelne Töne unterbrachen ihn zuweilen; ich vernahm endlich ein leises Schluchzen, und hörte den Doctor hin und her gehen, vermuthlich, um der Kranken etwas Stärkendes zu reichen. Nach einer langen Pause, in der ich nicht zu athmen wagte, kam er an die Thür und rief meinen Namen. Ich trat ein. Mein Herz klopfte so un-

gestüm, daß es mich zu ersticken drohte. Madame Neuhaus sah todtenbleich aus und weinte heftig; sie streckte mir ihre Arme entgegen. Der Doctor ging hinaus. Was sie nun sagte, was ich für Wilhelm sprach, — wie könnte ich es erzählen! Ach, sie war so weich, so vergebend, so glücklich über seine Wiederkehr! Aber konnte mein gebrochenes Herz jetzt noch etwas leiden, so war es durch die Entdeckung, mein Mann habe Wilhelms letzten Brief der trauernden Mutter ganz verschwiegen, ihr gar keine Ahnung seines reuigen Herzens gegeben. Ein furchtbares Licht fiel in meine Seele. Doppelt wichtig war es mir nun, keinen Theil an einem so grausamen Verrath zu haben, und ich flehte Madame Neuhaus um ihrer Liebe willen an, mir nichts — gar nichts, als ein Andenken ohne großen Werth zu hinterlassen. Sie bestritt diese Forderung, und ich bat von neuem. Sie wollte zwischen mir und Wilhelm theilen; aber meine Thränen vermochten sie endlich zu einem Versprechen, das mich ruhig machte. Geld und Güter waren mir immer so wenig des Wunsches werth erschienen. Ich war glücklich gewesen ohne sie, und unglücklich mit ihnen; wie unglücklich, das ward mir jetzt erst recht klar. Mich dünkte, meine Ruhe werde durch einen Theil dieser Erbschaft auf ewig gemordet werden. Was der Doctor von mir geglaubt hatte, was vielleicht mehrere glaubten, deren kaltes Herz meine warme Anhänglichkeit an die kinderlose Frau nicht verstand — und was wahrscheinlich geschehen war, den rechtmäßigen Erben von ihrem Herzen zu entfernen, — das stand jetzt vor meiner erschütterten Seele, und mahnte mich, alles zu thun, um ganz arm von diesem Sterbebette zu gehen.

Der langersehnte Augenblick war nun gekommen; ich konnte den Sohn der Mutter zuführen. Ich hörte, verborgen hinter den Vorhängen ihres Bettes, wie sie Gott für die Stunden des Glücks dankte, die er ihr noch gab; ich hörte die rührendsten Worte der Liebe, der Reue, der Vergebung, und empfand, was wir einst jenseits empfinden werden, wenn alle trennenden Schranken fallen, und alle Guten sich erkennen, sich vereinen! Aber ich hörte auch Erklärungen, die mein Herz unheilbar verwundeten. Aus Wilhelms reuigen, ganz offenen Geständnissen, aus der Mutter Fragen und sanften zärtlichen Vorwürfen, ging nur zu deutlich hervor, daß eine feindliche Macht zwischen Beiden gestanden hatte, und daß diese besonnene Lenkerin der unglücklichsten Trennung die Mutter meines Mannes war. Beiden freundlich ergeben scheinend, hattte sie die Spaltung immer weiter gedehnt, und mit großer Klugheit den Charakter des Sohnes, wie der Mutter, zu einem Zwecke benutzt, vor dem mir schauderte. „Vergebt, so wird Euch vergeben," sagte Madame Neuhaus mit sanften Tönen. Ich preßte die Hand auf mein widerstrebendes Herz, und bat Gott, mich herzlich in diese Worte einstimmen zu lehren.

„Wo ist Sophie?" fragte sie nun, und ich trat hinzu. Sie zog mich zu sich nieder. „Diese Stunde danke ich Dir, gute, treue Seele," sagte sie, „und daß ich nun ruhig scheide, ist Dein Werk. Ach, Wilhelm, hätten wir uns früher erkannt! Sie wäre dann Dein, und meine Tochter. Seit ich sie kannte, war der Wunsch in meiner Seele; er sollte nicht erfüllt werden."

„O mein Gott!" — rief Wilhelm schmerzlich aus, und

bedeckte das Gesicht mit seinen Händen; wie ein elektrischer Strahl bebte sein Ausruf durch meine Brust, ihre dunkelsten Tiefen waren erhellt. Ich sah ein Glück, das ich hätte erringen können, den Besitz eines Herzens, dem das meine vom ersten Augenblick entgegenschlug, ein Leben im Arm der Liebe, die Verwirklichung aller rosigen Jugendträume — ich wußte mit wunderbarer Gewißheit, daß meine Gefühle in Wilhelms Herzen wiederklangen — aber was uns die Seligkeit des Himmels hätte geben können, ward uns jetzt nur kund, um alle Qualen endlosen Kampfes in uns zu erwecken. Die wenigen Worte, die Madame Neuhaus vielleicht unvorsichtig sprach, entschieden über die Ruhe meines Herzens! Sie riefen die schlummernde Sehnsucht in's Leben, deren Dasein ich nicht ahnete, sie gaben den Schattengestalten Farbe und Glanz, und was ich früher nicht zu denken gewagt hätte, das spann sich fort und fort weiter an den Zauberfaden, den sie mir dargereicht hatte.

Wir brachten den Tag und die Nacht vereint am Krankenbette zu; auch der Arzt blieb bei uns. Nur eine Stunde des Nachmittags, die Madame Neuhaus zur Veränderung ihres letzten Willens anwandte, mußten wir uns entfernen. Die Minuten waren uns kostbar; wir wußten ja, wie schnell sie enteilen würden. Schweigend, wie die Nacht um uns, Jedes in Ahnungen des Todes versenkt, umgaben wir die scheidende Freundin, und bebten bei jedem langsamen Schlag der Thurmuhr, die bald ihre letzte Stunde schlagen mußte. Die Glockenschläge in der Nacht haben etwas eigen rührendes, und nie höre ich ihren dumpfen feierlichen Ton durch die Stille erschallen, ohne eine lebhafte

Bewegung zu empfinden. Ach, wenige schwärmend Fröhliche ausgenommen, dringen sie ja nur in das Ohr des Unglücklichen. Dem leidenden Kranken, der das Licht des Tages ersehnt, den wachen Herzen des Hoffnungslosen, der sein Kissen mit Thränen netzt, der verzweifelnden Liebe am Sterbelager des Geliebten erschallt ihr Klang. Für sie bezeichnen diese Töne den Gang der Zeit, die der Glückliche schlummernd und träumend nicht mißt.

Gegen Morgen entschlief unsere Kranke, um nicht wieder zu erwachen! Wilhelm war nicht von ihr zu trennen, sein Schmerz war grenzenlos, aber ganz stumm. Mich führte der Doctor auf mein Zimmer, wo mich nun, nach so langer Anstrengung aller Kräfte, eine Ruhe empfing, die mit meinem aufgeregten Gemüth im entschiedensten Widerspruch stand. Diese Ruhe, nach dem Aufhören eines Lebens, um das alles in ängstlicher Sorge beschäftigt war, diese gänzliche Leere in unserer nächsten Aussicht, das Abreißen aller Fäden in unserm Denken und Wünschen, ist die entsetzlichste Qual für das Menschenherz, dem Hoffnung, Sorge und Erwartung Bedürfniß ist, wie sein ungehemmter Schlag.

Der Reisewagen, der vor dem Hause hielt, rief mich zuerst wieder aus der Betäubung in's Leben auf. Madame Frank, mein Mann und die Behrend stiegen aus; ich mußte ihnen entgegen gehen, um sie auf das Geschehene vorzubereiten. Der Doctor hatte sie schon empfangen, und als ich in's Zimmer trat, sagten meine Thränen sogleich, was er noch nicht vollenden konnte. Heinrich umarte mich zärtlich; ich weinte an seiner Brust, und suchte in seiner Theilnahme den Glauben an ihn wieder zu finden, der mir zum Glück

des Lebens so unentbehrlich war. Der Doctor fing nun an zu erzählen, daß Wilhelm vor einigen Tagen angekommen sei, daß seine Mutter ihn gesehen und sich ganz mit ihm ausgesöhnt habe. — Heinrich hatte mich aus seinen Armen gelassen; ich sah ihn an, er ward blaß, und richtete einen Blick auf mich, in dem alle Stacheln des Mißtrauens, ja des Hasses, vereint waren. Er schwieg. Seine Mutter aber fragte mit schneidendem Ton: ‚Wer es gewagt hätte, die letzten Augenblicke ihrer Schwägerin durch diesen Anblick zu trüben?‘

„Ich, Frau Commerzienräthin,“ antwortete der Doctor schnell. „Der Segen einer ruhig sterbenden Mutter ist mir dafür geworden, und Niemand, der Frieden unter den Menschen liebt, wird meine Handlung verkennen.“

Noch diesen Abend ward das Testament eröffnet. Wilhelm, der bisher für Keinen von uns sichtbar gewesen war, trat da zuerst unter uns, in den öden, stillen Saal. Sein Anblick erfüllte mich mit unaussprechlicher Betrübniß. Ich fand ihn sehr verändert, blaß, matt, seine Haare nachlässig und unordentlich, seine Augen ohne Leben. Mir war, als müßte ich zu ihm treten, und ihm etwas herzliches, freundliches sagen, doch ich blieb, meinem Herzen zum Trotz, von ihm fern, und wagte nur zuweilen den Blick auf ihn zu richten. Gezwungen höflich naheten sich Heinrich und seine Mutter dem Eintretenden. Sie stammelten Beide etwas, wovon ich nur Heinrichs Entschuldigungen wegen des Briefes verstand; er antwortete zerstreut, kalt und ohne alle Theilnahme. — Es waren peinliche Augenblicke für uns alle. Jetzt ward das Testament entsiegelt, und nannte Wilhelm

als einzigen Erben. Mir waren 8000 Rthlr. und ein Perlenschmuck der Verstorbenen, meiner Schwiegermutter, Heinrich und dem Arzte einige kostbare Andenken, und ihren Leuten ansehnliche Leibrenten ausgesetzt.

Wilhelm entfernte sich sobald als möglich wieder, und wir waren nun in der Gesellschaft des Doctors allein. Eine drückende Stimmung lastete auf uns, Niemand sprach, und ward ja ein Wort gewechselt, so trug es das Gepräge des peinlichsten Zwanges. Daß es nicht Trauer war, was Heinrich und Madame Frank beschäftigte, fiel in die Augen, und ich wußte bereits zu viel, um nicht tief in ihre Herzen zu blicken. Endlich nach der trübsten Abendmahlzeit, die je genossen wurde, ging der Doctor, und Heinrich wünschte uns gleich nach seinem Abschiede kurz und mürrisch: ‚gute Nacht.‘ Ich wollte ihn begleiten, aber er wies mich unsanft zurück. „Ich bin nicht wohl,“ sagte er rauh, „und wünsche allein zu bleiben.“ Madame Frank ging heftig im Zimmer auf und ab. Sie sah auch mich zuweilen scharf an, und schien mit sich zu kämpfen, ob sie ihren tobenden Gefühlen Worte geben sollte.

„Sie haben da einen recht angenehmen Romanenstreich ausgeführt, Frau Tochter,“ — hob sie zuletzt an, und bemühte sich vergebens, zu lächeln. — „Der Landstreicher konnte nicht gelegener kommen, und für einen Zufall kam er fast zu gelegen. Haben Sie ihn gerufen, und alles aus den Augen gesetzt, was Sie mir und Ihrem Manne schuldig sind, so werden Sie es wenigstens bereuen, wenn ich Ihnen sage: daß das ganze große Vermögen meiner Schwägerin früher Ihnen bestimmt war, und daß Sie sich durch Ihre

Einmischung in fremde Angelegenheiten um ein Glück gebracht haben, welches Ihnen wahrhaft blind zugefallen war."

„Sie irren," antwortete ich in der höchsten Bewegung, „wenn Sie mich hierin unwissend glauben. Madame Neuhaus sagte mir ihre Verfügung vor einigen Tagen, und dies bestimmte mich um so mehr, ihren Sohn nicht von der Mutter entfernt zu halten. Weiter darf ich mich nichts rühmen, als nur dies nicht gethan zu haben. Er war hier ohne mein Zuthun; es war recht sichtbar eine Schickung. Wie herzlich danke ich Gott dafür! Ich hätte sein Erbe mit Unrecht besessen, und wäre wohl nie wieder froh geworden."

„Nun, in Wahrheit," — sagte sie — „es ist unglaublich, daß man die Thorheit so weit treiben kann. So wünsche ich denn, daß Sie nun recht froh werden mögen. Ich für mein Theil sehe mit Betrübniß das Vermögen einer Frau, die ich trotz ihrer unzähligen Schwächen liebte, in so unwürdigen Händen, und hätte es lieber jedem Andern, als dem gegönnt, der ihr Leben verkürzt hat."

Mühsam unterdrückte ich die bittern Empfindungen eines verletzten, empörten Gemüths, und begab mich auf mein Zimmer. Welcher Zukunft ging ich entgegen! Ich bat Gott um Muth und Ergebung, und da ich nicht zu schlafen hoffte, öffnete ich das Fenster und sah in die Stille der Winternacht hinaus. Aus einer nahen Hütte erscholl mehrstimmiger Gesang, eine geistliche Melodie, die ich in der Kindheit vorzüglich liebte. Sie besänftigte mich wunderbar; ich stimmte leise mit ein, und ward in den früher gewohnten milden Herzenszustand entrückt. Die Vorstellungen eines unglaublichen Eigennutzes, einer entschlossenen Härte, die

sich vorher an mich drängten, machten edlerer Trauer Platz; meine Seele öffnete sich wieder dem Bilde der Entschlafenen, die unter mir in süßer Ruhe schlummerte, und dem wehmüthigen Andenken eines leidenden Freundes. Ich suchte mein Lager, und zum ersten Male nach langem Entbehren beglückte mich ein fester, alles verwischender Schlaf. Ach, wie ungern sah ich am Morgen ihn fliehen und mich dem Schmerz wiedergegeben. Das erste Erwachen nach einem großen Verlust fordert die meiste Seelenstärke! Wie schwer ist es, aus den beruhigenden Armen des Schlafs wieder in eine traurige Wirklichkeit einzutreten, das Geräusch des Lebens zu ertragen, das uns nichts mehr verspricht, die kleinen Sorgen in uns aufzunehmen, die dem Glücklichen so wichtig sind! — — Bei einem ungewissen Unglück, das noch Hoffnung zuläßt, ist dem erwachenden Auge der Strahl des Tages erquickend, denn er verscheucht die trüben Ahnungen und öffnet der leuchtenden Hoffnung den Weg; ist aber das Unglück gewiß, — ist es da und unabwendbar, dann verwundet uns das Licht der Sonne, und wir hüllen gern unsern nächtlichen Schmerz in die Schatten der Nacht, weil sie finster ist und schweigend, wie ein tiefgekränktes Gemüth.

Früh in der Dämmerung, und ohne allen Prunk, wurde unsere Verstorbene zur Ruhe getragen. Sie hatte es so gewollt. Aber die ganze Gemeinde schloß sich unbefohlen dem trauernden Zuge an, und Thränen waren ihr Leichengepränge. Nach dieser Ceremonie war unsere Abreise bestimmt. Wilhelm hatte dem Arzte erklärt, daß auch er wahrscheinlich sogleich eine große Reise antreten würde. So nahm ich denn auf immer von diesen Mauern Abschied, die mir so

lange eine gastliche Freistatt waren, auf immer von den Fluren der Heimath, von den Gräbern meiner Lieben. Ich besuchte sie den letzten Abend ganz einsam, und neben ihnen war mir die schwerste Prüfung bestimmt. Dunkel lag schon auf der Gegend. Die Sonne beleuchtete nur die Spitzen des Kirchthurms noch; im hellen Blau des Himmels schwamm der Mond silberweiß, und warf bleiche Lichter auf die Hügel des Gottesackers. Da kam eine männliche Gestalt dicht hinter mir her, und mein Herz erkannte sie. Es war Neuhaus, den ich seit dem Tode seiner Mutter nur einmal vor Zeugen wieder sah. Mitleidig reichte ich ihm die Hand; Worte des Antheils bedurfte es nicht. Er hielt sie fest und drückte sie an seine Brust. „Dies ist der rechte Ort,“ sagte er, „von allen irdischen Freuden zu scheiden; hier will ich Ihnen Lebewohl sagen. Ich sah Sie hergehen, und folgte Ihnen. Ich will reisen. Nicht weil ich irgendwo Genuß oder nur Linderung meines Unglücks hoffe, — nein! die weite Erde ist mir gleich öde. Aber ich muß Meere zwischen mich und mein Glück legen; dies dünkt mich leichter, als — es immer nahe wissen, ohne es je zu erreichen. Sophie, werden Sie zürnen, wenn ich jetzt ausspreche, was ich so lange verschwieg? Hören Sie mich wie eine Freundin an; es ist die einzige Wohlthat, die Sie einem Unglücklichen noch erzeigen können.“

„Sprechen Sie,“ sagte ich beklommen; „der Antheil der Freundschaft ist Ihnen gewiß.“

„Sie müssen es ahnen,“ fuhr er fort, „was mein lange erkaltetes Herz erweichte, was mich meine Fehler erkennen lehrte, meinen starren Sinn bezwang, und mich reuig zu den

Füßen meiner Mutter führte, von der ich mich ungerecht verstoßen und gehaßt glaubte. Die Liebe zu Ihnen, Sophie, die im ersten Augenblick erwachte, wo Sie mir auf den heitern Höhen meines Lieblingsberges erschienen. Ich glaubte Sie frei, und überließ mich dem wohlthuenden Eindruck! Doch ich verdiente nicht, glücklich zu werden; Sie waren das Eigenthum eines Andern. — Was ich bei dieser Entdeckung litt, wie ich kämpfte, um mich dem Ausspruch des Schicksals zu unterwerfen, das würden Sie nicht begreifen, auch wenn ich es schildern könnte. Ich kam hierher. Reue und kindlicher Schmerz erfüllten mich ganz. Da mußte ich erfahren, daß fremde List mich um die Ruhe meines Herzens und zugleich um das höchste Glück der Erde betrog. Ich hätte sie besitzen können; uns zu vereinigen, war meiner Mutter Lieblingswunsch! Diese Worte sind brennend in mein Herz gefallen, und werden nie, nie wieder erlöschen. Sie verfolgen mich überall, ich hänge ihnen nach, ich träume, wie es hätte kommen müssen, wenn ich nach meiner Schwester Tode mein weiches Gemüth der Mutter hätte zeigen dürfen; ich lebe nur in dieser Vergangenheit, und versenke mich mit Freuden in den Schmerz einer solchen Träumerei. — Sophie, bei meinem unnennbaren Leiden frage ich Sie nun: Sind Sie glücklich? Lieben Sie den, dem Sie angehören? Ihre Antwort bestimmt mein Schicksal, meine Handlungen, mein ganzes künftiges Leben."

Er schwieg, und sah mich mit einem Blick an, der ewig in meiner Erinnerung bleiben wird. Was sollte ich antworten? Zur Offenheit, zur vertrauenden Hingebung meiner innersten Gefühle rieth mein Herz; eine warnende Stimme wider=

sprach ihm laut. Ich weihete mich der Entsagung, auch dieses kurzen Glücks, weihete mich ewigem Gram, und sagte bebend: „Ja, ich liebe Heinrich mit warmer, wenn gleich ruhiger Neigung; ich bin zufrieden und finde Glück in der Erfüllung heiliger Pflichten."

„So segne Sie Gott mit allen seinen Segnungen. Denken Sie meiner freundlich als eines Armen, der nichts mit in die Ferne nimmt, als Ihr Andenken, und das Gefühl, des Lebens Glück verscherzt zu haben. Leben Sie wohl, theuere, geliebte Sophie, der ich so viel verdanke!"

Er umfaßte mich weinend; ich lehnte mich erschöpft an seine Brust. Es war ein Augenblick des Glücks! O, hätte ich ihm sagen dürfen, was ich fühlte! Mich dünkte, dann wäre die weiteste Ferne keine Trennung für unsere Liebe gewesen. Aber ich stand an meines Vaters Grabe, und der Gedanke, er könne auf mich hernieder sehen, und seines Kindes sich freuen, war mein Schild gegen Mitleid und Liebe. — —

Seine Arme ließen mich los, mir ward ein banges Vorgefühl ewiger Vereinzelung, ewiger Trennung. Der Mond glänzte hell in seinen nassen Augen; ich prägte mir sein Bild fest in die Seele, um es nie wieder zu lassen. — „Diesen Ort werde ich wohl nicht wieder sehen," sagte er sehr erschüttert, „aber er ist mir auf immer geheiligt. Lassen Sie mir auch die Freude, daß Sie, wenn Ihre Heimath Ihnen lieb ist, das Haus Ihres Freundes zuweilen besuchen wollen. Sie werden immer als seine Gebieterin aufgenommen werden. Kommen Sie dann und wann hierher, bewohnen Sie die verlassenen Zimmer, damit das An-

denken der Mutter, und des unglücklichen Sohnes, Ihnen nicht fremd werde. Versprechen Sie es mir, so werden meine Gedanken Sie doch an einem Orte zu finden wissen!"

Ich versprach es, und wir schieden. Meine Blicke folgten ihm, bis er hinter der kleinen Kirchhofspforte verschwand, und lange noch weilte ich in der stillen Gesellschaft der Todten. Meine Liebe, mein Unglück, die schmerzliche Ueberzeugung, um das einzige Glück des Weibes betrogen zu sein, beweinte ich hier mit heißen Thränen; ich bat Gott, mein schwaches Herz zu stärken, zu befestigen, und mir ein Bewußtsein zu erhalten, dessen wohlthuende Tröstungen ich in diesem Augenblick so lebendig empfand.

So stand es in meinem Innern, als ich unser Haus wieder betrat, wo äußere Stürme aller Art mich erwarteten. Heinrichs und seiner Mutter Benehmen gegen mich war ganz verändert; ich kannte sie nicht mehr. Eine tödtliche Kälte entfremdete mir den Gatten; er vermied mich überall, und mußte er ein Wort an mich richten, so blickten Zwang und Widerwille nur zu deutlich aus seinen Zügen. Offener sprach Madame Frank sich aus. Sie versäumte keine Gelegenheit, mir in den kränkendsten Ausdrücken meine Armuth vorzuwerfen, und was ich nie betrauert hatte, das ward erst jetzt eine Quelle bitterer Thränen für mich. Vergebens versuchte ich alles, unser Verhältniß nur leidlich zu gestalten. Die Pflicht schrieb mir mein Betragen vor, und ich folgte ihr treu; Liebe und Achtung hatten keinen Theil mehr daran. Heinrich scheute sich jetzt nicht länger, die lang verhehlte Flamme der Liebe in offener Glut hervorbrechen zu lassen, und mir blieb nichts übrig, als in stiller Entfremdung von

ihnen allen ein einsames Dasein muthig zu tragen. Gern entzog ich mich den lauten Vergnügungen, die, bald nach den ersten Wochen der Trauer, von neuem begannen. Ich konnte mich ohne Falschheit krank nennen; meine leidende Gestalt widersprach dem Vorgeben nicht. Wenn ich so bleich, so trübe und verblüht, neben die fröhliche, blendend geschmückte Minna trat, und unsere Gestalten mir aus den hohen Spiegeln vereinigt entgegen blickten, konnte ich Heinrichs Gefühle begreifen, aber mein Herz ward nicht minder tödtlich von diesen Betrachtungen getroffen. Er, dem Glanz und Schimmer so viel galt, warum hatte er mich gewählt, die nie Schönheit besaß, und ihre kurze Blüthe so schnell von dem Winterfrost des Lebens erstarrt sah!

Meiner aufmerksamen Beobachtung entging es indessen nicht, daß Heinrichs Gemüth innerer Unruhe erlag, und ich bemerkte es mit Schmerz, weil ich unser Bündniß für die Ursache hielt. Er lächelte wohl, wie sonst, aber gezwungen; er versank oft in finsteres Nachsinnen, aus dem er sich mühsam emporriß, um in den lautesten Strom der Freude zu eilen. Nächtelang wurde jetzt bei uns gespielt; dies schien Heinrichs liebste Beschäftigung. Wenn dann Alles die Ruhe suchte, blieb er wach, und erschien am andern Morgen blaß und entstellt. Niemandem fiel dies auf, als mir allein; sie waren alle fröhlich beschäftigt, nur ich hatte Muße für Anderer Schicksal, und nun war es an mir, zu handeln. Ich fühlte, Heinrich konnte nur durch Trennung von mir noch glücklich sein, und was ich nie für meine Ruhe gethan haben würde, mußte mir für die seine Pflicht werden. Nach manchem Kampf und schwerer Ueberwindung entschloß ich mich,

ihm die Freiheit zu bieten, und forderte mit bebender Stimme eine kurze Unterredung von ihm.

Er sah mich befremdet und kalt an. „Was betrifft es?" sagte er; „wir sind allein. Doch gestehe ich gern, daß ich mit andern Dingen sehr lebhaft beschäftigt, und für Klagen oder Vorstellungen gerade jetzt nicht gestimmt bin."

„Vielleicht," antwortete ich, „begegnet das, was ich sagen will, Deinen Gedanken; wenigstens bin ich so weit entfernt, etwas für mich zu begehren, daß ich vielmehr mich selbst ganz vergesse, um Dein Wohl zu fördern. Du bist nicht glücklich, Heinrich, und ich komme, Dich zu fragen, ob Du es wieder werden kannst, wenn wir ein Band trennen, das Deinen Wünschen entgegen steht?"

„Wie kommst Du darauf?" — fragte er hastig, und in seinen scharf auf mich gehefteten Augen lag etwas höhnendes, das ich nicht ertrug. — „Warum fällt Dir das jetzt ein, gerade jetzt? Glaubst Du irgend etwas zu wissen, was Dich bestimmt? Wer hat Dir zu diesem Schritt gerathen?"

„Ich verstehe Dich nicht, und weiß nichts auf Deine Fragen zu antworten. Laß meinem Gefühl die Gerechtigkeit widerfahren, daß es lange Deine Kälte, Deine Liebe für eine Andere empfand. So lange ich selbst nur litt, empörte mich ein Gedanke, der allen meinen Grundsätzen widerspricht; jetzt aber scheinst Du zu leiden, und so will ich das einzige für Dich thun, was noch in meiner Macht ist. Nimm das Opfer an, vereinige Dich mit Minna, und mache sie glücklicher, als mich. Aber meinem gekränkten Herzen sei in diesem Augenblick die Frage vergönnt: warum Du mich einer stillen Häuslichkeit, einem bessern Loose viel-

leicht, entrissen hast, um alle Qualen auf mein Leben zu häufen?"

„Ich will," sagte er finster, „Deine Frage ganz offen beantworten. Mich dünkt, wir stehen so gegen einander, daß Verstellung nichts mehr frommt. Ich liebte Minna, ehe ich Dich kannte; allein meiner Mutter Wille, und die Verhältnisse, die mir eine reiche Heirath nothwendig machten, trennten uns. Die Tante wandte Dir ihre Liebe zu; daß Du auch ihre Erbin sein würdest, ward uns durch die Behrend entdeckt. Jetzt schien der Mutter eine Verbindung zwischen uns schicklich und vortheilhaft; mein Verstand sah ein, daß sie Recht hatte; von Minna war ich einmal getrennt, und Dich glaubte ich lenksam und der Bildung für meine Verhältnisse fähig. Ob Du es warst, frage Dich selbst. Du hingst störrisch an Deinen ländlichen Formen; ich mußte es täglich schmerzlich fühlen, wie unpassend ich gewählt hatte. Mein Herz war leer und sehnte sich nach ehemaligen Freuden; da sah ich Minna auf einer Reise wieder, und von da an war ich unglücklich, und glaubte, mir das einzige Glück ihres Umgangs, ihrer erheiternden belebenden Gesellschaft nicht versagen zu dürfen. Liebe hatte ich nicht für Dich; aber Du mußt mir das Zeugniß geben, daß ich Deine Zufriedenheit beachtete, bis Du die meine hinterlistig störtest, und ein Opfer, welches ich der Vernunft und der kindlichen Pflicht mit Ruhe gebracht hatte, nutzlos und vergeblich machtest."

Schweigend hatte ich ihn bis zu Ende gehört; ein Gefühl, tausendmal zerreißender, als alle früheren Leiden, tobte in mir; aber Stolz und Selbstbewußtsein kämpften die

Thränen zurück. Lange hatte ich geahnet, was ich jetzt wußte; es aus diesem Munde zu hören, zerschnitt mein Herz. Ich sah meine Jugend mit ihren Freuden und Ansprüchen hingemordet, sah die Liebe und den Segen der verklärten Freundin zu meinem Verderben gewendet, und alle Täuschungen vernichtet, die mich noch an das Leben banden. Ich mußte den Mann verachten, der die Liebe dem Golde geopfert hatte, der, selbst im Schooße des Ueberflusses, die unglückliche Minna dem Kummer Preis gab, mich heuchlerisch betrog, um seine Schätze zu häufen. Ihm zu entfliehen, war jetzt mein nächster Wunsch. Er hielt mich zurück.

„Willst Du nicht hören, was ich noch auf Deinen Vorschlag zu sagen habe? War es wirklich meinetwegen, daß Du ihn thatest, so laß alles, wie es war; in kurzem wird sich unsere ganze Lage ändern. Hast Du einen Zweck für Dich, so betreibe die Sache; thue was Du willst, meinem Glücke ist der Todesstoß für immer gegeben."

Wochen vergingen noch, ehe ich diese Worte verstehen lernte, die ohnedem nur wie ein ferner Schall an mein Ohr schlugen. Ich war zu unerfahren, um zu vermuthen, was hier im Verborgenen drohete; ich sah nur Pracht und Glanz; wie hätte ich denken sollen, dies stolze Haus könnte fallen, und alles Glück der Besitzer in seinen Trümmern begraben. Furchtbar überraschte mich die Wahrheit, als eines Morgens mein Mann verschwunden war, als die Bestürzung seiner Leute, der Mutter angstvolle Fragen das Unerwartete enthüllten, und Alles, was wir besaßen, in Beschlag genommen wurde. Minna weinte kraftlos, sie dachte nur an ihn; die Mutter lag lange in Ohnmacht, und kam nur zu sich, um

den Sturz von ihrer Höhe verzweifelnd zu fühlen, und selbstpeinigend ihr künftiges Loos mit den schwärzesten Farben zu malen. Ich wollte sie pflegen, sie stieß mich hart zurück. Sie wollte meinen Anblick nicht ertragen, und nannte mich die Urheberin ihres Unglücks. „Das Erbtheil der Madame Neuhaus würde uns gerettet haben," sagte sie; „es ist Ihre Schuld, daß wir leiden, daß ich kinderlos sterbe und in meinem Alter dem Mangel entgegen sehe. Sie haben nie etwas besessen, und mußten von Jugend auf ein untergeordnetes Leben erwarten; dergleichen Leuten wird es leicht, ungewohntes Glück von sich zu weisen. Aber wer gab Ihnen das Recht, für uns zu wählen? Sorgen Sie nur wenigstens für sich selbst, und befreien Sie mich von Ihrem Anblick, der mein Unglück vermehrt."

Ach, war es nicht zu viel für mein belastetes Herz, auch noch diesen Vorwurf zu tragen? Vergebens sagte mir mein Gewissen, daß ich Recht gethan hatte; vergebens hörte ich die allgemeine Stimme der Welt diese beispiellose Verschwendung anklagen; in meiner Brust blieb ein Stachel, den nichts abzustumpfen vermochte. Was aus mir werden sollte, kümmerte mich wenig. Meine Erbschaft hatte der Strom mit verschlungen, ich machte keine Ansprüche daran. Mein einziger Trost war die Nachricht, daß Madame Frank eine Summe retten würde, die zwar nicht zum Ueberfluß, doch zum Unterhalt hinreichte. Ich mußte nun dies Haus verlassen, und that es gern, seine Wände drückten mich, sie schlossen so viele bittere Erinnerungen ein. Auf die Frage: Wohin? die sich mir aufdrang, stand hell und freundlich der Zufluchtsort vor mir, den Wilhelms letzte Worte mir ge-

boten hatten. Er konnte nicht ahnen, wie bald ich einer rettenden Freistatt bedürfen würde, und welchen Trost es meinem Herzen gab, sie durch ihn zu empfangen.

Der Frühling war in voller Pracht und Herrlichkeit, als ich auf dem Lande ankam; mir ward in der stillen, freien Natur, wie dem Kinde, das von schweren Träumen an der Mutter Brust erwacht. Mein Leben begann eine neue Epoche. Ich mußte thätig sein, um seine Bedürfnisse zu erwerben, und ein recht froher Muth dazu beseelte mich. Es giebt nichts beglückenderes, als eine nothwendige Thätigkeit, und nichts wiegt süßer in den Schlaf, als das Andenken eines fleißigen Tagewerks. Das empfand ich bald an der Stille, die meine Seele gewann, an der sanften Dämmerung, die die Nacht meiner Zukunft zu durchscheinen anfing. Auch war mir gleich zu Anfang meiner Einsamkeit mehr als eine Freude beschieden. Ich hatte mich in dem Zimmer, das mir ehedem gehörte, häuslich eingerichtet; die andern besuchte ich nur zu Zeiten, wie man liebe Freunde in Erholungsstunden besucht. Hier weilte ein freundlicher Geist, den ich gern nahe und theilnehmend um mich wähnen mochte; ich glaubte nicht, noch Freundschaft bei den Lebenden zu finden.

Eines Abends, als ich aus dem Garten in's Haus zurück ging, sah ich einen Mann die lange Allee her auf mich zuschreiten. Ich erkannte ihn erst spät mit vieler Freude; es war der alte Herr Frank, von dem ich bei meiner schnellen Abreise keinen Abschied genommen hatte. Herzlich gerührt, daß er mich hier aufsüchte, verdoppelte ich meine Schritte, und empfing ihn dankbar wie einen wahren Freund. Er war, wie immer, schüchtern und ängstlich; es entging mir nicht,

daß er etwas auf dem Herzen trug, wozu er den Eingang nicht finden konnte, und ich suchte sein Vertrauen zu wecken, indem ich recht offen die Freude äußerte, ihn wieder zu sehen und von ihm nicht vergessen zu sein. „Ich weiß nicht," sagte er darauf, „ob Sie das alles nur aus Güte und Mitleid mit mir altem Manne so sagen, aber es rührt mich bis zu Thränen, und macht mir Muth, Ihnen mein ganzes Herz aufzuschließen. Ich glaube, das, was ich vorhabe, bedürfe eigentlich einer recht klugen Beredsamkeit, und ich werde es schlecht genug vorbringen. Darum bitte ich Sie, hören Sie nicht auf meine Worte, sondern denken Sie an mein Herz, das nicht redlicher für Sie fühlen könnte, wenn mich auch der liebe Gott Ihnen ganz nahe gestellt hätte. Sehen Sie, liebe Frau Muhme, ich habe Niemanden auf der Welt, Sie sind jetzt auch ganz einsam, und könnten mir vielleicht vergönnen, in Ihrer Nähe zu leben. Ich würde Sie nicht belästigen, Ihre stillen Stunden niemals stören, und mit dem Gefühl zufrieden sein, doch Jemandem auf Erden anzugehören. Pflege bedarf ich nicht; aber wenn einmal meine letzte Stunde käme, so würden Sie mir die Augen zudrücken und meinem Sarge mit einer Thräne nachsehen. Das wäre eine große Hoffnung, liebe Frau Muhme, und wenn Sie mir die schenkten, würde es Sie doch wohl nicht beleidigen, wenn der alte Samuel Sie bäte, was er besitzt, mit Ihnen zu theilen. Ich habe immer gesammelt, denn ich bedurfte fast nichts, und was Sie vielleicht nicht wissen, Wilhelm Neuhaus hat mir ein Kapitälchen ausgesetzt, viel zu groß für mich allein. Da dachte ich nun, der liebe Gott hätte mir das gegeben, damit ich meine große Schuld abtragen, und jetzt, wo es Ihnen

nicht so gut geht, als Sie verdienen, etwas für Sie thun könnte. Sein Sie nicht böse, wenn ich vielleicht etwas ungeschicktes gesagt habe, oder — so zu sagen — mit der Thür in's Haus gefallen bin; ich meine es herzlich gut, und denke, Sie verstehen mich doch wohl und verstoßen mich nicht.“

Ich war unaussprechlich gerührt von diesem Beweise treuer Liebe, und die Thränen in des alten Mannes Augen lockten die meinigen hervor. Ich reichte ihm stumm die Hand. „Darf ich da bleiben?“ fragte er. „Wenn Sie mein Schicksal theilen wollen,“ antwortete ich, „so werde ich denken, ich hätte wieder einen Vater.“ Er drückte meine Hände an seinen Mund, und war außer sich vor Freude und herzlicher Dankbarkeit. Wir gingen in's Haus und feierten einen glücklichen Abend. Ach, das Menschenherz bedarf der Liebe, des Antheils so sehr, und ein redliches Herz gilt uns im Unglück tausendfach mehr, als der glänzendste Verstand, mit Kälte des Gemüths gepaart. Ich hatte nun für etwas zu sorgen, das that mir wohl; ich war nicht mehr vereinzelt, war zu dem Glück eines Menschen nothwendig. Ich wählte ein Zimmer für Herrn Frank, richtete es ein, sorgte für seine Bequemlichkeit, ließ mir Abends, wenn wir zusammen kamen, von seinen kleinen Beschäftigungen und Arbeiten erzählen, und lernte bald das kindliche Herz und den stillen reinen Sinn des alten Mannes recht innig schätzen und lieben. Ruhig, oft heiter, floß ein Tag nach dem andern hin. Wenn ich gegen Untergang der Sonne vor das Dorf durch die Kornfelder ging, und alles, wie vor Jahren, um mich blühte und lachte, konnte ich oft die vergangenen trüben

Zeiten vergessen, und mich in die fröhliche Mädchenzeit zurückträumen, die mir so selig entschwand. Nur daß der süße Traum zu bald wich! Der Gedanke an den Heimathlosen, der mir so nahe angehörte, bekümmerte mein Herz in jeder einsamen Stunde, und dachte ich an Wilhelm nur mit dem Segen anspruchsloser Liebe, die wie Mondglanz über mein Leben schwebte, so war mir jenes Andenken ein furchtbarer Blitzstrahl, der versunkene Tage des Kummers grausam erhellte.

Ein recht erfreulicher Besuch, der mir unerwartet in der Mitte des Sommers ward, sollte mir auch hierüber Beruhignng geben. Der alte Doctor kam mich zu sehen, und zeigte mir so viele Theilnahme, eine so ernste väterliche Freundschaft, daß ich mit kindlichem Dank in seinen Armen ruhte. Sein Anblick rief mir so vieles zurück; meine wehmüthigsten und theuersten Erinnerungen umschwebten ihn. Ich führte ihn in den Garten, auf das schattige Plätzchen, das Madame Neuhans am meisten geliebt hatte. Hier begann das Gespräch mit ihrem Namen, und ging erst spät auf die Begegnisse und Sorgen der Gegenwart über.

„Sie sehen wohl aus, liebes Kind," — sagte endlich der Doctor, nachdem er mich lange freundlich betrachtet hatte, — „viel wohler, als da ich Sie zuletzt sah. Es scheint, Landluft und heitere Thätigkeit sind die Elemente, in denen Sie leben müssen. Das freut mich ungemein, da ich doch durch meinen Rath einen Theil Ihres jetzigen Schicksals mit verschuldete, ob ich gleich nichts bereuen kann, und fest überzeugt bin, die Katastrophe wäre früher oder später allemal eingetreten. Jetzt — erlauben Sie mir, es zu sagen — ist

Herr Frank vielleicht durch sein Mißgeschick aufmerksam geworden, und vermeidet künftig die Klippen, an denen aller Wohlstand scheitern muß: ‚Modesucht und Hang zu glänzen.‘“

„Ach,“ sagte ich schmerzlich bewegt, „wird ihm nun die bessere Einsicht etwas nützen? Was er verloren hat, das sichere bürgerliche Glück, ist ja doch dahin und kehrt nicht wieder.“

„Die Sachen stehen nicht so schlecht, liebe Frau, als Sie zu denken scheinen,“ antwortete er. „Darum komme ich eben, um der Erste zu sein, der Ihnen diesen Trost bringt. Ihr Mann hat einigen Freunden den Auftrag gegeben, mit seinen Gläubigern zu unterhandeln; es findet sich, daß er noch als redlicher Mann aus seinem Falle hervorgehen kann, und nicht lange, so werden Sie ihn wieder sehen, und vielleicht glücklicher, Ihrer Neigung angemessener leben.“

Ich seufzte tief! Nur zu gewiß war es, daß hier für mich nichts mehr zu hoffen stand. Doch dankte ich Gott und dem Ueberbringer dieser frohen Botschaft mit vollem, freudigem Herzen, und hütete mich wohl, etwas zu verrathen, was dem Eifer des redlichen Mannes für Heinrichs Wohl vielleicht geschadet hätte. Deswegen wagte ich auch nicht, nach dem Aufenthalte meines Mannes zu fragen, den er wissen mußte. Mir genügte es, ihn nicht mehr hoffnungslos und gute Menschen für sein Wohl thätig zu wissen. Auf meine Erkundigungen nach seiner Mutter erfuhr ich, sie sei wohl und lebe im Sonnenschein der Hoffnung wieder wie vormals auf. Minna war bei ihr. Auch von Wilhelm

sprach der Doctor. Er war in Italien, wo es ihm wohl ging, und hoffte dort ein neues Vaterland zu finden.

Nur einen Tag behielt ich meinen lieben Gast, dann reis'te er zurück; doch mit dem Versprechen, mich zuweilen zu besuchen und mir oft zu schreiben. Was ich von ihm gehört hatte, gab meiner Einsamkeit viel Stoff zum Denken. Eine schwere Last sank von meiner Brust, und Heinrichs Bild, das mich bis dahin angstvoll beschäftigte, wich zurück, um einem andern theuern Bilde Platz zu machen. Ich wußte nun, wo ich Wilhelm suchen mußte. Unter dem milden Himmel eines beglückten Landes, unter Myrthen und Orangen, im Vaterlande der Künste weilte mein Geist mit ihm! An ihn denken durfte ich ja! Das Herz, das Heinrich nie geachtet hatte, durfte sich der Liebe zu ihm hingeben, und in der Freude der blühenden Natur, an der Gestirne Pracht, an des wolkenlosen Himmels Herrlichkeit eine süße schuldlose Begegnung mit seinem Geiste ahnen und fühlen.

Von nun an erhielt ich regelmäßig Briefe von dem Doctor, die immer bessere Nachrichten brachten, und mir Heinrichs Wiederkehr gewiß und nahe versprachen. Er schien nicht zu ahnen, wie es zwischen uns stand, und alles was ihn befremden mußte, meiner Schwiegermutter zuzuschreiben, die er nie geachtet hatte. Zitternd sah ich einem Zeitpunkt entgegen, der meine Ruhe auf's neue unterbrechen mußte. Sollte ich mit zerissenem, enttäuschtem Herzen an die Seite des Mannes zurück gehen, der mir jede Hoffnung auf Liebe geraubt hatte, oder stand mir ein Schritt bevor, gegen welchen Grundsatz und Erziehung stritten, dem meines Vaters ehrwürdiger Mund so oft das Urtheil sprach? Fest entschlos-

sen, nichts für mich zu thun, alles ihm zu überlassen, erwartete ich mein Geschick und seine Rückkehr. Die Entscheidung sollte mir noch früher werden.

Ich war eines Morgens in's Feld gegangen, Blumen aller Art, die ich immer so gern pflückte, hatten mich lange verweilen lassen; in meiner Hand prangte ein großer Strauß, und die Mittagssonne begann schon ziemlich heiße Strahlen auf mich nieder zu senken; — da sah ich in der Ferne einen Wagen heran kommen, der den Feldweg einschlug. Das war des Doctors Livree, und ich freute mich, ihn schon hier zu bewillkommnen; aber eine Dame saß neben ihm, und mit unbeschreiblichem Erstaunen erkannte ich im Näherkommen — Minna! — Was konnte sie bewegen, ihn zu mir zu begleiten? Ein unbegreifliches Gefühl von Abneigung verstimmte mich so sehr, daß ich nur mühsam es verbarg; doch hatte ich kaum dem Wunsche des Doctors nachgegeben, und den Platz neben ihr eingenommen, als ich mein Herz verändert fühlte. Ihr Gesicht, immer so blühend und schön, war blaß, und zeigte Spuren eines Leidens, dessen Quell ich kannte; sie sagte mir nichts, aber der Ausdruck, mit welchem sie mir ihre Hand reichte, sprach mehr als Worte: ‚Vergieb mir!‘ — Ach, war sie nicht eben so unglücklich als ich, und wozu gäbe die gütige Vorsicht uns den Schmerz, wenn er nicht weicher und mitleidiger gegen fremdes Weh machen, wenn er uns nicht veredeln sollte!

„Die Demoiselle,“ sagte der Doctor erläuternd, „ist mehrere Wochen krank gewesen, und hat sich diese Arznei, Bewegung und Landluft, selbst verschrieben, da ich ihr gestern erzählte, ich würde Sie besuchen. Auf dem Rückwege, denke

ich, sollen Sie uns begleiten; doch davon müssen wir ausführlich sprechen. Ich bringe gute Nachrichten."

Wir stiegen aus, ich führte meine Gäste in den Garten, und ordnete ein ländliches Mahl unter dem Schatten der Kastanien vor dem Hause. Ich nahm mir vor, recht liebreich, recht freundlich gegen Minna zu sein, und unter den Gedanken, die ich anwandte, den Widerwillen aus meiner Brust zu verbannen, fühlte ich milde Thränen mir die Augen befeuchten. Wer hätte nicht solche Augenblicke in seinem Leben gehabt, die Geburtsstunden der schönsten Opfer! Da fühlt man recht deutlich die Kraft Gottes in sich, die das wirkt, wozu der Mensch allein zu schwach ist, und dankt ihm in Demuth für die heiligsten Freuden.

Der gute Doctor war so froh, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er ließ einige Flaschen alten Wein aus seinem Wagen bringen, füllte unsere Gläser und kam mit dem seinigen auf mich zu. „Bessere Zeiten, liebe Frau!" rief er laut aus, und sein Glas klang an meines. Ich fiel in seine Arme, er drückte einen herzlichen Kuß auf meine Stirn. Wir waren Alle aufgestanden; Herr Frank trat herzu, und der Doctor erklärte mir nun: ‚daß meines Mannes Geschäfte geordnet, der Vergleich mit den Gläubigern vollendet wäre, und er längstens in acht Tagen wieder bei uns sein würde.' Zugleich überließ er es mir, ob ich morgen mit zurück und in seinem Hause meinen Mann erwarten, oder hier bleiben wollte, bis er selbst käme, mich zu holen.

Mit unsicherer Stimme entschied ich mich für das letzte. Es that mir so weh, den treuen Freund zu täuschen, und wie bitter auch eine Erklärung für mich sein mußte, dieses

Mal dürfte er nicht zurückreisen, ohne mein unbedingtes Vertrauen mitzunehmen. Minna war während unseres Gesprächs entschlüpft. Ich mochte ihre Einsamkeit nicht stören, und begab mich, da der Doctor nach Tische schlief, auf mein Zimmer. Die unbefangene Fröhlichkeit dieses heitern Mannes erhielt dann später ganz allein unser Gespräch lebendig; mich und Minna beschäftigten tausend Gedanken, wir gaben uns nur leidend der Geselligkeit hin. Als es aber Abend wurde, und der Doctor uns früh gute Nacht bot, redete Minna mich an, und bat leise und zitternd, ihr noch eine einsame Stunde zu schenken. Ich begleitete sie in banger Erwartung in ihr Schlafgemach. Bebend stand sie vor mir, man sah den Kampf ihrer Seele auf dem bleichen Gesicht; ihre Hände waren eiskalt; sie sah mich lange an, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

„Hassen Sie mich nicht?" — fragte sie heftig, — „darf ich, die Ihr Leben vergiftete, noch auf Ihr Mitleid rechnen?"

„Um Gotteswillen, sein Sie ruhig," antwortete ich angstvoll, „und wenn Sie meines Wohlwollens dazu bedürfen, so nehmen Sie die aufrichtige Versicherung davon an."

„Kann mich etwas entschuldigen," fuhr sie fort, „so sei es mein Unglück, und die Gewalt einer Liebe, die in meiner frühen Jugend schon entstand. Heinrich hat unbeschränkte Gewalt über mich erlangt, und es giebt nichts in meinem Gemüth, was dieser Leidenschaft entgegengestellt werden könnte. Selbst das entsetzliche Gefühl, von ihm wegen äußerer Glücksgüter verlassen zu sein, konnte mich wohl dem Tode nahe bringe, aber nicht von ihm abwenden. Seine Mutter, die unsere Liebe kannte, sagte mir selbst zuerst von seiner

Verlobung, und rieth mir, die Einladung einer andern Verwandtin anzunehmen. Ich hörte kaum, was sie zur Entschuldigung der grausamsten Untreue vorbrachte; ich antwortete nichts, und ging betäubt in meine Kammer. Hier stand ich am offenen Fenster, und fühlte ein lebhaftes Verlangen, durch einen Sprung aus der Höhe, dem Gefühle meiner Brust zu entfliehen. Ich weiß nicht, was mich abhielt; Frömmigkeit war es nicht, denn sie ward nicht lebendig genug in mein jugendliches Leben verwebt, um mir in der Stunde der Noth einen Stab zu bieten. Genug, ich ertrug das Leben, und ging in starrer Verzweiflung aus dem Hause, wo ich glücklich zu werden gehofft hatte, wo meine Seele zurück blieb. Eine Reise führte Heinrich in die Gegend, wo ich nun lebte; wir sahen uns wieder, es ward ihm nur zu leicht, sich zu rechtfertigen, mich von neuem zu gewinnen. Er nannte sich unglücklich; ich glaubte ihm gern, weil ich es war. Ueberredung, Liebe, die neue Ueberzeugung, ohne seinen Umgang nicht leben zu können, brachten mich in Ihr Haus; doch ich lebte hier in einem Taumel, in einem Streit mit besseren Empfindungen, der kein Glück gedeihen ließ. So viel mußte ich von mir sagen; nehmen Sie nun diesen Brief von Heinrich; ich wollte ihn selbst überbringen, um aus Ihrem Munde mein Schicksal zu hören. Ich gebe es ganz in Ihre Hände, und wie Ihr Entschluß auch ausfallen mag, glauben Sie, daß ich für Ihr Wohl die heißesten Wünsche habe."

Ich nahm den Brief. Zitternd überlief ich ihn. Heinrich mahnte mich an mein Versprechen, ihm die Freiheit zurückzugeben, nannte sich meiner unwerth, und wünschte meine

Vergebung für verlorene Jahre voll Leiden. — Ach ja, sie standen jetzt in ihrer ganzen Schwere vor mir. Aber das Bild einer furchtbaren, alles besiegenden Leidenschaft, das eben erschreckend meiner Seele nahe getreten war, überwog meinen Kummer weit. Mich trug und hielt ein guter Geist, mir hatte der Führer meiner Kindheit den Stab gereicht, den jene Arme nicht besaß; er stützte mich im härtesten Augenblick meines Lebens; — dem Glücke, nicht meinem Verdienst dankte ich ihn. — Ich eilte Minna's grausame Ungewißheit zu endigen, erklärte: daß ich allen Ansprüchen auf Heinrich entsagen, in die Trennung von ihm willigen wollte, um ihnen beiden das Glück zu sichern, dem ich ich nur unwissend ein Hinderniß ward. Noch diese Nacht wollte ich an Heinrich schreiben.

Ich war erschöpft; Minna's Dank verletzte mich; ich wünschte, sie zu verlassen. „Noch einen Augenblick gönnen Sie mir,“ sagte sie, „ich muß Ihnen alles sagen, was ich auf dem Herzen trage; mag der Doctor auch zürnen, ich kann nicht falsch gegen Sie sein, indem Sie mir so viel aufopfern. Sie haben mich jetzt der Verzweiflung entrissen und mir das Leben gerettet. Mein Tod war gewiß, wenn diese letzte Hoffnung mich betrog. Zu viel habe ich in der nächstvergangenen Zeit gelitten. Von Heinrich getrennt, den Gedanken an die Zukunft übergeben, gegen die mich früher der Genuß gegenwärtiger Freuden in Schutz nahm, wurde ich noch täglich mit sinnreicher Härte von Heinrichs Mutter gequält, die meine Empfindungen ahnet und mir die Hand ihres Sohnes mißgönnt. Das Unglück hatte ihren Charakter noch bitterer gemacht; ich erlag diesem Loose fast, und als

die Hülfe erschien, war ich krank an Leib und Seele. Ach, Sie wissen noch nicht, von wem uns Hülfe kam, und daß, wohl nur um Ihretwillen, ein edler Mensch Heinrichs Hand am Abgrunde ergriff. Der Doctor kam zu uns, fragte nach Heinrichs Aufenthalt, den wir kannten, und entdeckte uns, daß Herr Neuhaus auf die Nachricht von dem Vergangenen ihm aufgetragen habe, das ärgste zu verhüten und sich dazu nöthigenfalls seines ganzen Vermögens zu bedienen. Niemand sollte dies wissen, selbst Heinrichs Mutter nicht; doch der Doctor konnte es sich nicht versagen, dem so lange Verkannten die Achtung seiner Feindin zu sichern, und so erfuhren wir das Geheimniß. Ihnen nichts zu entdecken, mußte ich geloben; ich muß mein Wort brechen. Sie dürfen nicht getäuscht werden. Nicht mich hat Neuhaus beglücken wollen. Der Pflegerin seiner Mutter wollte er danken, davon bin ich fest überzeugt, und wären Sie hierin unwissend geblieben, so hätten Sie ja nur zur Hälfte gewußt, wie groß Ihr Verdienst um mich und Heinrich ist."

Brauche ich wohl den Eindruck zu bezeichnen, den diese Eröffnung auf mich hervorbrachte, oder die Gefühle zu nennen, in welchen die Nacht mir mit allen ihren Stunden wachend vorüber ging? — Ruderlos treibt ein Nachen auf wildem Meer, Nacht verschleiert den Himmel, dem forschenden Auge des Schiffers zeigt sich kein Strahl rettender Helle. Da erblickt er einen einzelnen funkelnden Stern in der Höhe; gerührt heftet sich sein Blick auf das Himmelslicht, auf den Boten der ewigen Liebe. Mag nun auch die nächste Wolke seinen Schimmer verhüllen, er hat ihn gesehen, sein Muth ist neu belebt, er kann wieder hoffen. — — Solch' ein Stern

ist Freundestreue in der Nacht des Schicksals, auf dem Meere des Lebens; er erquickt und tröstet, und an ihm entzündet sich der Glaube an den höheren Freund, dem wir Alle angehören.

Der Morgen brach an, mein Brief an Heinrich war vollendet. Ich ließ den Doctor zu mir bitten, und begann voll Vertrauen, doch schwach und zitternd, eine Erzählung, die ich ihm nur zu lange vorenthalten hatte. Er staunte, er zürnte, doch nicht über mich. Daß ich so handeln mußte, fühlte er mit mir, und er hob durch seine Zustimmung die schwerste Last von meiner Seele. Denn mich erschreckte die Vorstellung noch immer, ein heiliges Band zu zerreißen, das der Tod nur erbleichen, nicht trennen sollte. Aber war es nicht schon vom Schicksal getrennt? Meiner Hand bedurfte es nur, die letzten Fäden sanft zu lösen, und ich verweigerte sie nicht. — Auch was ich von Wilhelm wußte, gestand ich meinem alten Freunde, und erfuhr nun alles. Schon bei seiner Abreise hatte Neuhaus unser Unglück geahnet. Er beschwor den Doctor, ihm sogleich zu melden, wenn es uns träfe, und lächelnd versprach es dieser, damals ohne Glauben an eine solche Furcht. Standhaft verschwieg er mir die Größe des Opfers, das der beste der Menschen uns gebracht hatte. Ich kannte seinen Werth, und es ging für mich nicht verloren; denn Heinrichs Glück blieb der Grundstein meiner künftigen Ruhe, die mir nun in stiller Ferne anspruchslos, aber ungetrübt erschien.

Ein Jahr verging, und die Gegenwart hielt, was sie als Zukunft versprach. Habt Ihr je einen dunkeln Tag voll regnichter Wolken sich nach und nach erhellen, und endlich zu

freundlicher Bläue verklären gesehen, so habt Ihr ein Bild dieses Zeitraums. Natur und Herzensfriede beglückten mich, die schönsten, dauerndsten Güter der Erde. Busch und Wiese, Garten und Feld, der große majestätische Strom waren mir täglich neu, und doch so süß vertraut aus der Kindheit Tagen. Tausend schmeichelnde Stimmen der Erinnerung sprachen mich durch sie an. Ein weibliches Gemüth trägt so viel ungeahnete Quellen der Freude, der Zufriedenheit in sich, daß es nur der Geborgenheit vor äußeren Stürmen bedarf, um ihrer Segnungen froh zu werden. Selbst vergangene Schmerzen, bittere Erfahrungen, selbst eine stille unbefriedigte Sehnsucht gestalten sich ihm zu einem innern Leben, dessen schöne Stunden nur gefühlt, nicht mitgetheilt werden können. Kleine Talente, Gewöhnung zu Fleiß und ununterbrochenem Wirken, vollenden das freundliche Ganze, und wenn unsere Hand den bescheidenen Schmuck, dessen wir uns Alle freuen, selbst schafft, wenn unter unserer Nadel Blumen erblühen, oder jeder Stich, jeder Faden uns an die Freude mahnt, mit welcher ein Freund, eine Freundin, das gearbeitete Geschenk empfangen wird, — was vergliche sich der Lust des Abends nach einem solchen Tage! O, meine jugendlichen Schwestern, die Ihr dies mit mir fühlt, bringt den Erziehern Eurer Jugend herzlichen Dank für des Lebens unverlierbaren Schatz: den Trieb zur Thätigkeit, und könnt Ihr ihre Hand nicht mehr fassen, so sei eine Thräne für ihr Andenken das Opfer kindlicher Dankbarkeit.

Fast zu Ende des Zeitraums, den ich früher nannte, ging der alte Samuel still, wie er gelebt hatte, zur Ruhe. Ich pflegte ihn die wenigen Tage, die er litt, und er fehlte mir

schmerzlich. Er hatte wie ein sanfter, gutartiger Geist geräuschlos im Hause gewaltet; der Welt und ihrem Treiben gehörte er längst nicht mehr an; aber ich war der friedlichen Erscheinung so gewohnt, es that mir wehe, sie zu missen. Seine geringe Erbschaft war mein. Das vorzüglichste Stück, Wilhelms Bild, erfreute mich mehr, als ein bedeutender Reichthum. Es schaute so freundlich aus seiner Höhe zu mir herab, es ward mir Freund und Gesellschaft. Ich konnte zu ihm sprechen, ihm vertrauen, vor ihm ausweinen, was ich einst dem Urbilde verschweigen mußte. O Heil der schönen wohlthätigen Kunst, die ferne Freunde, gestorbene Lieben uns gegenwärtig und lebend vorzaubert, uns den Blick in den Augen fest hält, die lange schon die Hand des Todes schloß, denen wir — weit getrennt — nicht mehr begegnen. Heitere, strahlende Genien, die ihr, dem armen Leben tröstend verliehen, unsern Pilgerpfad begleitet, um uns in süßen Stunden über seine Dornen zu täuschen; freundliche Künste! wie manche unverwelkliche Blume im Kranze meiner Erinnerungen ist euer Werk!

Nach Herrn Franks Verlust besuchte der gute alte Doctor mich noch öfter, und auf längere Zeit. Er ward mir werther und lieber, je mehr ich sein Herz erkannte, und ich war stolz darauf, auch ihm etwas zu sein. Er wollte im Frühling eine Reise machen, und bat mich, ihn zu begleiten. Wir durchflogen herrliche Gegenden, und genossen in der auflebenden Natur recht froh und frei die schöne Welt. Einmal, an einem lauen Abend, waren wir ziemlich früh in ein Nachtquartier gekommen, dessen romantische Umgebung mich noch in's Freie zog. Mein Begleiter, müde von der Reise

und nicht unbekannt mit den Plätzen umher, beschrieb mir einen nahen, ganz einsamen Weg und gab mir lächelnd ein Stündchen Urlaub. „Nehmen Sie dieses mit, liebes Kind," — sagte er dann, und eine schnelle Rührung überflog sein Gesicht, — „es ist für die Einsamkeit; denken Sie darüber nach, und sagen Sie mir bei der Rückkehr Ihre Gedanken."

Es war ein Brief, den der Doctor in meine Hand legte; ahnend betrachtete ich ihn, er trug Wilhelms mir bekannte Schriftzüge. Kaum hatte ich den Rand des Wäldchens erreicht, als ich zitternd das Siegel lös'te und mit unbeschreiblichen Gefühlen las. Ja, es war die Liebe, die unveränderte Treue, die aus diesen Worten sprach, und mein Herz konnte jetzt die Erwiederung, sich selbst und ihm, frei bekennen. Ach, dieser stille Genuß in der abendlichen Feier der Natur, unter den Spuren des rings erwachenden Frühlingslebens, in der sanften Begleitung leise zwitschernder Nachtigallstimmen, diese Thränen der Freude und des Danks zu Gott, löschten alle vergangenen Leiden aus! Ich kehrte erst sehr spät zurück. Der Doctor nahm mich väterlich in seine Arme. Er fragte mein Herz, und es schloß sich ihm willig auf. Wir plauderten bis Mitternacht, dann schrieb ich noch an Wilhelm. Wie hätte ich schlafen können! Ich erwartete den Aufgang der Sonne am Fenster; glühend stieg sie über dem Walde empor; es war die Morgenröthe meines Glücks und eines neuen Lebens.

Sechs fröhliche Wochen waren wie im Fluge verstrichen, und wir naheten uns spät am Abend meiner Heimath. Mehrere erleuchtete Fenster strahlten mir schon von weitem

entgegen; befremdet äußerte ich mich gegen den Doctor, der ganz stumm neben mir saß; er drückte meine Hand, ich fühlte eine Thräne darauf fallen. Jetzt blies der Postillon, die Pferde trabten, mein Herz schlug laut vor seltsamer Ahnung, und wir rasselten durch's Dorf. Weit waren die Pforten des Herrenhauses aufgethan, wie ehemals, als die geliebte Besitzerin zuerst hier einzog. Heller Glanz schimmerte im Flur, die weißen Wände schmückten grüne Maien. — Noch war ich nicht gesammelt genug, etwas zu glauben, etwas zu vermuthen; nur schöne, aber undeutliche Bilder einer nahen Seligkeit durchzogen meine Brust; da sah ich eine geliebte, unvergessene Gestalt herbeieilen, und der Doctor stürzte mit Wilhelms Namen, aus dem geöffneten Wagen, an des Freundes Brust. Er war schon seit unserer Abreise hier; der Doctor hatte alles gewußt, alles geleitet. Welch' ein Abend war das! Wilhelm führte mich in die Zimmer, die seine Liebe für mich geschmückt hatte; ich sah nur ihn, hörte nur seine Stimme. Spät erst ward ich gewahr, daß ein verschwenderischer Sommer mich umblühte. Rosen und Orangenbäume, Blumen aller Art umzogen die Wände, auf kleinen Gerüsten mit grünem Moose bekleidet, und streuten ihren Duft verschwenderisch über uns aus.

„Die Kinder der Natur sollten Sie hier begrüßen," sagte Wilhelm. „Etwas mußte die Liebe ihnen heute bieten; ich wählte das, was Ihrem Wesen am meisten entspricht. Diese Blumen werden welken, aber Ihr neues Erblühen wird uns immer an die schöne Stunde des Wiedersehens mahnen!" —

Es war beinahe Tag, als wir von unserm festlichen

Mahle aufstanden und uns trennten; drei glückliche Menschen, durch Liebe und Hoffnung, Freundschaft und Mitgefühl. Ach, ich konnte mein Glück noch nicht fassen, es war zu groß für mein Herz. Es scheint, wir Menschen sind mehr für die Trauer, als für die Freude geschaffen. Den Schmerz können wir ganz erschöpfen, nicht so das Glück. Ist es nicht beim Genuß des schönen Tages, beim Anblick einer reizenden Gegend, bei der Wonne der Familienfreuden, als fehlten uns die Fähigkeiten, das Glück ganz zu empfinden? Fühlen wir nicht da eine Unzulänglichkeit, die der Freude ein Gefühl von Wehmuth beimischt? Oder wäre es nur denen so, die am meisten für den Schmerz gelebt haben?

Süße Gewöhnung ließ mich in dem neuen freundlichen Dasein nach und nach heimisch werden. Wir entwarfen unsern Lebensplan in traulich stillen Stunden, mit einer Einigkeit aller Wünsche und Ansichten, die unsere Zukunft sicherer noch, als die Liebe begründete. Mein Freund war nicht mehr reich, allein ihm blieb ein ruhiger Besitz; wir beschlossen also das Land nicht zu verlassen, und es fand sich in der Nachbarschaft so viel Gelegenheit, Wilhelms Kunst wohlthätig zu üben, da kein Arzt einige Meilen weit lebte, daß auch sein Wunsch nach Thätigkeit volle Befriedigung fand. Der gute Doctor, der Schöpfer unseres Glücks, verließ uns nicht wieder, und seine väterliche Hand führte mich am schönsten Tage meines Lebens zum Altar.

Nur vor Gott kann ich die Freuden nennen, die diesem Tage entblühten. Liebe und Eintracht wohnten unter unserm Dache, und jedes Jahr befestigte das Einverständniß unserer Seelen. Freudig empfand ich, wie Unglück und

Glück, gleich wirksam, die Zufriedenheit herbeiführen, und empfing alles Gute als einen Segen lieber Vorangegangener, deren Nähe mir oft recht gewiß und fühlbar schien. Gute fröhliche Kinder drängten sich bald an das Mutterherz, und erwuchsen schnell in Reinheit und Unschuld. Staunend blicke ich auf die Reihe still verlebter Jahre; jeder Frühling bringt mir neue Freuden und neue Lebenslust. Ich überdenke meine Tage alle, und möchte keinen aus der Erinnerung verlieren. Denn der Blick in die Vergangenheit ist darum so mild und erfreuend, weil alle Unannehmlichkeiten durch die Zeit verwischt sind, und nur das angenehme allein da steht; wie von edlen Weinen das gemeine Phlegma sich trennt, und nur der köstliche Geist zurück bleibt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohmann, Emilie Friederike Sophie,

Sämmtliche Erzählungen

Bd.: 15

Leipzig 1844

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4469(15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091768-3